

# **Der Brief an die Hebräer**

**Calvin, Jean**

## **Vorwort**

Wieder einmal ging ein Jahr vorüber, und wir befinden uns im Jahr 2021 – nach einem sehr chaotischen Jahr geht es weiter.

Dieses Jahr hat uns allen eine Menge abverlangt – doch Gott hat uns hindurchgetragen.

Für mich persönlich bot die Zeit, die ich gewonnen habe, die Gelegenheit, einige neue Bücher zu erstellen. Gleichzeitig überarbeite ich viele der alten Bücher, sei es, um Fehler zu beheben oder neue Inhalte hinzuzufügen.

Vielleicht hat aber auch der eine oder die andere Lust, mitzumachen und neue Bücher zu erstellen – spricht mich einfach an.

Euch allen wünsche ich Gottes reichen Segen und dass Ihr für Euch interessante Texte hier findet. Für Anregungen bin ich immer dankbar.

Gruß & Segen,

Andreas

## Calvin, Jean - Hebräerbrief - Einleitung.

In alter Zeit waren nicht nur über den Verfasser dieses Briefes die Meinungen geteilt, sondern der Brief selbst ist in der abendländischen Kirche überhaupt erst spät in die Sammlung heiliger Schriften aufgenommen worden. Man stieß sich daran, dass der Brief gefallenen Sündern die Vergebung zu versagen scheint (6, 4 ff.; 10, 26 ff.). Ich rechne ihn indessen ohne Zweifel unter die apostolische Literatur und bin überzeugt, dass bei der zeitweiligen Verdunklung seines Ansehens der Satan seine Hand im Spiele gehabt hat. Gibt es doch unter den biblischen Schriften keine andere, in der von Christi Priestertum so einleuchtend gesprochen, die Kraft und Erhabenheit des einen, in seinem Tode dargebrachten Opfers so hoch gerühmt, das Zeremonienwesen sowohl nach seinem ursprünglichen Zweck, wie nach seiner vergänglichen Bedeutung ausführlicher behandelt, mit einem Wort, die Wahrheit, dass Christus des Gesetzes Ende sei, vollständiger dargetan würde. Halten wir daher einen solchen Schatz in Ehren!

Die Frage nach dem Verfasser braucht uns nicht aufzuregen. Man hat unter andern auf Lukas, Barnabas oder Klemens<sup>1</sup> geraten. Ausgeschlossen scheint mir die Annahme der Abfassung durch Paulus. Schon die Lehrweise und der Stil sprechen genugsam dagegen. Auch ist, um von andern Gründen einstweilen abzusehen, die Art, wie der Briefschreiber sich 2, 3 f. als einen Schüler der unmittelbaren Jünger Jesu bekennt, von der paulinischen sehr verschieden (vgl. z. B. Gal. 1, 11 f.), und was 6, 1 f. über die Einrichtung des damaligen christlichen Elementarunterrichtes beiläufig angeführt wird, passt nicht wohl in die Zeit des Paulus.

Was den Briefinhalt betrifft, so ist vor allem zu bemerken, dass es sich nicht etwa darum handelt, die Hebräer zur Anerkennung der Wahrheit zu bringen, dass Jesus, der Sohn Marias, der verheißene Messias und Erlöser sei. Da nämlich der Verfasser an solche schreibt, die bereits Christen geworden sind, kann er jenen Hauptpunkt als zugestanden voraussetzen. Die Beweisführung dreht sich vielmehr um die Frage, welcher Art das Werk Christi sei, um von da aus zu zeigen, dass mit seiner Erscheinung die Zeremonien ihr Ende erreicht haben. Es ist wichtig, diesen Unterschied festzuhalten. Denn so hätte sich der Apostel überflüssige Arbeit gemacht, wenn er denen, die

von der Messianität Jesu überzeugt waren, diese abermals hätte beweisen wollen. So nötig war doch für die Leser eine Belehrung über die Person des Erlösers, sowie über Zweck, Bedeutung und Frucht seiner Erscheinung, weil sie immer noch, in falscher Auslegung des Gesetzes befangen, nach einem Schatten griffen, statt sich der wesenhaften Erfüllung zu freuen.

Der Brief beginnt mit der Hervorhebung von Christi Würde und Erhabenheit und stellt zunächst fest, dass das Wort, das Christus uns gebracht, den höchsten Wert beansprucht, indem es den Abschluss und die Vollendung aller prophetischen Verkündigung darstellt (1, 1 f.). Da den Adressaten die Verehrung, welche sie für Mose empfanden, leicht zum Hindernis dieses Glaubens wurde, so zeigt der Apostel, dass Christus alle andern weit überstrahlt. Um jedoch den Anstoß zu mildern, geht er behutsam zu Werke. Nicht die Vergleichung mit Mose stellt er voran, sondern, nachdem im Allgemeinen die auszeichnenden Ruhmestitel Christi berührt sind (1, 2 f.), betont er im Besonderen das untergeordnete Verhältnis der Engel (1, 4 – 14; 2, 5 ff.). Ist einmal aus der Schrift nachgewiesen, dass selbst die himmlischen Gewalten Christus nachstehen müssen, so kann sich auch Mose oder irgendein anderer Sterblicher dessen nicht weigern so dass der Sohn Gottes über die Gesamtheit der Engel und der Menschen hervorragt. Daher kann jetzt der Apostel, gleichsam kühner geworden, dazu fortschreiten, es auszusprechen: Mose ist umso viel niedriger, als der Knecht hinter dem Herrn zurücksteht (3, 1 – 6). Diese Ausführungen der drei ersten Kapitel über die Christus zukommende, oberste Herrschaft zielen dahin ab, dass alle zu schweigen haben, wenn er redet, und nichts uns abwendig machen darf, seinem Wort aufmerksames Gehör zu schenken. Wir dürfen uns ihm umso bereitwilliger hingeben und überlassen, als ihn das zweite Kapitel zugleich auch in der gewinnenden Gestalt eines Bruders, der unser Fleisch getragen, vor uns hinstellt. Ausdrückliche Ermahnungen gegenüber lässigem Gehorsam oder gar trotzigem Widerstand sind diesem Abschnitt beigegeben (2, 1 – 4; 3, 7; 4, 13).

Von da geht der Briefsteller über zur Darstellung von Christi Priestertum, dessen wahre und reine Erkenntnis allen Zeremonien des Gesetzes ein Ende bereitet. Nachdem er aber nur kurz dabei verweilt, wie wertvoll dieses Priestertum uns sein müsse und was für ein erquickender Trost darin zu finden sei (4, 14 – 5, 10), schiebt er einen Tadel an die Hebräer zwischenein,

weil sie wie Kinder in den ersten Anfängen stecken blieben, und schreckt sie mit harter, ernster Drohung: es sei Gefahr, dass sie, wenn im Fortschreiten so lässig, schließlich ganz vom Herrn abfallen würden (5, 11 – 6, 8). Doch mildert er bald diesen rauen Ton, indem er sagt, er wolle sich zu ihnen eines Besseren versehen. Seine Absicht ist, ihnen zum Weiterstreben Mut zu machen, nicht sie niederzuschlagen (6, 9 – 20). Dann kehrt er zur Behandlung des Priestertums Jesu zurück, wobei er zeigt, dass es von dem alten Priestertum unter dem Gesetz sich unterscheide, aber auch weit darüber sich erhebe, weil es, durch einen Eid bekräftigt, zu ewiger, unveränderlicher Geltung bestimmt sei, und weil der, der es verwaltet, Aaron und das ganze levitische Geschlecht an Ehre überrage. Dies alles sieht er in der Person Melchisedeks vorgebildet (7, 1 – 28). Um aber die gesetzlichen Zeremonien umso sicherer als aufgehoben zu erweisen, legt er dar, dass sie selbst, wie auch die Stiftshütte, über sich hinaus auf eine höhere Wahrheit hingedeutet hätten. Wir dürfen also nicht bei ihnen verweilen, wenn wir nicht vor dem Ziel auf halbem Wege stehen bleiben wollen. In diesem Zusammenhang wird jene Stelle aus Jeremia angeführt, wo ein neuer Bund verheißen ist, ein besserer offenbar als der alte, der demnach unvollkommen und hinfällig gewesen sein muss (8, 1 – 13).

Aber nicht nur die Verschiedenheit, sondern auch die Ähnlichkeit und Verwandtschaft werden aufgezeigt, die zwischen den alten Schattenbildern und den wesenhaften Gütern in Christus bestehen. Auch diese Betrachtung ergibt, dass seit dem einen Opfer Christi alle mosaischen Sitten sich überlebt haben, weil dieses Opfer ein für allemal wirksam ist und in ihm sowohl der neue Bund seine vollkommene Bewährung, als auch jenes äußerliche, gesetzliche Priestertum sein wahres, geistliches Gegenstück gefunden hat (9, 1 – 10, 18). – An die lehrhaften Erörterungen schließt sich wiederum eine anspornende Ermahnung, allen Bedenklichkeiten den Abschied zu geben und Christus mit der ihm gebührenden Ehrfurcht bei sich aufzunehmen (10, 19 – 39).

Die zahlreichen, alttestamentlichen Beispiele, die das elfte Kapitel aufzählt, sollen, wie mir scheint, den Hebräern zum Bewusstsein bringen, dass der Schritt von Mose zu Christus, statt sie von den heiligen Vätern zu scheiden, sie vielmehr gerade mit diesen in enge Verbindung setze. Denn da der Väter beste Kraft und die Wurzel aller ihrer Tüchtigkeit der Glaube war, so bildet

er das vornehmste Erkennungszeichen der wahren Söhne Abrahams und der Propheten. Wer nicht den Vätern im Glauben folgt, ist aus ihrer Art geschlagen. Das macht nicht den geringsten Ruhm des Evangeliums aus, dass wir darin mit der gesamten Gemeinde Gottes von Anfang der Welt her in Übereinstimmung und Gemeinschaft stehen (11, 1 – 40).

Die zwei letzten Kapitel enthalten mancherlei praktische Weisungen über die Hoffnung, die Geduld im Leiden, Standhaftigkeit, Dankbarkeit gegen Gott, Pflicht des Gehorsams, Barmherzigkeit und tätige Bruderliebe, Keuschheit und ähnliches. Mit einem Segenswunsch und der Erwartung, seine Leser bald zu sehen, schließt der Verfasser seinen Brief (12, 1 – 13, 25).

# Kapitel 1.

V. 1. **Nachdem Gott vorzeiten** usw. Dieser Eingang hebt das Wort Christi hoch empor. Es verlangt nicht bloß ehrfurchtsvolle Aufnahme, sondern gewährt auch allein volle Befriedigung. Durch die scharfe Gegenüberstellung der einzelnen Satzglieder wird diese Hervorhebung umso deutlicher. Einst hat Gott geredet durch die Propheten, jetzt durch den Sohn; damals zu den Vätern, jetzt zu uns; dort in mannigfacher und wechselnder Weise, hier in vollendeter Offenbarung, wie sie uns durch Christus zuteil geworden. Derselbe einige Gott ist es, der sowohl das Gesetz wie das Evangelium gegeben; jenes kann sich zu diesem nicht in Gegensatz stellen. An uns wie an die Alten ist die Rede dessen ergangen, der sich selbst nicht verändert und dessen Wort unverrückbare Wahrheit bleibt. Dennoch besteht zwischen uns und den Vätern ein Unterschied, weil zu jenen das Wort in anderer Form gelangte als heute zu uns. Dort bediente sich Gott der Propheten – denen auch Mose beigezählt wird -; für uns dagegen hat er seinen eigenen Sohn zum Gesandten bestellt. Schon in dieser Hinsicht sind wir also in besserer Lage. Und nicht minder haben wir einen Vorzug, was die Art der Offenbarung betrifft. Liefert doch die im alten Bunde zu Tage tretende Wandelbarkeit des prophetischen Schauens und göttlichen Regierens den Beweis, dass die Heilsveranstaltung noch nicht jene feste Ausprägung erhalten hatte, wie sie vollkommenen Dingen eigen ist. Das ist angedeutet in dem Ausdruck **manchmal und mancherlei Weise**. Denn wenn es damals schon eine in jeder Hinsicht endgültige Offenbarungsweise gegeben hätte, so würde Gott sie bis zuletzt beständig innegehalten haben. Wir sehen also, dass die Mannigfaltigkeit ein Zeichen von Unvollkommenheit war.

Wenn es heißt, zu uns habe Gott geredet **am letzten in diesen Tagen** oder am Ende dieser Tage, so ist damit gesagt, es sei kein Grund vorhanden, nach neuer Offenbarung auszuschaun. Denn Christi Wort ist nicht wiederum ein bloßes Stück, sondern höchster und letzter Abschluss. In diesem Sinne reden die Apostel von der letzten Zeit und den letzten Tagen. Und das nämlich meint auch Paulus, wenn er schreibt, auf uns sei das Ende der Welt gekommen (1. Kor. 10, 11). Wenn also jetzt Gott zum letzten Mal geredet hat, so gilt es, bis zu diesem Worte vorzudringen, dann aber auch hier Halt zu machen. Beides muss streng beachtet werden. Für das jüdische Volk war

es verhängnisvoll, dass es nicht bedachte, dass Gott die volle Heilsverkündigung sich erst noch vorbehalten habe; so gab es sich mit seinem Gesetz zufrieden und streckte sich nicht nach dem Ziele. Seitdem aber Christus erschienen ist, begann der entgegengesetzte Schaden in der Welt um sich zu greifen: da möchten die Menschen über Christus hinausschreiten. In unserer Stelle lädt der Geist Gottes alle ebenso dringend ein, bis zu Christus zu kommen, wie er verwehrt, über diese letzte Offenbarung sich hinweg zu setzen. Nie wird unsere Weisheit das Evangelium dahinten lassen können.

**V. 2. Welchen er gesetzt hat zum Erben über alles.** Da der Vater alles Christus unterworfen hat, gehören auch wir selbst unter dessen Herrschaft. Und zugleich liegt darin, dass außer ihm kein wahres Gut gefunden werden kann, weil er der Universalerbe ist. So sind wir die elendesten Menschen und arm an jedem Gut, wenn er uns nicht aus seiner Fülle darreicht. Es wird beigefügt, dass dem Sohn Gottes diese Ehre, über alles verfügen zu können, mit Recht zustehe, weil durch ihn alles geschaffen sei. Allerdings beziehen sich diese beiden Aussagen auf verschiedene Seiten seines Wesens. Die Welt ist durch ihn geschaffen, insofern er die ewige Weisheit Gottes ist, die allen göttlichen Werken von Anbeginn zu Grunde lag (Spr. 8, 27; Joh. 1, 3; Kol. 1, 16). Dagegen kommt ihm die Bezeichnung eines Erben nach seiner Menschwerdung zu. Denn dieses Erbe hat er erlangt, da er unsere Natur an sich genommen, um uns das wiederzugewinnen, was wir in Adam verloren hatten. Gott hatte ja schon am Anfang den Menschen wie einen Sohn zum Erben aller seiner Güter bestimmt; aber durch den Sündenfall und die daherige Entfremdung von Gott hatte der erste Mensch sich und seine Nachkommenschaft des göttlichen Segens und aller Güter verlustig gemacht. Daher treten wir in den rechtmäßigen Genuss der göttlichen Reichtümer erst ein, wenn uns Christus, der Gesamterbe, in seine Gemeinschaft aufnimmt. Denn zu dem Zweck ist er der Erbe, dass er uns aus seiner Fülle reich mache. Ja, der Apostel will uns, indem er ihn hier mit diesem Titel ehrt, zu bedenken geben, dass wir ohne Verbindung mit Christus gänzlich hilflos sind und weder auf den Himmel noch auf die Erde, noch auf irgendeine Kreatur Anspruch haben.

**V. 3. Welcher, sintemal er ist der Glanz seiner Herrlichkeit und das Gepräge seines Wesens.** Diese Bezeichnungen sind eine wie die andere bildlich gemeint. Von so erhabenen und so geheimnisvollen Dingen kann ja nur



nach der Ähnlichkeit kreatürlicher Dinge gesprochen werden. Wir dürfen deshalb nicht zu genau bestimmen wollen, in welcher Weise der Sohn, der mit dem Vater eines Wesens ist, der Abglanz und Widerschein von dessen Licht sei. Es ist zuzugeben, dass die vom Kreatürlichen hergenommene Rede-weise der verborgenen Majestät Gottes nicht völlig entspricht. Aber gleichwohl wird mit Recht sinnlich Wahrnehmbares auf Gott übertragen, um zu veranschaulichen, was wir in Christus zu suchen haben, und war er für uns ist. Denn auch das muss betont werden: nicht um müßige Grübeleien handelt es sich hier, sondern um kernhafte Unterweisung im Glauben. So sollen wir denn jene Ruhmestitel Christi nach der Bedeutung, die sie für uns haben, verstehen, wie sie auch mit Rücksicht auf uns ihm gegeben sind. Wenn du also hörst, der Sohn sei der Abglanz der Herrlichkeit des Vaters, so denke dabei: diese Herrlichkeit ist für mich unsichtbar, bis sie in Christus mir entgegenstrahlt; und darum heißt er auch das Gepräge seines Wesens, weil des Vaters Majestät verborgen bleibt, bis sie sich mir in ihm wie in einem Bildabdrucke enthüllt. Die Absicht des Apostels geht nicht dahin, über die Art der Wesensgleichheit zwischen dem Vater und dem Sohne eine Lehre aufzustellen; er will vielmehr, wie gesagt, unsern Glauben auf fruchtbare Weise erbauen mit der Wahrheit, dass Gott uns nicht anders offenbar wird als in Christus. Denn so überwältigend ist die Lichtfülle im göttlichen Wesen, dass unsere Augen, davon geblendet, sie nicht ertragen, bis ihre Strahlen in Christus uns aufgehen. Das ist wahrhaft nutzbringende Philosophie, wenn wir aus ernster Glaubensempfindung und –erfahrung heraus Christi Größe erkennen lernen. Dasselbe gilt auch, wie schon bemerkt, von dem „Gepräge“: da Gott an sich für uns unfassbar ist, so kommen wir erst im Sohne zum Anschauen seines Bildes. Der erste jener beiden Ausdrücke erinnert uns, außer Christus sei kein Licht, sondern lauter Finsternis; denn wiewohl Gott das alleinige Licht ist, das uns alle erleuchten muss, kann es sozusagen nur in dieser Ausstrahlung in uns eingehen. Der andere besagt, dass wirklich und wahrhaftig Gott erkannt werde in Christus; denn nicht bloß einen dunkeln, unvollkommenen Umriss haben wir in ihm, sondern das deutliche Ebenbild, das die Züge Gottes ebenso wiedergibt, wie die Münze das Bild des Prägestempels.

**Und trägt alle Dinge** usw. „Tragen“ steht hier für „schützen“ oder „das Geschaffene in seinem Bestand erhalten“. Die Meinung ist, dass alles sogleich zerfiele, wenn es nicht durch seine Kraft erhalten würde. Sein **kräftiges**

**Wort**, oder genau: das Wort seiner Macht, bezeichnet hier einfach den Willen, und der Sinn ist der: Christus, der durch seinen bloßen Willen die ganze Welt erhält, hat es doch nicht verschmäht, das Werk unsrer **Reinigung** zu vollbringen. Und dies eben ist das zweite Stück der Lehre, die in dem Briefe behandelt wird. Denn die ganze Verhandlung dreht sich um die beiden Hauptpunkte: Weil Christus mit dem höchsten Ansehen bekleidet ist, muss er vor allen andern gehört werden, - und weil er durch seinen Tod uns mit dem Vater versöhnt hat, sind die alten Opfer durch ihn dahingefallen. So enthält dies beides schon der erste Satz des Briefes, der einleitend das Thema angibt.

Wenn es dann heißt: **durch sich selbst**, so ist der Gegensatz hinzuzudenken, dass er sich bei seinem Werke nicht auf die Schattenbilder des mosaischen Gesetzes stützte. Auch liegt darin der Unterschied zwischen ihm und den levitischen Priestern. Denn auch diese sollten Sünden wegschaffen; aber ihre Macht dazu hatten sie nicht aus sich selbst. Endlich sollen, indem die Kraft der Reinigung allein in Christus verlegt wird, alle andern Mittel oder Stützen des Heils ausgeschlossen sein.

**Hat er sich gesetzt zu der Rechten.** Nachdem er auf Erden den Menschen das Heil erworben, ist er aufgenommen in die himmlische Herrlichkeit, um die Herrschaft über alles anzutreten. Wir pflegen sonst eine Macht abzuschätzen nach ihrer sichtbaren Erscheinung. Aber das Heil, das Christus uns erlangt hat, ist eben nicht zeitlicher Art; wir dürfen ihn deshalb, weil er unseren Augen entzogen ist, nicht geringer achten. Vielmehr bedeutet das den Gipfel seines Ruhmes, dass er zu jener höchsten Stufe der Herrschaft erhöht und aufgenommen ist.

Von einer **Rechten** ist in übertragenem Sinn die Rede, da ja Gott weder an einen Ort gebunden ist, noch eine rechte oder linke Seite hat. Das Sitzen Christi daselbst ist nichts anderes als das Reich, das ihm vom Vater gegeben ist, und jene Gewalt, die Paulus erwähnt (Phil. 2, 10), dass in seinem Namen aller Knie sich beugen sollen. Auf den glänzenden Thron erhoben, von welchem Gottes Majestät ausstrahlt, regiert er gleich dem Vater, wie die fürstlichen Gesandten tun, denen unbeschränkte Vollmacht erteilt ist. Wie er daher um der Erlösung willen unsre Liebe beansprucht, so kraft dieser Herrlichkeit unsre Anbetung.

V. 4. **So viel besser** usw. Durch Vergleichung mit den Engeln wird nun die Würde Christi in ein noch helleres Licht gesetzt. Es war eine gangbare Rede bei den Juden, das Gesetz sei durch Engel gegeben worden. Man hörte, was die Schrift da und dort in auszeichnender Weise über die Engel aussagt, und schrieb ihnen dann, der merkwürdigen menschlichen Neigung zum Aberglauben folgend, eine übertriebene Bedeutung zu, selbst auf Kosten der Ehre Gottes. Sie müssen daher in die ihnen gebührende Schranke gewiesen werden, damit nicht dem Ansehen Christi durch sie Abbruch geschehe. Und zuerst soll Christi Name zum Beweis dienen, dass er hoch über ihnen steht, weil er der Sohn Gottes heißt. Dass dieser Titel wirklich Christus zukomme, wird aus zwei Schriftzeugnissen dargetan, die wir beide genau zu prüfen haben, bevor wir das Ergebnis ziehen können.

V. 5. **Du bist mein Sohn.** Unstreitig ist in dieser Schriftstelle von David die Rede, insofern er Träger des Messiasgedankens ist. Was also der Psalm enthält, musste in David vorgebildet werden; in Christus ist es erfüllt. Denn wenn jener viele Feinde ringsum bezwungen und die Grenzen seines Reiches weit gemacht hat, so liegt darin bereits eine schattenhafte Erfüllung der Verheißung (Ps. 2, 8): „Ich will dir die Heiden zum Erbe geben.“ Aber was war das, verglichen mit dem Reiche Christi, das sich vom Morgen bis zum Abend ausbreitet! Ebenso wird nun David „Sohn Gottes“ genannt, darum weil Gott ihn in besonderer Weise zu hervorragenden Taten berief, und lässt doch kaum ein Fünkchen der Herrlichkeit sehen, die uns in Christus, dem Ebenbild des Vaters, aufgegangen ist. So kommt der Name des Sohnes im ausgezeichneten Sinne einzig Christus zu und kann auf niemand sonst ohne Entweihung angewendet werden. Denn diesen und keinen andern hat der Vater versiegelt (Joh. 6, 27). Indessen scheint auch so noch der Schriftbeweis des Apostels nicht sehr zwingend. Nur aus dem Sohnesnamen leitet er den Vorrang Christi vor den Engeln ab. Aber hat er diesen Namen denn nicht gemein mit den Fürsten und Machthabern, von denen es heißt (Ps. 82, 6): „Ihr seid Götter und allzumal Kinder des Höchsten“? Und heißt nicht gelegentlich ganz Israel „Sohn“, einmal sogar „erstgeborener Sohn“ Gottes (Jer. 31, 9)? Ja, die Engel selber nennt David anderwärts Kinder Gottes (Ps. 89, 7): „Wer mag gleich sein unter den Kindern Gottes dem Herrn?“ Auf diese Einwürfe ist leicht zu antworten. Die Fürsten heißen so in übertragener Bedeutung gemäß ihrer Machtstellung, Israel wegen der gemeinsamen Erwählungsgnade und die Engel im bildlichen Sinne, weil sie himmlische

Geister sind und in seliger Unsterblichkeit göttliches Leben mitgenießen. Wenn aber David als Repräsentant Christi sich ohne weitere Beifügung Sohn Gottes nennt, so bezeichnet er damit etwas Besonderes, was über die Ehre der Engel oder der Fürsten, geschweige des ganzen Israel, hinausgeht. Hätte jener Name hier nicht einen vielsagenderen Inhalt, so ginge es nicht an, ihn als höchste Auszeichnung zu anzuwenden; denn Christus soll dadurch aus der Schar aller übrigen herausgerückt werden. Es gilt daher in einem ausschließlichen Sinne von Christus: Du bist mein Sohn; und keinem Engel kommt gleiche Ehre zu.

Über das „gezeugt“ ist in Kürze zu urteilen, dass es hier seine besondere Bedeutung hat. Augustins Auffassung von einem ewigen und unaufhörlichen „heute“ ist haltlos. Gewiss ist Christus ewiger Sohn Gottes, weil er die vor aller Zeit gezeugte, göttliche Weisheit ist. Aber das hat mit gegenwärtiger Stelle nichts zu tun, wo auf die Menschen Bezug genommen ist: von ihnen ist Christus als Sohn Gottes erst erkannt worden, nachdem der Vater ihn als solchen kundgemacht hatte. Diese göttliche Erklärung, deren auch Paulus Röm. 1, 4 Erwähnung tut, war gewissermaßen die äußere Erscheinung jener „ewigen“ Zeugung, welche als schon vorangegangener, verborgener und innerer Vorgang den Menschen unbekannt war und keine Bedeutung für sie haben konnte, wenn sie nicht vom Vater in sichtbarer Offenbarung beglaubigt worden wäre.

**Ich werde sein Vater sein.** Auch zu dieser Schriftstelle ist ähnliches zu bemerken. Sie handelt von Salomo, der aber hier aus der Reihe der gewöhnlichen Menschen heraustritt, indem Gott verspricht, ihm Vater sein zu wollen. Denn das gilt ihm nicht als Sohn Abrahams oder als einem Glied des Königshauses, sondern als dem, der alle andern überragt. Sein Sohnesvorrecht schließt alle übrigen von gleicher Ehre aus. Andererseits geht aus dem Zusammenhang der Stelle hervor, dass von Salomo nur, insofern er ein Vorbild auf Christus war, also gesprochen wird. Dem dort erwähnten Sohne wird nämlich die Herrschaft über die ganze Welt verliehen und die Zusicherung gegeben, dass sein Reich beständig und unversehrt bleiben solle, solange Sonne und Mond am Himmel glänzen (vgl. Ps. 72). Nun ist aber im Gegenteil bekannt, dass Salomos Reich in engen Grenzen eingeschlossen war und, statt dauernden Bestand zu haben, gleich nach seinem Tode in Zerrüttung fiel, um einige Zeit hernach völlig zu Grunde zu gehen. Es ließe sich weiter

aus mehreren Stellen bei den Propheten leicht nachweisen, dass jene Verheißung niemals anders als von Christus verstanden worden ist. Daher stammte ja auch bei den Juden der allgemeine Brauch, den Messias als „Sohn Davids“ zu bezeichnen.

**V. 6. Und abermals, da er einführt den Erstgeborenen** usw. Aus einem andern Grund noch erhebt jetzt der Brief Christus über die Engel. Diesen wird geboten, ihn anzubeten; daraus folgt, dass er ihr Haupt und Gebieter ist. Es könnte indessen scheinen, als sei hier einfach von Gott die Rede und das Wort werde unrichtig auf den in die Welt eingeführten, also fleischgewordenen Sohn bezogen. Allein die angeführte Psalmstelle handelt in der Tat von Christi Menschwerdung. Der Eingang des Psalms ist eine Aufforderung zur Freude, und zwar nicht an die Juden, sondern an die ganze Erde bis zu den Inseln, d. h. den Gegenden über dem Meer. Als Grund wird angegeben: weil der Herr König sein wird. Durchgeht man dann den Psalm, so findet man nichts anderes als das Reich Christi, wie es mit der Verkündigung des Evangeliums beginnt, und der ganze Inhalt lautet wie eine feierliche Urkunde, durch die Christus in den Besitz seiner Herrschaft eingesetzt wird. Wie könnte aber auch der ganzen Welt, Heiden wie Juden, zugemutet werden, sich zu freuen, wenn nicht die Herrschaft des heilbringenden Evangeliums gemeint wäre? Mit Recht sieht daher der Apostel hier die Ankunft Christi bei den Menschen, seine „Einführung in die Welt“, beschrieben. Ihm, dessen Erscheinung allen zur Wonne sein soll, hat sich jede noch so hochgestellte Macht unterzuordnen.

**V. 7. Von den Engeln** usw. Die zitierte Schriftstelle scheint ihrem ursprünglichen Sinn entfremdet zu sein. David beschreibt dort die Ordnung, die wir im Gang der Natur beobachten, und nichts ist sicherer, als dass in diesem Zusammenhang der wirklichen Winde Erwähnung geschieht, von denen es heißt, dass der Herr sich ihrer als Boten bediene, ebenso wie an den Blitzen, mit denen er die Erde durchmustert, gezeigt wird, wie schnelle und schlagfertige Diener ihm zur Verfügung stehen. Von den Engeln ist da nicht die Rede. Ich nehme aber gern an, das angeführte Schriftzeugnis sei der Ähnlichkeit halber auf die Engel bezogen. So nämlich: die Winde sind den Engeln vergleichbar, insofern sie hier auf Erden gleicher Weise Dienst tun, wie im Himmel die Engel; denn die Winde sind sozusagen Geister der sichtbaren Welt. Und gewiss, wie der mosaische Schöpfungsbericht nur solches er-

wähnt, das mit den Sinnen wahrnehmbar ist, und uns doch zugleich auch Höheres zu bedenken gibt, so entwirft David in jener Welt- und Naturbeschreibung ein Gemälde, das auch auf die himmlische Ordnung der Dinge übertragen und aus ihr heraus verstanden werden kann.

V. 8. **Aber von dem Sohn** usw. Der 45. Psalm mag wohl auf Salomo gedichtet sein als Hochzeitslied, anlässlich seiner Vermählung mit einer ägyptischen Königstocher. Es ist indessen nicht zu leugnen, dass das daraus hier Angeführte viel zu herrlich ist, um bei Salomo zuzutreffen. Wessen Thron kann als ewig bestehend bezeichnet werden als allein der Thron Gottes und des Messias, der hier Gott genannt wird?

Das Zepter des Reiches Christi heißt hier weiter ein **aufrichtiges Zepter**. In Christi Herrschaft bestätigt sich die Gerechtigkeit in weit vollerm Maße, als bei irgendeinem andern König, weil er durch das geistliche Zepter, sein Evangelium, uns verhilft zu der Gerechtigkeit, die vor Gott gilt. Dasselbe ist von seiner Liebe zur Gerechtigkeit zu sagen: gerade darum, weil er sie liebt, macht er, dass sie auch in den Seinen die Herrschaft gewinnt.

V. 9. **Darum hat dich Gott gesalbt**. Salomo wurde zum König gemacht, weil Gott ihn seinen Brüdern vorzog, die im Übrigen gleich ihm beschaffen und so gut wie er Königssöhne waren. Noch besser treffen aber die Worte auf Christus zu, der uns zu seinen Genossen angenommen hat, wiewohl wir es von Rechts wegen nicht waren. Er ist gesalbt worden reichlicher als wir alle, weil ohne Maß (Joh. 3, 34), wir aber nach dem Maße, das einem jeden zugeteilt ist. Er hat aber die Salbung empfangen um unserwillen, damit wir alle aus seiner Fülle schöpfen möchten. Deshalb heißt er Christus, d. h. der Gesalbte, und wir nach ihm Christen, wie die Bächlein sich herleiten von der Quelle.

V. 10. **Du, Herr, hast von Anfang** usw. Die Anwendung dieser Stelle auf Christus könnte auf den ersten Blick ungeeignet scheinen. Handelt es sich doch nicht um die Herrlichkeit Gottes, sondern um das, was Christus eigentümlich zukommt; nun finden wir aber dort keine Erwähnung Christi, sondern es wird lediglich Gottes Majestät dargestellt. In der Tat, der ganze 102. Psalm nennt Christus nicht mit Namen. Allein offenbar deutet er doch in einer Weise auf ihn hin, dass jedermann erkennt: wir sollen auf sein Reich aufmerksam gemacht werden. Denn nur in ihm ist das erfüllt (V. 14. 16):

„Du wollest dich aufmachen und über Zion erbarmen, dass die Heiden deinen Namen fürchten und alle Könige auf Erden deine Ehre;“ und wiederum (V. 23): „Wenn die Völker zusammenkommen und die Königreiche, dem Herrn zu dienen.“ Den Gott, der die ganze Welt zu einem Glauben und Gottesdienst zusammenbringt, suchen wir gewiss vergeblich, wenn wir ihn nicht in Christus suchen. Und so passt auch der übrige Inhalt des Psalms sehr wohl auf Christi Person: Er ist ewiger Gott, Schöpfer Himmels und der Erde, erhaben über alle Vergänglichkeit und Wandelbarkeit, so dass ihm die allerhöchste Majestät zukommt und er außer der Reihe aller Kreaturen steht.

Dass selbst **die Himmel vergehen** sollen, verstehen einige nach der Art einer unmöglichen Voraussetzung: „sogar wenn solches geschähe“. Allein was bedarf es einer so gezwungenen Auslegung, da wir ja wissen, dass alle Kreaturen der Eitelkeit unterworfen sind (Röm. 8, 20. 22)? Woher anders jenes Sehnen nach Erneuerung, das wie in Geburtswehen auch durch die Himmel hindurchgeht, als daher, dass sie dem Zusammenbruch entgegengehen? Christus allein bleibt – das ist den Seinen zum großen Trost. Sie sollen, wie der Psalm am Schluss sagt, an jener Unvergänglichkeit Anteil haben, da Christus sich und seine Gaben seinem Leibe mitteilt.

V. 13. **Setze dich zu meiner Rechten.** Der hier zitierte 110. Psalm kann nur auf Christus recht gedeutet werden. Denn da es den Königen nicht gebührte, sich ein Priesteramt anzumaßen (2. Chron. 26, 18), und bekanntlich weder David noch einer seiner Nachfolger zum Priester geweiht gewesen ist, so muss hier, wo König und Priester in der nämlichen Person vereinigt auftreten, nach beiden Seiten hin etwas ganz Neues ins Auge gefasst sein. Überdies kommt ein „ewiges“ Priestertum einzig Christus zu. Das Sitzen zur Rechten Gottes, womit der Psalm gleich beginnt, bedeutet, wie früher erwähnt, gleichviel, als wenn ihm die zweite Stelle nächst dem Vater angewiesen würde. Er ist des Vaters Stellvertreter und erster Bevollmächtigter, so dass durch seine Hand der Vater regiert. Unter den Engeln ist keiner, der ein so ehrenvolles Amt hätte, und weit ragt darum über sie alle Christus hervor.

**Bis ich lege deine Feinde zum Schemel deiner Füße.** Da es Christus niemals an Feinden fehlt, die gegen sein Reich ankämpfen, könnte dieses gefährdet scheinen, zumal da die, die auf seine Zerstörung sinnen, vielvermö-

gend sind, mit mancherlei Künsten es versuchen und dann wieder in wütendem Ansturm alles dran setzen. Gewiss, wenn wir nach dem Augenschein rechnen, so kann Christi Reich jeden Augenblick zusammenbrechen. Aber diese Verheißung benimmt uns jede Furcht. So wenig wird Christus je von seinem Thron gestoßen, dass er vielmehr alle seine Feinde niederwerfen wird. Dies beides ist also festzuhalten: Christi Reich wird niemals Ruhe haben, sondern stets von vielen Widersachern bedrängt sein; aber, was auch die Feinde unternehmen mögen, sie werden nie obsiegen, weil Christus nicht nur eine Zeitlang, sondern bis ans Ende der Welt zur Rechten des Vaters sitzt. Fragt man aber, ob nach Niederwerfung der Feinde das Reich Christi zu Ende gehen wird, so antworte ich: es wird bleiben, aber in der Weise, wie Paulus (1. Kor. 15, 25 ff.) es ausspricht. Denn wiewohl Gott, der jetzt nur in Christus erkannt sein will, uns dann durch sich selbst erscheinen wird, so wird doch deswegen Christus nicht aufhören, das Haupt der Menschheit und der Engel zu sein, und seine Ehre keine Verminderung erfahren.

V. 14. **Sind sie nicht allzumal** usw. Um die Vergleichung noch deutlicher zu machen, wird nun beigelegt, was der Beruf der Engel sei. Dass sie **Geister** heißen, ist freilich eine Auszeichnung; denn in dieser Hinsicht stehen sie über den mit einem Leibe bekleideten Kreaturen. Aber das dabei stehende Eigenschaftswort „**dienstbar**“, dem Herrschen entgegengesetzt, weist ihnen ihre Schranke. Zwar ist es ein ehrenvoller Dienst, den Gott ihnen überträgt; doch die Tatsache selbst, dass sie dienen, zeigt, dass sie bei weitem nicht auf der gleichen Linie stehen mit Christus, der ein Herr ist über alle. Allerdings wird Christus seinerseits an mehreren Stellen ein Knecht und ein Diener genannt, nicht nur Gott, sondern auch uns gegenüber. Allein das ist bei ihm nichts Ursprüngliches, sondern Sache freiwilliger Entäußerung, wie Paulus Philipper 2, 7 bezeugt. Inzwischen bleiben ihm doch alle seine Vorrechte ungeschmälert; und auch während seiner Erdenzeit geht ihm durch sein Dienen nichts von seiner königlichen Würde ab. Die Engel dagegen sind eigens zum Dienen erschaffen, und ihr ganzer Beruf geht darin auf.

Aus dieser Stelle schöpfen die Gläubigen großen Trost, indem sie vernehmen, dass die himmlischen Heerscharen ihnen als Helfer beigegeben seien zur Sorge für ihr Heil. Denn es ist kein geringes Pfand der göttlichen Liebe



gegen uns, wenn um unsertwillen jene unverdrossen in der Arbeit stehen. Daraus fließt auch eine besondere Glaubensstärkung: unser Heil, das mit solchen Wachen umgeben ist, ist außer Gefahr. Auf's Beste trifft Gott Vorsorge für unsre Schwachheit, indem er uns solche Beistände gibt, die mit uns dem Satan widerstehen und auf jede Weise zu unserm Schutze sich bemühen. Aber dieser Wohltat würdigt er im Besonderen seine Auserwählten; sollen daher die Engel uns zugehören, so müssen wir Glieder Christi sein. Es ließen sich dem freilich Schriftzeugnisse entgegenhalten, wonach zuweilen auch um Gottloser willen Engel ausgesandt werden; im Buche Daniel z. B. (10, 28) werden Engel der Perser und der Griechen erwähnt. Indessen haben jene in solchen Fällen den Beistand der Engel zu dem Zweck erfahren, dass Gott das Wohl seines Volkes fördere; ihre erlangten Erfolge und Siege zielten im letzten Grunde stets auf die Gemeinde Gottes ab. Weil wir wegen der Sünde im Reich Gottes kein Heimatrecht haben, können wir nur kraft der durch Christus bewirkten Versöhnung mit den Engeln in Verbindung treten, wie es an der Himmelsleiter, die dem Patriarchen Jakob im Traum erschien, zu sehen ist (1. Mose 28, 12 ff.).

## Kapitel 2.

V. 1. **Darum sollen wir** usw. Nun zeigt sich, was die vorausgegangene Vergleichung Christi mit den Engeln bezweckte: seinem Wort das höchste Ansehen zu sichern. Denn wenn das Gesetz, das durch Engel gegeben war, nicht geringschätzig durfte aufgenommen werden und auf seine Übertretung schwere Strafen gesetzt waren, was haben dann, fragt der Brief, die Verächter des Evangeliums zu erwarten, das den Sohn Gottes zum Urheber hat und durch so viele Wunder bestätigt ist? Das ist der Inhalt dieses Abschnittes: in dem Maße, als die Würde Christi größer ist als die der Engel, gebührt dem Evangelium mehr Ehrfurcht als dem Gesetz. Die Person des Urhebers dient dem Worte zur Empfehlung. Wohl rührt das Gesetz ebenfalls von Gott her; und so oft Gott redet, ist ihm Gehör zu schenken. Allein wo er in vollerm Maße sich uns kundgibt, ist es billig, dass zugleich mit der reicheren Offenbarung die Frucht und der Eifer des Gehorsams wachsen. Nicht als ob Gott zu einer Zeit kleiner wäre als zu einer andern; aber seine Größe wird von uns nicht immer gleicherweise erkannt.

Hier erhebt sich noch die Frage, ob denn nicht das Gesetz ebenfalls durch Christi Vermittlung gegeben worden sei. Wenn ja, so scheint die Beweisführung des Apostels hinfällig. Ich antworte, dass hier zwischen verdeckter und vollendeter Offenbarung zu unterscheiden ist. Wiewohl bereits im Gesetz Christus den Menschen dunkel und gleichsam verhüllt genahet ist, so ist es doch nicht verwunderlich, wenn ohne Erwähnung seiner Person die Übermittlung des Gesetzes den Engeln zugeschrieben wird; denn offen ist er dort nicht in die Erscheinung getreten. In der Verkündigung des Evangeliums dagegen ist seine Herrlichkeit deutlich sichtbar geworden.

**Dass wir nicht dahinfahren.** Der wahre Sinn ergibt sich aus dem Gegensatz. „Wahrnehmen“ und „dahinfahren“ stehen sich gegenüber. Das erste bedeutet „festhalten“, das zweite dagegen „wie ein Sieb oder schadhafte Fass den Inhalt verschütten“. Ich teile nämlich nicht die Ansicht derer, die es für „sterben“ nehmen, wie es 2. Sam. 14, 14 heißt: Wir sterben des Todes und sich wie Wasser, so in die Erde verläuft. Vielmehr ist, wie gesagt, der Gegensatz von Sammlung und Zerstreung ins Auge zu fassen. Ein gesam-

meltes und aufmerksames Gemüt ist gleich einem wohl verschlossenen Gefäße, das unstete und träge aber einem löchrigen.

V. 2. **Fest worden ist.** Das will sagen: es hat sein Gewicht bekommen, und zwar durch die beigegebenen göttlichen Strafandrohungen, indem niemand ungeahnt das Gesetz missachtete. Die Festigkeit bedeutet also Rechtsgültigkeit: das Wort, über dem Gott als Vergelter wacht, kann nicht leer oder unwirksam sein.

V. 3. **So wir eine solche Seligkeit nicht achten.** Nicht bloß die Verwerfung, sondern auch das Nichtachten des Evangeliums verdient schwerste Strafe angesichts der Größe der Gnade, die uns darin angeboten wird. Denn Gott will, dass seine Gaben von uns nach Würdigkeit geschätzt werden. Je wertvoller sie sind, desto hässlicher ist unser Undank, wenn sie uns nichts gelten. Die Hoheit Christi gibt einen Maßstab für die Strenge der göttlichen Rache wieder alle Verächter des Evangeliums.

Mach beachte auch, dass hier der Ausdruck „**Seligkeit**“ anstatt des verkündigten Wortes steht. Der Herr will ja die Menschen nicht anders selig machen als durch das Evangelium, so dass, wer dieses geringschätzt, jede Seligkeit von Gott her verschmäht; denn es ist Kraft Gottes zur Seligkeit allen Glaubenden (Röm. 1, 16). Wer daher anderswo sein Ziel sucht, will es durch andere als Gottes Kraft erlangen, was allzu närrisch wäre. Übrigens dient das Gesagte nicht allein zur Mahnung, sondern auch zur starken Stütze unsres Glaubens, weil dadurch bezeugt wird, dass im Worte gewisses Heil beschlossen ist.

**Nachdem sie erstlich gepredigt ist durch den Herrn.** Der Apostel stellt den Sohn Gottes als ersten Verkündiger des Evangeliums den Engel gegenüber und beugt zugleich einem Zweifel vor, der manche beschleichen konnte. Sie waren nämlich nicht durch Christus selbst, den sie großen Teils nie gesehen, unterwiesen worden. Hätten sie nun lediglich auf die Menschen geschaut, durch deren Lehre sie zum Glauben gekommen waren, so hätten sie das bei jenen Gelernte zu gering angeschlagen. Daher erinnert der Apostel, dass das Wort, wenn auch durch anderer Mund ihnen überliefert, doch nichtsdestoweniger von Christus ausgegangen sei. Es sind Christi Jünger gewesen, die das von ihm ihnen Anvertraute treulich weitergetragen haben. Daher der Ausdruck „**bestätigt**“ : nicht ein ausgestreutes Gerücht ohne si-

chere Quelle oder mit verdächtigen Zeugen ist es gewesen, sondern eine ernsthaft beglaubigte Sache. – Im Übrigen zeigt diese Stelle, dass der Brief nicht von Paulus verfasst ist. Er pflegt sich nicht so bescheidenlich als einen Apostelschüler auszugeben: nicht aus Ehrsucht, sondern weil die Feinde aus dergleichen Kapital zu schlagen suchten zur Verkleinerung seiner Lehre (Gal. 1, 12).

**V. 4. Und Gott hat ihr zugleich Zeugnis gegeben.** Außerdem dass die Apostel ihre Verkündigung vom Sohne Gottes her hatten, hat der Herr in außerordentlichen Ereignissen ihre Predigt gleichsam mit feierlicher Unterschrift anerkannt. Deshalb versündigt sich nicht nur gegen das Wort, sondern auch gegen das Werk Gottes, wer nicht ehrfürchtig das Evangelium annimmt, dem solche Zeugnisse zur Seite stehen. In drei Ausdrücken werden jene außerordentlichen Erscheinungen geschildert. **Zeichen** heißen sie darum, weil sie den Sinn der Menschen auf etwas Höheres über der sichtbaren Welt lenken; **Wunder**, weil sie etwas Neues und Ungewohntes enthalten; **Kräfte**, weil in ihnen der Herr einer besondere und außergewöhnliche Probe seiner Kraft gibt. In dem „Zeugnis geben“ liegt der rechte Gebrauch der Wunder angedeutet, dass sie nämlich zur Bekräftigung des Evangeliums dienen sollen. Denn von beinahe allen Wundern aller Zeiten ließe sich herausfinden, dass sie Siegel des Wortes Gottes zu sein bestimmt waren. Umso verkehrter ist der papistische Aberglaube, der seine angeblichen Mirakel zur Untergrabung der lauterer Wahrheit ausspielt. Das „zugleich“ bedeutet, dass wir im Glauben an das Evangelium bestärkt werden durch einen harmonischen Einklang Gottes und der Menschen, indem die Gotteswunder wie bekräftigende Zeugenaussagen mit den Menschenstimmen sich vereinigen. Die **Austeilung des heiligen Geistes** ist ebenfalls eine förderliche Begleiterscheinung der Evangeliumsverkündigung gewesen. Denn wozu sonst hat Gott die Gaben seines Geistes ausgeteilt, als um teils die Bekanntmachung des Evangeliums zu unterstützen, teils durch das Staunen, das sie erregten, die Menschen zum Gehorsam willfährig zu machen? (Vgl. 1. Kor. 14, 22). **Nach seinem Willen:** alle jene erwähnten Kräfte können nur auf Gott zurückgeführt werden und sind nicht planlos zutage getreten, sondern gemäß seinem bestimmten Ratschluss, zur Besiegelung des Evangeliums.

**V. 5. Denn nicht den Engeln** usw. Ein weiterer Beweis für den Christoschuldigen Gehorsam: ihm hat der Vater die Herrschaft über die ganze Erde

verliehen, eine Ehre, von der die Engel weit entfernt sind. Zunächst ist aber das angeführte Psalmwort zu beleuchten, da seine Anwendung auf Christus scheinbar ungeschickt ist. David erwähnt daselbst die Privilegien, mit denen Gott das menschliche Geschlecht ausstattet. Nachdem er nämlich am Himmel und an den Gestirnen die Macht Gottes betrachtet, steigt er herunter zu den Menschen, an denen seine wunderbare Güte besonders zutage tritt. Nicht von einem einzelnen Menschen ist also die Rede, sondern von der Gesamtheit. Allein das alles hindert dennoch nicht, dass jene Aussagen mit Christi Person verknüpft werden müssen. Am Anfang ist der Mensch freilich in den Besitz der Welt eingesetzt worden als ein Herr über alle Werke Gottes; aber durch seinen Abfall hat er es verschuldet, dass er dieser Herrschaft entsetzt wurde. Denn bei einem Vasallen und Günstling ist das die gerechte Strafe für Undank, dass ihm sein Herr, den anzuerkennen und dem in schuldiger Treue zu dienen er sich weigert, das zuvor bewilligte Vorrecht entzieht. Sobald sich also Adam durch die Sünde Gott entfremdet hatte, ist er aller empfangenen Güter verdienstermaßen verlustig gegangen: nicht dass er ihren Gebrauch verloren hätte, aber den rechtmäßigen Anspruch konnte er, nachdem er Gott verlassen, nicht mehr aufrechterhalten. Auch was den Gebrauch betrifft, sind nach Gottes Willen Zeichen des Falles vorhanden, wie z. B. dass die Tiere in Wildheit sich gegen uns auflehnen und, statt vor unserm Blick sich zu scheuen, uns Schrecken einflößen, dass sie teils überhaupt nicht, teils nur mit Mühe zu zähmen sind und mannigfach Schaden anrichten, dass die Erde den Ertrag schuldig bleibt und Himmel, Luft, Meer und andere Naturgebiete uns oft mit Unheil bedrohen. Allein, wenn auch alle Kreaturen im Verhältnis der Unterwürfigkeit blieben, so wird doch den Söhnen Adams, was irgend sie für sich in Anspruch nehmen, als Diebstahl angerechnet. Denn was sollen sie als ihren Besitz rühmen, da sie selbst nicht Gottes sind? Auf Grund des Gesagten erhellt, dass jene göttliche Privilegierung uns nichts angeht, bis das uns in Adam verloren gegangene Recht durch Christus wiederhergestellt ist. Deshalb lehrt Paulus, dass das Genossene uns durch den Glauben geheiligt werde (1. Tim. 4, 5), und sagt anderwärts, den Ungläubigen sei nichts rein, weil sie ein beflecktes Gewissen haben. Das hängt mit dem zusammen, was wir zum Eingang dieses Briefes sahen, dass Christus vom Vater als Erbe über alles gesetzt ist. Indem das ganze Erbe einem überwiesen wird, sind ohne Zweifel alle übrigen als Fremde davon ausgeschlossen, und zwar billigerweise; denn im Reiche Gottes haben wir alle kein Bürgerrecht. Wir dürfen mithin nicht an uns rei-

ßen, was er seinen Hausgenossen zum Unterhalt bestimmt hat. Nun gibt uns aber Christus, durch den wir in die Hausgenossenschaft aufgenommen werden, zugleich Anteil an seinem Vorrecht, der ganzen Welt zu brauchen mit Gottes Segen. Daher ist auch nach Pauli Wort (Röm. 4, 13) durch den Glauben Abraham der Welt Erbe geworden, insofern er nämlich dem Leib Christi eingegliedert war. So ist denn also jene Herrschaft, von welcher der Psalm spricht, in Adam uns abhandengekommen und muss uns ganz von neuem wieder verliehen werden. Mit Christus als dem Haupte beginnt die Wiederherstellung. Auf ihn haben wir darum unzweifelhaft zu schauen, so oft von des Menschen Vorzug vor allen Geschöpfen die Rede ist.

Nach der nämlichen Richtung weist der vom Apostel gewählte Ausdruck: **die zukünftige Welt**. Er meint damit die erneuerte. Vergegenwärtigen wir uns zu besserem Verständnis die beiden Welten: vorauf die alte, welche infolge von Adams Fall dem Verderben anheimfiel, danach die andere, wie sie durch Christus wiederhergestellt wurde. Der Zustand der ursprünglichen Schöpfung, soweit sie mit menschlichen Lebensverhältnissen zusammenhängt, ist unhaltbar geworden, mit hineingezogen in den Fall des Menschen. Erst mit der Neuschöpfung durch Christus wird also der Psalm in diesem Punkte zur Wahrheit. So ist es deutlich, dass unter der „zukünftigen Welt“ nicht bloß diejenige verstanden wird, auf welche wir nach der Auferstehung hoffen, sondern die, die mit dem Beginn des Reiches Christi ihren Anfang genommen hat; ihre Vollendung wird sie allerdings in der letzten Erlösung finden.

**Gedenken** und **achten** bedeuten (V. 6) beide das Nämliche, nur dass das letztere einen etwas volleren Sinn hat, indem es an die wirkliche Gegenwart Gottes erinnert.

#### V. 7. **Du hast ihn eine kleine Zeit niedriger sein lassen denn die Engel.**

Nun taucht eine neue Schwierigkeit der Erklärung auf. Die Stelle kann zwar, wie gezeigt wurde, sehr wohl auf den Sohn Gottes gedeutet werden; aber jetzt scheint der Apostel den Worten einen ganz anderen Sinn zu geben, als den sie bei David hatten. Der Sinn bei David ist der: Herr, du hast den Menschen so hoch gewürdigt, dass er nur wenig unter Gott oder den Engeln steht, da er über die ganze Welt gesetzt ist. Hier dagegen wird das „ein wenig“ zeitlich verstanden, nämlich von der kurzen Zeit der Erniedrigung Christi, während die Verherrlichung, von David allgemein auf das

ganze Leben des Menschen bezogen, mit dem Tag der Auferstehung in Beziehung gesetzt ist. Es ist eben dem Apostel nicht darum zu tun gewesen, eine unwiderlegliche Erklärung der Worte zu geben. Ohne Nachteil kann er zur Illustrierung seines vorliegenden Gegenstandes auf jene Worte anspielen, so wie Paulus Römer 10, 6 ff. bei der Anführung der Stelle aus dem 5. Buch Mose: „Wer will hinauf gen Himmel fahren?“ sogleich nicht eine Auslegung, sondern eine freie Anwendung folgen lässt von Himmel und Unterwelt. Den ursprünglichen Sinn hat der Apostel nicht umstoßen oder missdeuten wollen; nur möchte er bei Christus auf die für eine kleine Zeit zutage getretene Erniedrigung und sodann auf die Herrlichkeit, mit der er für immer gekrönt worden ist, aufmerksam machen und tut es mehr in Anspielung auf die Worte Davids als in genauem Anschluss an ihre Bedeutung.

V. 8. **In dem, dass er ihm alles hat untertan** usw. Man könnte vermuten, es werde hier folgendermaßen geschlossen: Dem Menschen, von welchem David spricht, wird alles untertan; nun aber ist dem menschlichen Geschlechte nicht alles untertan; also ist nicht von einem beliebigen Menschen die Rede. Indessen wäre dieser Beweisgang nicht zwingend, weil der zweite Satz auch auf Christus Anwendung findet. Denn nicht einmal ihm ist bisher alles unterworfen (1. Kor. 15, 28); der Zusammenhang ist demnach ein anderer. Nachdem zuvor festgestellt worden, dass Christus ohne Ausnahme Herr über alle Kreaturen ist, wird in Form eines Einwandes hinzugefügt: es leistet doch noch nicht alles seiner Herrschaft Folge. Um dem zu begegnen, lehrt der Apostel, in Christus sehe man nichtsdestoweniger bereits erfüllt, was gleich darauf (V. 9) von **Preis und Ehre** steht. Er will sagen: Obschon uns jene vollständige Unterwerfung noch nicht vor Augen liegt, wollen wir uns damit zufrieden geben, dass Christus durch seinen Tod hindurch zur höchsten Stufe der Ehre erhoben ist; denn was bisher fehlt, wird zu seiner Zeit auch noch sich erfüllen.

Indessen stoßen sich etliche daran, dass der Apostel zu spitzfindig folgere, es sei nichts, was Christus nicht untertan wäre, während doch die Dinge, die David nachher unter dem „alles“ begreife und aufzähle, nicht so weit ausschauen, die Tiere des Feldes nämlich, die Fische des Meeres und die Vögel des Himmels. Hierauf ist zu entgegnen, dass die allgemeine Aussage nicht auf diese Beispiele eingeschränkt zu werden braucht, da David nichts ande-

res gewollt hat, als an den sichtbarsten Dingen jene Herrschaftsverleihung aufzuzeigen, oder sie ausdehnen bis auf die geringsten Dinge, damit wir wissen, nichts sei unser ohne die Gunst Gottes und die Teilhaftigmachung durch Christus. Der Gedanke könnte daher so aufgelöst werden: Alles hast du ihm untertan gemacht, nicht allein, was zur ewigen Seligkeit dient, sondern bis herab zu den Kleinigkeiten, die den leiblichen Bedürfnissen entsprechen. Wie dem auch sei, jene Herrschaft über die Tiere hängt als das Geringere an einem Höheren.

Andererseits kann gefragt werden, wieso gesagt wird, dass wir nicht alles Christo unterworfen sehen. Die oben angeführte Stelle aus 1. Korinther 15 gibt Aufschluss darüber, und im ersten Kapitel unsres Briefes haben wir einiges davon berührt. Weil Christus mit mancherlei Feinden beständig Krieg führt, ist er noch nicht im völlig ruhigen Besitz seines Reiches. Doch treibt ihn keine Notwendigkeit zum Kriege, sondern er lässt es zu, dass es nicht unterjochte Feinde gibt bis zum letzten Tag, damit wir in den daherigen Kämpfen uns erproben.

**V. 9. Den aber, der eine kleine Zeit niedriger gewesen ist** usw. Unter Benützung des Doppelsinnes von „ein wenig“ ist es dem Apostel, wie schon gesagt, mehr um den in Christi Person vorliegenden Tatbestand zu tun als um eine richtige Erklärung der Psalmworte. Auch weist er in der Auferstehung die Verherrlichung nach, die David auf alle Gaben, womit der Mensch durch göttliches Privileg ausgezeichnet worden ist, bezieht. Indessen ist in dieser freien Ausführung, die doch dem wörtlichen Sinn sein Recht lässt, nichts Unschickliches.

**Durchs Leiden des Todes** ist Christus zu seiner Herrlichkeit erhöht worden, wie auch Paulus Philipper 2, 8 – 11 lehrt. Er ist aber mit Herrlichkeit gekrönt, damit aller Knie sich vor ihm beugen (Phil. 2, 10). In diesem Endzweck offenbart sich, dass alles in seine Hand gegeben ist.

**Auf dass er von Gottes Gnaden** usw. Angesichts des Grundes und der Frucht von Christi Tod kann dieser ihm in unseren Augen nichts von seiner Würde rauben. Denn wenn ein so großes Gut uns dadurch erworben ist, so hat die Verachtung keinen Raum mehr, weil die Bewunderung der göttlichen Güte die ganze Seele ausfüllt. **Für alle** – das will nicht bloß sagen, dass er anderen ein Beispiel gibt, etwa wie ein Arzt, der den bitteren Trank



vorher kostet, damit der Kranke sich nicht zu trinken weigere; sondern Christus ist für uns gestorben, weil er durch das Erleiden des Todes an unsrer statt uns von dessen Fluch losgekauft hat. Und es wird beigefügt, **von Gottes Gnaden** sei es geschehen, weil der Grund der Erlösung die unendliche Liebe Gottes gegen uns ist, kraft deren er auch des eignen Sohnes nicht hat verschont (Röm. 8, 32). Die Erklärung des Chrysostomus, wonach „**den Tod schmecken**“ ein nur oberflächliches Nippen bedeute, da ja Christus als Sieger aus dem Tod hervorgegangen sei, verwerfe und missbillige ich nicht, weiß aber nicht, ob der Apostel so feine Unterscheidungen in der Rede hat machen wollen.

V. 10. **Denn es ziemte** usw. Hier geht die Absicht dahin, Christi Erniedrigung bei den Gläubigen ins Licht der Herrlichkeit zu stellen. Denn mit dem Annehmen unsres Fleisches scheint er in den gewöhnlichen Rang der Menschen einzutreten. Das Kreuz aber erniedrigt ihn unter alle Menschen; daher ist Vorsorge zu treffen, dass Christus nicht um deswillen, dass er freiwillig unsertwegen sich entäußerte, geringer geachtet werde. Der Apostel zeigt nämlich, gerade das müsse dem Sohne Gottes zur Ehre ausschlagen, weil er so zum Herzog unsrer Seligkeit geweiht worden sei. Zunächst setzt er als zugestanden voraus, dass wir uns an Gottes Ratschluss zu halten haben, da alle Dinge, wie sie zustande kommen durch seine Kraft, so auch seiner Ehre dienen müssen; für Christi Leiden gibt es insofern keinen besseren Grund, als dass es Gott so gefallen hat. Dahin weist die Ausdrucksweise: **um deswillen und durch den alle Dinge sind**. Der Verfasser hätte einfach Gott nennen können; aber er wollte erinnern, dass das, was Er beschließt, dessen Wille und dessen Ehre das höchste Ziel von allem ist, für das Beste zu gelten hat. Indessen ist damit das, was er dartun will, noch nicht deutlich: dass es sich geziemte, Christus solchermaßen zu weihen. Es hängt dies mit der gewohnten Weise, die Gott bei der Behandlung der Seinen einhält, zusammen. Sie sollen nämlich in Trübsal aller Art geübt werden und ihr ganzes Leben unter dem Kreuz zubringen. Darum musste Christus als der Erstgeborene nach dem allen gemeinsamen Gesetz und Los durchs Kreuz in sein Herzogtum eingesetzt werden. Das ist die Gleichförmigkeit des Hauptes mit den Gliedern, von welcher Paulus Römer 8, 29 spricht. Ausnehmender Trost liegt hierin, die Bitterkeit des Kreuzes zu lindern, wenn die Gläubigen hören, dass sie durch Leiden und Widerwärtigkeiten in der Gemeinschaft mit Christus zur Herrlichkeit zubereitet werden; da sehen sie sogar Grund,

das Kreuz eher noch liebend zu küssen, als davor zu schaudern. Und dann muss ja die Schande des Kreuzes Christi also gleich auslöschen und seine Herrlichkeit hervorleuchten. Wer möchte geringschätzen, was geweiht, ja von Gott geheiligt ist? Wer achtet das für schimpflich, wodurch wir zur Herrlichkeit bereitet werden? Und dies Beides wird hier von Christi Tod bezeugt. Dass Gott den Herzog unsrer Seligkeit durch Leiden **zum Amte weihte**, übersetzen andere, dass er ihn „vollkommen machte“ oder „vollendete“. Ich halte es für augenscheinlich, dass die erstere Bedeutung dem Zusammenhang besser entspricht. Denn von einer feierlichen, ordnungsgemäßen Einführung ist die Rede, wodurch die Söhne Gottes in ihren Rang eingesetzt, ja von der übrigen Welt gesondert werden. Die Erwähnung der Heiligung schließt sich aber gleich an.

**V. 11. Sintemal sie alle von einem kommen, beide, der da heiligt und die da geheiligt werden.** Dass sich jenes alles an Christi Person erfüllte, geziemte sich wegen der engen Verbindung zwischen ihm und den Gliedern. Dass sich jenes alles an Christi Person erfüllte, geziemte sich wegen der engen Verbindung, das Annahmen unsres Fleisches von seiner Seite, ist ein besonderer Erweis göttlicher Gnade. So kommt sowohl ihm, dem Urheber der Heiligung, als uns, die wir derselben teilhaftig werden, die nämliche Natur zu. „Von einem“ beziehen zwar manche auf Adam, andere wieder – nicht unpassend – auf Gott. Ich nehme aber eher an, es sei an die gleiche Natur gedacht: von einem Stoff sind wir gebildet. Zur Mehrung unseres Glaubens trägt das nicht wenig bei, wenn wir mit dem Sohne Gottes in so inniger Verwandtschaft stehen, dass die Heiligungseinflüsse, deren wir bedürfen, in unsrer Natur zu finden sind. Denn nicht nur, sofern er Gott ist, heiligt er uns, sondern auch seiner menschlichen Natur wohnt solche Kraft inne, nicht an ihr selbst, aber dank der wahrhaften Heiligkeitsfülle, die Gott ihr, damit wir daraus schöpfen möchten, mitgeteilt hat. Damit ist Johannes 17, 19 zu vergleichen: „Ich heilige mich selbst für sie.“ Sind wir also unheilig und unrein, so braucht das Heilmittel nicht in der Ferne gesucht zu werden; in unserm Fleisch tritt es uns entgegen. Will aber jemand die Stelle lieber von der geistlichen Gemeinschaft verstehen, die zwischen den Gläubigen und dem Sohn Gottes eine ganz andere Kraft hat als im gewöhnlichen Verkehr der Menschen untereinander, so habe ich nichts dawider.

**Er schämt sich nicht, sie Brüder zu heißen.** Die Stelle ist aus Psalm 22, 23 entnommen. Dass dort Christus redend eingeführt ist oder David als Christi Repräsentant, bezeugen erstlich die Evangelisten, indem sie mehrmals Worte aus diesem Psalm anführen, z. B.: Sie haben meine Kleider unter sich geteilt; mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen? Weiter geht es aus der Sache selbst hervor; denn die Leidensgeschichte bietet ein lebendiges Bild aller dort berichteten Dinge. Auch die Schlussworte des Psalms von der Berufung der Heiden passen einzig auf Christus: Es werden sich zum Herrn bekehren aller Welt Enden und vor ihm anbeten alle Geschlechter der Heiden; denn des Herrn ist das Reich, und er herrscht unter den Heiden. Die Wahrheit von alledem ist nur in Christus vorhanden, der die engen Schranken des Gottesreichs gesprengt und es über die ganze Erde ausgebreitet hat. Daher darf gewiss auch das oben angeführte Wort ihm in den Mund gelegt werden. Sehr bezeichnenderweise wird gesagt, dass er „sich nicht schäme“. Wie groß ist doch der Unterschied zwischen ihm und uns! Er zeigt viel Herablassung, indem er uns des Brudernamens würdigt; eigentlich wären wir nicht wert, seine Knechte oder weniger als das zu sein. Und diese seine so große Gnade gegen uns erhöht noch der Umstand, dass er nicht mehr als sterblicher Mensch in Knechtsgestalt, sondern angetan mit unvergänglicher Herrlichkeit nach seiner Auferstehung so von uns spricht. Der Brudernamen bedeutet daher für uns ein Erhobenwerden ins himmlische Wesen. Er gibt ihn uns gleichsam zum Kleide, damit wir von der Seligkeit und jedwedem himmlischen Gut Besitz ergreifen können.

Weiter (V. 12) ist die Aufgabe zu beachten, die Christus für sich übernimmt: **„Ich will verkündigen deinen Namen.“** Das hat mit der ersten Verkündigung des Evangeliums begonnen und geschieht nun täglich im Amt der Diener des Wortes. Wir ersehen daraus, dass uns das Evangelium jedes Mal angeboten wird, um uns zur Erkenntnis Gottes zu führen, damit seine Güte unter uns gepriesen werde; sodann, dass hinter dem Evangelium Christus steht, mag es uns auch durch Menschen verkündigt werden. So sagt Paulus (2. Kor. 5, 20), er und andere seien Botschafter an Christi Statt und vermahnend in Christi Namen. Das muss die

Ehrfurcht vor dem Evangelium nicht wenig vermehren: nicht sowohl Menschen als vielmehr durch ihren Mund Christus hören wir darin.

**Mitten in der Gemeinde dir lobsing.** Hier wird noch deutlicher, dass die Verkündigung des Evangeliums immer die Lobpreisung Gottes in sich schließt. Sowie Gott uns bekannt wird, hallt Herz und Ohr wider von seinem unaussprechlichen Lob. Nach dem Beispiel Christi sollen wir aber auch davon öffentlich, möglichst vielen zu Nutz, Zeugnis geben. Es ist nicht genug, wenn jeder für sich Gott dankt für seine Wohltaten; durch Aussprache vor andern müssen wir einander gegenseitig dazu ermuntern. Und wenn wir hören, dass Christus allen voran den Preisgesang anstimmt, so ist uns das stärkster Antrieb, mit umso glühenderem Eifer zu Gottes Lob uns zu erheben.

V. 13. „**Ich will mein Vertrauen auf ihn setzen.**“ Da ein ähnliches Wort Psalm 18, 3 steht, stammt das Zitat vermutlich von dorthier. Der Zusammenhang des Psalms zeigt, dass David als messianisches Vorbild spricht. Er rühmt sich, zum Haupt über die Heiden gemacht worden zu sein, so dass Fremde und Leute, die er nicht kannte, aus freien Stücken, auf das bloße Gerücht seines Namens hin, sich ihm unterworfen hätten (V. 44). Von solcher gepriesenen Machtfülle bemerkt man bei David indessen kaum einen schwachen Schatten. Dagegen wird der Psalm ohne Zweifel sehr passend auf Christus gedeutet, der den verschiedensten Völkern zum Haupte gesetzt ist und dem von den Enden der Welt her Fremde sich zu Füßen legen, nicht mit Waffengewalt unter das Joch gebeugt, sondern, durch das bloße Wort bezwungen, zu freiwilligem Gehorsam sich einstellend. – Was hat das alles aber mit der vorliegenden Frage zu tun? Mag Christus noch so sehr auf Gott sein Vertrauen setzen, so scheint daraus noch nicht hervorzugehen, dass wir mit ihm eines Stammes sind. Und doch ist es so: denn wäre er nicht Mensch, den menschlichen Bedürfnissen unterworfen, so täte ihm ein solches Vertrauen gar nicht not. Da er also von Gottes Hilfe abhängig ist, teilt er mit uns die gleiche Lage. Gewiss nicht umsonst oder ohne Grund sind wir aufs Vertrauen angewiesen: von Gottes Gnade verlassen, wären wir elend und verloren. So ist das Vertrauen, das wir auf Gott setzen, ein Zeugnis unsres Mangels. Freilich besteht für Christus der Unterschied, dass er die uns notwendigerweise anhaftende Schwachheit freiwillig auf sich genommen hat. Doch aber muss uns das zum Vertrauen auf Gott nicht wenig Mut machen, dass wir Christus darin zum Führer und Meister haben. Wer dürfte in seinen Fußstapfen befürchten, irre zu gehen? Ich sage es jedem: Es ist keine Gefahr, dass unser Glaube, den wir mit Christus gemein haben, je

vergeblich wäre; denn dass Christus nicht zuschanden werden kann, das wissen wir.

**„Siehe da, Ich und die Kinder.“** Jesaja spricht an jener Stelle (8, 18) von sich selber. Da er dem Volk Befreiung in Aussicht stellte und diese Verheißung keinen Glauben fand, befiehlt ihm der Herr, damit er nicht ob so hartnäckigem Unglauben mutlos zusammenbräche, er solle sein Zeugnis wenigen Getreuen versiegeln: von der Menge verachtet, werde es doch immer von einigen, ob auch noch so wenigen angenommen werden. An dieser Antwort richtet sich Jesaja wieder auf und bezeugt, dass er und die Jünger, die ihm gegeben seien, stets bereit sein werden, auf Gott zu hören. Nun ist ersichtlich, mit welchem Recht der Apostel die Stelle auf Christus bezieht. Wie die Ausführung aus dem babylonischen Exil gleichsam ein Vorspiel der großen Erlösung war, die Christus uns und den Vätern zuwege gebracht hat, genau so ist auch der Umstand, dass nur so wenige Juden von jener göttlichen Vergünstigung Gebrauch machten und daher bloß ein kleiner Rest gerettet wurde, eine Weissagung auf die spätere Vollendung, in der die Menge Christus verwarf und dafür hinwieder von Gott verworfen wurde. Wir haben überhaupt zu beachten, dass sich die prophetischen Verheißungen von der Wiederherstellung der Gemeinde von der Zeit der Rückkehr aus dem Exil an bis auf das Reich Christi erstrecken, wie denn der Herr mit der Zurückführung des Volkes eben dies bezweckte, seine Gemeinde bis zur Ankunft seines Sohnes zu erhalten, durch den sie dann erst in Wahrheit begründet werden sollte. Bei diesem Sachverhalt empfängt eigentlich nicht bloß Jesaja die Weisung, Gesetz und Zeugnis zu versiegeln, sondern in seiner Person alle Diener Gottes, welche gegen den Unglauben des Volkes zu kämpfen hatten, und so in erster Linie Christus, wider den die Juden heftigeren Trotz als gegen alle Propheten, vor ihm beweisen sollten. Der Apostel entnimmt aus der Jesajastelle den Gedanken, dass wir mit Christus eins sind, da er sich und uns miteinander in engem Zusammenschluss vor Gott, den Vater, hinstellt. Denn die machen einen Leib aus, die nach derselben Regel des Glaubens Gott gehorchen. Was kann zum Preis der Glaubens-treue Besseres gesagt werden, als dass wir uns kraft derselben im Gefolge des Sohnes Gottes befinden, der uns durch sein Beispiel ermuntert und uns den Weg zeigt? Sobald wir dem Worte Gottes folgen, wissen wir gewiss, dass Christus unser Führer ist, wie umgekehrt alle, die vom Gehorsamswege abbiegen, nicht zu Christus gehören. Was gibt es doch Wünschenswert-

res als den Zusammenschluss mit dem Sohne Gottes? Der besteht aber in der Glaubenstreue; ohne sie setzen wir uns – das Allertraurigste in der Welt – in Zwiespalt mit ihm.

Der Ausdruck „Kinder“, oft gebräuchlich zur Bezeichnung von Knechten, bedeutet hier Jünger.

**Welche mir Gott gegeben hat.** Das ist der vornehmste Grund zum Gehorsam: Gott hat uns als die Seinen angenommen. Nur die führt Christus zum Vater, die ihm vom Vater gegeben sind. Wir wissen aber, dass dieses „Geben“ an der ewigen Erwählung hängt: welche der Vater zum Leben bestimmt hat, die übergibt er seinem Sohn in Schutz und Gewahrsam (Joh. 6, 37). Wenn wir uns also Gott unterwerfen zum Glaubensgehorsam, so lasst uns bedenken, dass wir das ganz nur seinem Erbarmen verdanken, weil ohne dieses wir ihm niemals zugeführt würden durch Christi Hand. Überdies zieht unsere Zuversicht aus dieser Lehre kräftige Nahrung. Denn wer könnte unter Christi Hut und Obsorge ängstlich tun; wer unter einem solchen Schirmherren nicht kühnlich alle Gefahren verachten? Mit diesem „Ich und die Kinder“ erfüllt Christus seine anderwärtige Verheißung, er werde nicht dulden, dass einer von denen, die er vom Vater erhalten hat, umkomme (Joh. 10, 28). Endlich: mag auch die Welt in wahnsinnigem Trotz das Evangelium von sich weisen, die Schafe werden doch immer die Stimme des Hirten kennen. Nicht mache uns darum irre die Gottlosigkeit beinahe aller Stände und Zeiten und Nationen, wenn nur Christus die Seinen sammelt, die seiner Obhut anvertraut sind. Wenn die Verworfenen durch ihre Gottlosigkeit dem Tod verfallen, so werden ausgeroutet die Pflanzen, die Gott nicht gepflanzt hat (Matth. 15, 13). Inzwischen lasst uns bedenken: Er kennt die Seinen (2. Tim. 2, 19), und ihrer aller Heil ist bei ihm versiegelt, dass keins verloren gehe. Das genüge uns.

V. 14. **Nachdem nun die Kinder** usw. Das schon Gesagte abschließend und erweiternd, legt der Brief dar, warum der Sohn Gottes unser Fleisch annehmen musste, nämlich um derselben Natur mit uns teilhaftig zu werden und durch sein Erleiden des Todes uns vom Tod zu erlösen. Die Stelle ist bemerkenswert, weil sie nicht nur die Realität der menschlichen Natur in Christus geltend macht, sondern auch den daraus fließenden Segen aufzeigt. Der Sohn Gottes, heißt es da, ist Mensch geworden, damit er an unsrer Lebensweise und Natur Anteil bekäme. Wodurch könnte unser Glaube mehr ge-

stärkt werden? Denn da leuchtet seine unschätzbare Liebe zu uns hervor. Das Höchste aber ist, dass er unsere Natur anzog, um die Möglichkeit des Sterbens zu gewinnen; denn als Gott hätte er den Tod nicht schmecken können. Die Frucht seines Todes wird nur kurz berührt, aber in den wenigen Worten liegt ein überaus lebendiger und wirksamer Ausdruck der Sache: er hat uns von der Zwingherrschaft des Teufels so befreit, dass wir fortan vor demselben sicher sind, und uns vom Tode erlöst, dass wir ihn nicht mehr zu fürchten brauchen. Da indessen jeder einzelne Satzteil sein Gewicht hat, müssen wir noch etwas genauer zusehen. Jene Machtberaubung oder wörtlich sogar Vernichtung des Teufels bezieht sich darauf, dass er nichts mehr wider uns vermag. Wiewohl er nämlich immer noch tätig ist und beständig auf unser Verderben sinnt, ist doch sein Vermögen zu schaden ausgelöscht oder wenigstens abgestumpft. Das ist ein ungemeiner Trost, dass wir wissen, wir haben es mit einem Feind zu tun, der nichts gegen uns ausrichtet. Dass in der Tat die Rücksicht auf uns obwaltet, geht aus dem Nachsatz hervor: **dem der des Todes Gewalt hatte**. Des Teufels Reich heißt ein Todesreich, weil er uns mit Tod und Verderben bedroht; aber eben insofern er zu unserm Verderben regierte, sagt der Apostel, er sei vernichtet. Durch Christi Tod ist, wie hier gelehrt wird, nicht bloß die Zwingherrschaft des Satans aberkannt, sondern er selbst dermaßen niedergeworfen, dass er wie ein nicht Existierender nicht mehr in Betracht kommt.

Von **dem Teufel** ist in der Einzahl, nach Gewohnheit der Schrift, die Rede, nicht weil er bloß einer wäre, sondern weil alle zusammen ein Ganzes bilden, das nicht ohne Haupt gedacht werden kann.

V. 15. **Durch Furcht des Todes im ganzen Leben Knechte**. Dieser Vers drückt sehr gut das elende Leben derer aus, die sich vor dem Tode fürchten. Er muss ja als etwas Fürchterliches empfunden werden von allen, die ihn ohne Christus betrachten: da tritt einem nichts als Fluch daraus entgegen. Denn woher der Tod, wenn nicht aus dem Zorn Gottes wider die Sünde? Darum jene Knechtschaft das ganze Leben hindurch, d. h. beständige, lähmende Angst der armen Seelen. Im Bewusstsein der Sünde schwebt den Augen immer das Gericht Gottes vor. Von dieser Frucht hat Christus uns befreit, da er unsern Fluch auf sich genommen und, was am Tode Schreckhaftes war, getilgt hat. Wiewohl wir immer noch von hinnen scheiden müssen, können wir doch im Leben und Sterben ruhig und unbesorgt sein, da

Christus uns vorangeht. Wenn also einer sein Herz nicht beschwichtigen kann durch Verachtung des Todes, so mag er wissen, dass er im Glauben an Christus noch zu wenig weit gekommen ist. Denn übermäßige Angst, aus Unbekanntschaft mit der Gnade Christi hervorgehend, ist ein sicheres Zeichen von Unglauben.

„Tod“ bedeutet hier nicht nur die Trennung von Seele und Leib, sondern die vom erzürnten Gott uns auferlegte Strafe, worin das ewige Verderben begriffen ist. Denn wo Schuld ist vor Gott, zeigt sich dem Blick also gleich die Hölle.

**V. 16. Denn er nimmt sich ja nicht der Engel an.** Mit dieser Vergleichung wird die Auszeichnung und Ehre hervorgehoben, deren uns Christus durch Annehmen unsres Fleisches würdigte, indem er den Engeln niemals gleiches erwiesen hat. Weil der so schreckliche Fall des Menschen ein außerordentliches Heilmittel dringend erforderte, wollte der Sohn Gottes ein unvergleichliches Pfand seiner Liebe zu uns schaffen, wie es nicht einmal den Engeln zuteil ward. Unsere Bevorzugung gegenüber den Engeln geschah mithin nicht mit Rücksicht auf unsre Vortrefflichkeit, sondern auf unser Elend. Wir haben daher keinen Grund, uns stolz über die Engel zu erheben; der himmlische Vater hat uns nur, nach unserm Bedürfen, reicheres Erbarmen widerfahren lassen, also dass selbst die Engel in der Höhe bewundernd die Gnadenströme schauten, die sich auf die Erde ergossen. Im Sohne Gottes finden wir unsern Bruder zufolge der wahren und wirklichen Gemeinsamkeit der menschlichen Natur.

**V. 17. Daher musste er allerdings seinen Brüdern gleich werden.** In der menschlichen Natur Christi kommen zwei Dinge in Betracht, die leibliche Existenzform und die Gefühle; und der Apostel lehrt, er habe nicht bloß das Fleisch der Menschen angenommen, sondern auch alle Gefühle, die den Menschen eigentümlich sind. Auch die daraus hervorgehende Segensfrucht nennt er uns, wie es denn zum rechten Glauben gehört, dass wir innerlich wahrnehmen, warum der Sohn Gottes unsere Schwachheiten auf sich genommen hat. Ohne diese Frucht lässt alles bloße Wissen kalt. Den menschlichen Leidenszuständen ist nun Christus unterworfen gewesen, **auf dass er barmherzig würde und ein treuer Hoherpriester.** Ich deute diese Worte so: barmherzig und darum treu. Denn vom Hohenpriester, der den Zorn Gottes zu versöhnen, Unglücklichen beizustehen, Gefallene aufzurichten,



Mühselige zu erleichtern hat, wird in erster Linie Barmherzigkeit erfordert, wie Mitleid und gleiche Erfahrung sie in uns erzeugen. Wem es immer gut gegangen ist, wird selten durch fremdes Leiden berührt. Jenes Wort des römischen Dichters ist gewiss aus täglicher Erfahrung geschöpft<sup>2</sup>:

„Fremd nicht blieb ich dem Kummer und lernt`  
Unglücklichen beistehn.“

Nicht als ob der Sohn Gottes nötig gehabt hätte, eine Schulung durchzumachen, um das Gefühl des Erbarmens auszubilden; aber wir konnten von seiner Milde und seiner Geneigtheit, uns zu helfen, nur dadurch überzeugt werden, dass er in unsern Mühsalen geübt wurde. Denn auf uns ist hierin, wie in allem andern, Rücksicht genommen. So oft uns daher Übel irgendwelcher Art drücken, mögen wir uns gleich darauf besinnen, dass nichts uns begegnet, was nicht auch der Sohn Gottes an sich erfahren hätte. Und zweifeln wir nicht, dass er bei uns ist, wie wenn er mit uns litte!

Der „treue“ Hohepriester ist der wahre und rechte, im Gegensatz zum angeblichen oder dem, der seinen Platz nicht ausfüllt. Die Erfahrung unseres Jammers bewegt Christus so sehr zum Mitleid, dass es ihn drängt, für uns göttliche Hilfe zu erflehen. Und mehr noch – zur Versöhnung der Sünden hat er sich mit unsrer Natur bekleidet, damit wir den Sühnpreis in unserm eigenen Fleisch hätten; ja damit er uns auf Grund der gemeinsamen Natur mit sich in Gottes Heiligtum einführen könne.

**Vor Gott**, Gott gegenüber: mit Beziehung auf alles das, was zur Versöhnung der Menschen mit Gott dient. Da aber der erste Schritt zu Gott hin ein herzhafter Glaube ist, so braucht es eines Mittlers, der jeden Zweifel beseitigt.

V. 18. **Denn darinnen er gelitten hat** usw. In unseren Anfechtungen geübt, ist er auch bereit zur Hilfeleistung: denn dass er **versucht ist**, bedeutet hier nichts anderes, als dass er erprobt und bewährt wurde; und dass er helfen **kann**, besagt, dass er geeignet, willig oder geschickt dazu ist.

## Kapitel 3.

V. 1. **Derhalben, ihr heiligen Brüder** usw. An die vorangegangene Belehrung schließt sich die heilsame Mahnung an die Hebräer, Art und Größe Christi wohl zu würdigen. Nachdem Christus schon vorher als Lehrer und als Hoherpriester in Kürze mit Mose und Aaron verglichen worden ist, fasst jetzt der Brief beide Glieder zusammen. Mose war Prophet und Lehrer, Aaron Hoherpriester. Auf Christus aber sind beide Ämter gelegt. Wollen wir ihn gebührend aufnehmen, so haben wir ihn anzuschauen, wie er ist; er muss, möchte ich sagen, aus sich selbst heraus verstanden werden, damit wir nicht ein Trugbild an seine Stelle setzen.

Das gewichtige Wort: „**Nehmet wahr**“ – weist auf die Notwendigkeit einer respektvollen Aufmerksamkeit und deutet zugleich an, dass vor dem Licht der Erkenntnis Christi alle Nebel des Irrtums weichen. Der Apostel erinnert seine Leser an ihre Berufung, die ein solches „Wahrnehmen“ billig fordert: Gott hat euch große Gnade erzeigt, da er euch einlud, in sein Reich zu kommen; nun müsst ihr aber auch Christus, den Führer auf dem Wege, fest ins Auge fassen. Die Berufung der Gläubigen kann nur dann zum Ziele führen, wenn sie sich Christus entschieden zuwenden. Unverwandt auf Christus sehen – das gilt nicht nur den Hebräern, sondern ganz allgemein allen, die in Gottes Reich gelangen wollen: durch ihn allein haben wir unseren Glauben, und er hat ihn durch seinen Opfertod besiegelt. Losgelöst von Christi Person hätte der Glaube, zu dem wir uns bekennen, gar keinen Wert mehr.

V. 2. **Der da treu ist dem, der ihn dazu gemacht hat.** Das Apostelamt Christi, worin die Gläubigen ihr Genüge finden sollen, zeichnet sich in zwiefacher Hinsicht aus: es ist der Vater, der ihn damit betraut hat, und Christus selbst hat dieses ihm übertragene Amt treulich ausgerichtet. Dies beides ist jeweils nötig, um der Wortverkündigung volle Geltung zu verschaffen. Hören sollen wir nur, wo Gott redet; das betont die heilige Schrift überall. Und Christus kann in Wahrheit bezeugen (Joh. 7, 16), er verkündige nicht seine, sondern des Vaters Lehre; und wiederum (Luk. 9, 48): „Wer mich aufnimmt, nimmt den auf, der mich gesandt hat.“ Von Gott in sein Amt eingesetzt, hat er auch in der Verwaltung desselben vollauf jene Treue und Lauterkeit bewährt, die von allen Dienern Gottes verlangt wird, wenn

sie das Vertrauen der Gemeinde gewinnen wollen. Da so nach beiden Seiten hin Christus alle Ansprüche befriedigt, wäre Geringschätzung ihm gegenüber gleichbedeutend mit Missachtung Gottes.

**Wie auch Mose.** Vom Apostelamt Christi ist hier die Rede; dagegen tritt sein Hohenpriestertum einstweilen zurück. Beides, Apostelamt und Hohenpriestertum, fand bereits in den zwei ersten Kapiteln des Briefes Erwähnung; dann folgte die kurze Mahnung zur Aufmerksamkeit; jetzt aber tritt der Verfasser in eine ausführlichere Behandlung ein und will zunächst von Christi Dienst als Lehrer sprechen. Daher im Folgenden die Vergleichung mit Mose.

Die Worte: **in seinem ganzen Hause** beziehe ich, statt auf Mose, lieber auf Christus: er ist dem Vater ein treuer Verwalter des ganzen Hauses. Demnach gehört zur Gemeinde Gottes nur, wer zu Christus sich hält.

**V. 3. Dieser aber ist größerer Ehre wert.** Nicht auf gleicher Stufe steht Christus mit Mose. Er überragt ihn weit insofern, als Mose bei seiner führenden Stellung doch immer ein Teil und Glied der Gemeinde blieb; Christus dagegen hat als Baumeister das ganze Bauwerk unter sich. Ferner stand jener, indem er andere leitete, selbst unter Befehl als ein Knecht; dieser aber, als Sohn des Hauses, hat freies Verfügungsrecht.

Häufig findet sich in der Schrift dieses Bild, dass die Gemeinde Haus Gottes genannt wird (1. Tim. 3, 15). Die Gläubigen, aus denen sie sich zusammensetzt, heißen lebendige Steine (1. Petr. 2, 5), zuweilen auch Gefäße zum häuslichen Gebrauch (2. Tim. 2, 20). Keiner wächst aus der Stellung eines bloßen Gliedes am Ganzen heraus; Gott allein steht als Bauherr über seinem eigenen Werk, und was von ihm gilt, kommt auch Christus zu, in welchem Gott wohnt. Man wende nicht ein, Christus mache gleichfalls einen Teil des Gebäudes aus, weil er der gelegte Grund heißt, unser Bruder ist, mit uns in Gemeinschaft tritt; auch könne er, weil er selbst von Gott gebildet, nicht der Baumeister sein. Er ist nicht nur der Grund, sondern ebenso der Schirmer unseres Glaubens; unser Bruder, aber auch unser Herr; nach seiner Menschheit allerdings von Gott gebildet und doch dabei der, welcher durch seinen Geist allem das Leben wiederbringt, insofern er ewiger Gott ist. Alle die verschiedenen Bilder, unter denen die Schrift Christi Herablassung zu uns ausdrückt, sollen nicht im mindesten seine einzigartige

Ehre schmälern, von welcher in unserem Zusammenhang die Rede ist: auf ihn allein als das Haupt findet die Regel keine Anwendung, nach der sonst alle andern in ihre gliedlichen Schranken zu weisen sind. Aber ist nicht Mose doch auch ein Baumeister gewesen, so gut wie Paulus, der mit Stolz sich so nennt (1. Kor. 3, 10)? Allerdings, diese Bezeichnung wird zuweilen Propheten und Lehrern gegeben, indessen nicht im Vollsinn des Wortes, da sie doch nur tote Werkzeuge sind, bis der Herr vom Himmel her ihnen Kraft einhaucht. Überdies ist ihre Arbeit zur Auferbauung der Gemeinde unzertrennlich verbunden mit ihrer eigenen, fortschreitenden Eingliederung in das Gebäude. Anders bei Christus: jederzeit hat er durch die Kraft seines eigenen Geistes die Gemeinde erbaut; ja durch sein Wohnen darin macht er sie erst zu einem Tempel Gottes; er ist der Tempel Gottes in Person.

**V. 4. Der aber alles bereitet hat, das ist Gott.** Diese Worte könnten von der gesamten Weltschöpfung verstanden werden. Ich schränke sie indes auf den in Rede stehenden Gegenstand ein, so dass sie besagen, in der Kirche sei kein Leben und kein Fortschritt, den man nicht der Kraft Gottes verdanke. Denn der Höchste allein ist es, der sie baut (Ps. 87, 5). Und von Christus sagt Paulus (Eph. 4, 15 f.), er sei das Haupt, von welchem aus der ganze Leib zusammengefügt ist und wächst, indem ein Glied dem andern Handreichung tut nach dem Werk eines jeglichen Gliedes in seinem Maße. Darum bezeichnet Paulus den Erfolg seines Aposteldienstes häufig als ein Werk des Herrn. Gott braucht ja freilich Menschen zur Erbauung der Kirche: dennoch ist er der allein Wirkende, so gewiss wie das Werkzeug nichts vermag ohne den, der es führt.

**V. 5. Mose zwar war treu als ein Knecht.** Das ist der zweite Unterschied: Mose hatte sich selbst so gut wie die anderen unter das Wort zu beugen, dessen Verkündigung ihm anvertraut war, wogegen Christus, wiewohl in Knechtsgestalt erschienen, doch in Wahrheit der Herr und Meister ist, dem alle untertan sind. Er ist, wie wir schon hörten (1, 2) zum Erben gesetzt über alles.

**Zum Zeugnis des, das gesagt sollte werden.** Indem Mose zum Volke des alten Bundes nach Umständen und Erfordernis seiner Zeit sprach, gab er zugleich zum Voraus Zeugnis dem Evangelium, für das die Menschheit noch nicht reif war; denn ohne Zweifel weist das Gesetz auf die vollendete Weisheit des Evangeliums hin als auf seinen richtigen Abschluss. Der

Hauptgedanke aber ist, dass zwar Mose sich seines Auftrages an das Volk durchaus treu entledigt habe, dass ihm aber noch ganz bestimmte Schranken gesetzt gewesen seien. In mannigfacher und wechselnder Weise hat Gott vorzeiten geredet durch die Propheten und sich die volle Offenbarung des Evangeliums auf die Zeit der Erfüllung vorbehalten.

V. 6. **Des Haus sind wir.** Ähnlich wie Paulus im Eingang des Briefes an die Römer (1, 6), wo er von seinem Heilsauftrag an die Heiden spricht, in herzwinnender Weise die Bemerkung beifügt, dass auch sie, seine Leser, dazu gehören, so werden an unsrer Stelle die zum Christentum übergetretenen Hebräer freundlich ermahnt, im Glauben zu beharren, damit sie immer Gottes Hausgenossen bleiben möchten. Der Apostel hatte vorher gesagt, das Haus Gottes stehe unter dem Befehl Christi. Demzufolge wird jetzt erinnert, die Zugehörigkeit zum Hause sei dadurch bedingt, dass man sich unter Christus stelle und festhalte am Glauben an ihn. **Hoffnung** nehme ich nämlich hier für Glauben; überhaupt ist ja Hoffnung nichts anderes als Standhaftigkeit im Glauben.

Der Ausdruck **Vertrauen und Ruhm** der Hoffnung bezeichnet noch genauer das Wesen der Sache. Eine ängstliche und schwankende Zustimmung zum Evangelium heißt noch lange nicht Glauben haben. Denn dieser ist immer verbunden mit Ruhe und Frieden des Herzens, woraus jene stolze Kühnheit hervorst, da man sich rühmen kann. Ja, das sind, wie wir zu Römer 5 und Epheser 3 bemerkt haben, die beiden unzertrennlichen Begleiter des Glaubens: das heilsgewisse Vertrauen und der Ruhm. Darin gilt es immer weitere Fortschritte zu machen bis zum Tod, da auf der Lebensbahn kein Stillstand erlaubt ist.

V. 7 ff. Hier haben wir die Fortsetzung der Ermahnung, Christi Wort zu gehorchen, und zwar wird sie jetzt durch ein Zeugnis des Psalmsängers unterstützt. Da nämlich die Leser noch ernster angefasst werden mussten, empfahl es sich, zur Vermeidung alles Verletzenden eine anderweitige Autorität anzurufen. Hätte ihnen der Apostel einfach von sich aus den Unglauben der Väter vorgehalten, so wäre das weniger günstig aufgenommen worden; lässt er aber den Psalmsänger reden, so verliert sich das Anstößige. Der Gedanke ist nun der: so wie Gott von jeher Gehorsam gegen seine Stimme verlangt hat und Halsstarrigkeit nicht dulden konnte, sondern ernstlich heimsuchte, so haben wir auch heute, falls wir von ihm keine Belehrung anneh-

men, für unsern Trotz nicht weniger strenge Strafen zu gewärtigen. Die Psalmstelle hat die Form einer Einschaltung, die wir in der Übersetzung zur besseren Übersicht des Gedankenzusammenhangs zwischen Klammern gesetzt haben.

V. 7. Da die Worte: **Heute, so ihr hören werdet seine Stimme** – im Psalm mit dem vorangehenden Vers zusammengehören, wo die Israeliten Gottes Volk und seine Schafe genannt werden, so fasst man sie wohl richtiger als Wunschsatz auf, indem man übersetzt: Möchtet ihr doch heute auf seine Stimme hören! So folgt denn ganz natürlich eins aus dem anderen; und mit der Einladung, Gott zu lobsingeln und seine Güte zu preisen, geht Hand in Hand die Mahnung zum Gehorsam als dem vornehmsten Gottesdienst, den er erwartet, der mehr wert ist als alle Opfer. Das also ist das erste: Unterwerfung unter Gottes Wort.

Dann folgt: **verstockt eure Herzen nicht**, womit ausgesprochen ist, dass die Quelle, aus der unsre Widerspenstigkeit gegen Gott fließt, einfach in der willkürlichen Schlechtigkeit zu suchen ist, in der wir seiner Gnade die Türe schließen. Zwar haben wir schon von Natur ein steinernes Herz; alle bringen es auf die Welt mit. Allein, wenn wir Gottes Stimme verachten, so geschieht das in absichtlichem, eigenwilligem Trotz, nicht durch äußere Nötigung, wie jeder sich gar wohl bewusst ist. Daher klagt der Geist mit Recht alle Ungläubigen an, dass sie sich wider Gott setzen und sich selbst in die Halsstarrigkeit hineinarbeiten: sie sollen nicht etwa die Schuld von sich abschieben wollen. Indes würde andererseits daraus ganz unrichtig gefolgert, dass es in unsrer freien Macht stehe, das Herz zum Gehorsam gegen Gott zu bilden. Die Menschen müssen vielmehr immer aufs Neue dieser Selbstverstockung unterliegen, bis ihnen von oben ein neues Herz geschenkt wird. Denn zum Bösen geneigt, wie wir sind, hören wir erst dann auf, Gott zu widerstehen, wenn seine Hand uns bezwungen und überwältigt hat.

V. 8. **Wie geschah in der Verbitterung.** Die Erinnerung an den Ungehorsam der Väter war aus doppeltem Grunde heilsam. In ihrem törichten, hochmütigen Ahnenstolz machten die Juden nicht selten sogar aus den Fehlern der Vorväter Tugenden und glaubten, bei sich selber manches damit entschuldigen zu können. Andererseits war der Hinweis auf das so ungebärdige Benehmen der Väter geeignet, zu zeigen, wie wenig überflüssig die Warnung vor dem verstockten Herzen sei. Der Apostel weiß, dass auch die He-

bräer seinerzeit das brauchen können, und so benutzt er gern das alte Psalmwort zu seinem Zweck, damit seine Leser nicht auch in jener sklavischen Verehrung der Vorzeit aufgehen. Merken wir uns hier im Allgemeinen, bis zu welcher Grenze die Pietät den Vorfahren gegenüber gehen darf: von dem einigen Gott darf sie uns nicht abziehen. Wenn es ehrwürdige Ahnen gegeben hat, so waren es gewiss die israelitischen; und doch werden die Söhne vom Psalmisten ausdrücklich gewarnt, ihnen nicht zu gleichen.

Es ist mir nicht zweifelhaft, dass die Psalmstelle auf den Vorgang zurückschaut, der 2. Mose 17 berichtet wird. Denn sie enthält die beiden Namen, welche nach der Erzählung der betreffenden Örtlichkeit zur Erinnerung gegeben worden waren: Meriba, was Streit oder Verbitterung bedeutet, und Massa, d. h. Versuchung. Die Väter hatten Gott versucht, indem sie wegen des Wassermangels sagten, er sei nicht unter ihnen, und zugleich ihn erbittert durch ihren Streit mit Mose. Aus den zahlreichen Beispielen ihres Unglaubens hebt der Psalmsänger gerade dieses heraus, weil es vor andern denkwürdig war, und auch weil es der Zeit nach auf die meisten übrigen folgte, wie aus dem 4. Buch Mose zu sehen ist, wo vom 10. Kapitel an eine ganze Reihe von Versuchungen erzählt wird und erst im 20. die oben erwähnte sich findet. Der letzte Umstand lässt nämlich die Sache in einem besonders hässlichen Licht erscheinen: welcher Undank, nach so vielfältiger Erfahrung von Gottes Macht immer noch so frech mit ihm zu hadern und alles Vertrauen ihm zu entziehen!

**Versuchung** hat ihr die üble Bedeutung einer hochmütigen und beleidigenden Herausforderung. Denn wiewohl Gott ihnen oftmals Hilfe gebracht hatte, vergaßen sie alles und fragten spöttisch, wie weit her es denn wäre mit seiner Macht.

V. 9. **Und sahen**, d. h.: und sie hatten doch meine Werke gesehen. Ihre Undankbarkeit trotz so reichlicher Erfahrungen macht die Gottlosigkeit umso größer; denn es gehört eine außerordentliche, geistliche Trägheit und Stumpfheit dazu, über alle Beweise göttlicher Treue sich hinwegzusetzen.

Die Worte „**vierzig Jahre lang**“ hängen im Psalm mit dem Nachfolgenden zusammen. Wir wissen schon, dass die Apostel bei ihren Schriftziten mehr auf die Hauptsache als auf die Worte achten. Der Unterschied ist in der Tat nicht groß. Gott klagt eben darum, dieses Volk sei ihm vierzig Jahre

lang lästig gewesen, weil eine so lange Kette von Wohltaten es innerlich um nichts gefördert hatte. Während er immerfort an Unwürdige seine Guttaten verschwendete, ließen sie nicht ab, sich wider ihn aufzulehnen. Daher jene Entrüstung, in der Gott gleichsam spricht: Nicht nur einmal oder eine Weile haben sie mich gereizt, sondern durch fortgesetzte Vergehung vierzig Jahre lang.

„**Geschlecht**“ bezeichnet die Israeliten jenes Zeitalters.

V. 10. **Und sprach.** Gott gibt sein Urteil dahin ab, dass sie, des gesunden Verstandes beraubt, an unheilbarem Irrsinn leiden. Wieso denn? „**Sie erkannten meine Wege nicht.**“ Er redet hier nach Art eines Menschen, der erst auf Grund langer Beobachtungen bei einem andern ausgesprochenen Wahnwitz feststellt. **Immerdar** irren sie: Hoffnung auf Wiederkehr des Verstandes ist nicht ersichtlich.

V. 11. **Dass ich auch schwur** usw. Der Wahnwitz hat sich mit dem Verlust der verheißenen Ruhe bestraft.

**Meine Ruhe** nennt der Herr das Land, wo jene ihren festen Wohnsitz hätten finden sollen. In Ägypten waren sie Fremdlinge gewesen und wanderten jetzt durch die Wüste; aber nach der Verheißung (1. Mos. 12, 7) sollte ihnen das Land Kanaan zum bleibenden Erbe werden. Im Blick auf diese Verheißung nennt Gott es „seine“ Ruhe: nur dort, wo seine Hand uns den Platz anweist, können wir uns ruhig niederlassen.

Der Schwur Gottes, das Zeichen seines heftig entbrannten Zorns, stellt den Gräuel der Sünde in ein desto greller Licht. Es verhält sich aber nicht so, dass den Israeliten erst damals, als sie Gott versuchten in Raphidim, durch seinen Schwur die Aussicht auf den Einzug in das Land wäre entzogen worden: das war schon lange vorher geschehen, als sie infolge des Berichts der Kundschafter nicht hatten weiterziehen wollen. Jene Versuchung soll also nicht als erste Ursache dieser Bestrafung angegeben sein. Der Sinn ist vielmehr: durch keine Züchtigung konnten sie zur Vernunft gebracht werden, sondern sie häuften bis ans Ende der vierzig Jahre immer noch neue Schuld auf alle frühere und steigerten unablässig den göttlichen Zorn, sodass schließlich ihre unverbesserliche Verkehrtheit die auferlegte, harte Buße mehr als verdient erschienen ließ.



V. 12. **Sehet zu, lieben Brüder, dass nicht jemand unter euch ein arges, ungläubiges Herz**, wörtlich ein arges Herz des Unglaubens, **habe**. Der Unglaube, durch den die Leser, nachdem sie mit Christi Geist einmal in Berührung gekommen, von ihm weichen könnten, wäre immer mit Schlechtigkeit und Bosheit verbunden. Denn er wäre ein **Abtreten**, ein Abfall; und Abfall schließt Treulosigkeit in sich.

V. 13. **Ermahnet euch selbst alle Tage**. Das ist das Bewahrmittel gegen solch arges Straucheln. Von Natur allem Bösen zugänglich, bedürfen wir mancherlei Stützen, uns in der Furcht Gottes zu erhalten. Wird unser Glaube nicht fort und fort aufgerichtet, so liegt er am Boden; er erstarrt ohne Wärmezufuhr, erlahmt ohne Anregung. Die Leser des Briefes sollen sich also durch Ermahnungen gegenseitig stärken, damit nicht in ihre Herzen der Feind einbreche und sie mit seinen Betrügereien von Gott abziehe. Denn wohl verstanden: nicht sogleich auf den ersten Reiz hin stürzen wir uns in jene wahnsinnige Widersetzlichkeit gegen Gott; sondern allmählich, mit versteckten Schlichen macht sich der Satan an uns heran, die er uns in seinem Lügennetz gefangen hält; dann allerdings werden wir, verblendet, wie wir sind, zu offenkundigen Empörern. Darum gilt es, beizeiten auf der Hut zu sein. Und kein einziger ist da außer Gefahr, weil nichts leichter ist, als getäuscht zu werden, und weil aus Täuschung und Betrug zuletzt Herzensverstockung entstehen kann. So sehen wir, wie nötig wir fortwährend den Sporn christlicher Ermahnung haben. Der Apostel mahnt auch nicht nur im Allgemeinen zur Wachsamkeit, sondern will, dass allen das Heil jedes einzelnen Gliedes am Leibe der Berufenen so am Herzen liege, dass sie sich dafür mitverantwortlich wissen. Er nimmt hierin den Dienst des guten Hirten wahr, der über dem Wohl der ganzen Herde wachen soll und doch zugleich kein einzelnes Schaf übersieht.

**Solange es heute heißt**. In freier Benutzung der Psalmstelle gibt der Apostel dem darin enthaltenen „heute“ eine weitere Bedeutung, wonach es nicht bloß die Gegenwart des Psalmsängers umfasst, sondern alle Zeit, in der Gott zu uns redet. So oft und solange der heilige Mund uns unterweist, mögen wir des Wortes gedenken: „Heute, so ihr hört seine Stimme, verstockt eure Herzen nicht.“ In ähnlicher Weise lehrt Paulus (2. Kor. 6, 2), jetzt, da das Evangelium gepredigt werde, sei jene angenehme Zeit und jener Tag des Heils, wo Gott erhört und hilft (Jes. 49, 8). Diese günstige Zeit muss be-

nutzt werden; ließen wir sie in Gleichgültigkeit verstreichen, so würden wir ihr nachher umsonst nachweinen, wie Christus sagt (Joh. 12, 35): Wandelt, dieweil ihr das Licht habt; bald kommt die Nacht. Das Wörtlein „solange“ deutet an: nicht immer währt die gelegene Zeit für einen jeden. Jetzt klopft Gott an unsere Tür; öffnen wir ihm nicht, so wird es geschehen, dass er uns hinwieder die Pforte seines Reiches schließt. Zu spät kommt dann das Wehgeschrei derer, welche die heute angebotene Gnade gering geschätzt haben. Darum, da wir nicht wissen, ob Gott morgen noch rufen wird, lasst uns nicht säumen! Heute ruft er; ohne Aufschub lasst uns antworten. Glaube ist nur da, wo solche Bereitschaft zum Gehorsam sich findet!

**14 Denn wir sind Christi teilhaftig worden, so wir anders das angefangene Wesen bis ans Ende fest behalten, 15 solange gesagt wird: „Heute, so ihr seine Stimme hören werdet, so verstocket eure Herzen nicht, wie in der Verbitterung geschah.“ 16 Denn etliche, da sie hörten, richteten eine Verbitterung an; aber nicht alle, die von Ägypten ausgegangen waren durch Mose<sup>3</sup>. 17 Über welche aber ward er entrüstet.**

V. 14. **Denn wir sind Christi teilhaftig worden.** Der Apostel lobt die Leser wegen ihres guten Anfangs, mahnt aber zur Beharrlichkeit, damit sie sich nicht auf die erlangte Gnade hin fleischlicher Sicherheit überlassen. Denn sehr viele nippen bloß ein wenig vom Evangelium und tun dann, als brauchten sie weiter nichts mehr. So geschieht es, dass sie nicht nur in ihrer Bahn, vielleicht nah vor dem Ziel, aufgehalten werden, sondern sogar nach einer ganz anderen Richtung hingeraten. Der Einwand hört sich zwar gut an: „Was wollen wir weiter, nachdem wir Christus gewonnen haben?“ Aber wenn Christus im Glauben unser wird, so müssen wir auch im Glauben beharren, damit er immer unser sei. Er gibt sich uns zu genießen unter der Bedingung, dass wir kraft desselben Glaubens, durch den wir teil an ihm bekommen dürfen, bis zum Tod ein so großes Gut bewahren.

**Das angefangene Wesen.** Der Glaube macht unser Wesen aus. Er ist die einzige Stütze, die uns Halt gibt. In ihm haben wir festen Grund und Boden unter den Füßen.

**Fest behalten.** Bis ans Ende muss der Glaube, dessen Anfänge wir erst haben, unwandelbar und stetig uns weiterführen.

V. 15. **Solange gesagt wird: Heute** usw. Da Gott, solange wir leben, nicht aufhört, uns zu rufen durch die Predigt des Evangeliums, so hat auch der Glaube von einem Tag zum andern immer neue Aufforderung und Gelegenheit zum Wachstum.

V. 16. **Nicht alle.** Den Bösen waren wohl auch einzelne wahrhaft Gottesfürchtige beigemischt. Aber wenn der Leib des Volkes durch die Abtrünnigkeit eines großen, ja des weitaus größten Theils zerrissen und verstümmelt ist, so wird mit Recht der Unglaube am Volk in seiner Gesamtheit verurteilt.

**Durch Mose:** unter seiner Führung, da er die Befreiung vermittelte. Immer ist dabei vergleichsweise an das Heil, an dem Christus teilgibt, gedacht.

V. 17. **Über welche aber ward er entrüstet?** Gott hat seinem Volk nie anders gezürnt, denn um gerechter Ursachen willen, wie auch Paulus 1. Korinther 10, 5 f. erinnert. So viele Heimsuchungen des alten Bundesvolkes, so viele Sünden schwerster Art. Und stets kommen wir darauf hinaus, dass der Unglaube der Ausgangspunkt alles Bösen ist. Er wird hier an letzter Stelle genannt und ist doch die erste und entscheidende Ursache des Fluches. Von da an, wo die Israeliten in bösem Misstrauen die Verheißung, das Land einzunehmen, von sich gestoßen hatten, sind sie Schritt für Schritt, bald durch Lüsternheit, bald durch Murren, bald durch Unzucht, bald durch Befleckung mit heidnischem Götzendienst weitergegangen auf der Bahn des Trotzes, damit ihre Verkehrtheit desto offener würde. Jener von Anfang an bewiesene Unglaube versperrte ihnen den Weg zur Erlangung der göttlichen Wohltat, weil die Verachtung des Wortes sie zu immer neuer Sünde führte. Schon durch ihren Unglauben hatten sie verdient, der angebotenen Ruhe verlustig zu gehen; und aus derselben Quelle floss alle weitere Verschuldung.

## Kapitel 4.

V. 1. **So lasset uns nun fürchten.** Das Wörtlein „nun“ weist auf den Fehltritt jener zurück, der uns zur Demut und Wachsamkeit antreibt, wie auch Paulus (Röm. 11, 20) sagt: Jene sind gefallen um ihres Unglaubens willen; darum sei du nicht stolz, sondern fürchte dich! Die Furcht wird uns empfohlen, nicht dass sie die Gewissheit des Heils raube, sondern dass sie die Unruhe uns verleihe, die vor dem Schlaf der Sicherheit bewahrt. Gewiss, wir sollen nicht ängstlich tun oder am guten Ausgang verzweifeln; aber die Möglichkeit, selber zu versagen gegenüber der Gnade Gottes – das macht Furcht.

**Nicht versäumen.** Keinem wird die Verheißung wieder entzogen, der sie nicht selber durch Missachtung der Gnade von sich gewiesen hat. So wenig lässt sich Gott der Wohltat gereuen, dass er vielmehr in einem fort seine Gaben austeilt, es sei denn, dass wir unsrerseits die Berufung verschmähen.

Wieder (wie in 3, 12 f.) nimmt der Apostel Bezug auf den einzelnen: **unser keiner.** Es ist ihm ein Anliegen, alle ohne Ausnahme zu dem einen Gott zu führen. So ist es Pflicht des guten Gemeindegirten, neben der Sorge für die ganze Herde achtzuhaben auf die einzelnen Schafe, damit kein einziges verloren gehe; ja wir alle sollen uns gegenseitig so umeinander bekümmern, dass jeder für den Nächsten bangt wie für sich selbst.

V. 2. **Denn es ist uns auch verkündigt** usw. Das nämliche Wort, mit dem Gott uns heute zu sich einlädt, hat er einst an die Väter gerichtet. Wozu wird daran erinnert? Damit wir wissen, die göttliche Berufung werde uns ebenso wenig nützen, als sie jenen genützt hat, wenn sie nicht durch unseren Glauben rechtskräftig wird. Wohl ist es wahr, dass uns das Evangelium dargeboten ist; allein ohne hinzutretenden Glauben schafft das Hören keine Segensfrucht und gibt keinen Anteil am Heilsgut, mag auch das Wort direkt an uns gerichtet sein. Denn hier ist die zwischen Wort und Glauben bestehende Beziehung zu beachten: der Glaube kann überhaupt vom Wort nicht losgelöst werden; das Wort aber ohne Verbindung mit dem Glauben teilt uns nichts mit. Nicht als hinge die Wirksamkeit des Wortes von uns ab: sei auch alle Welt voller Lügen, so bleibt er doch wahrhaftig, der nicht lügen kann; aber das Wort bringt seine Kraft nicht anders an uns heran und in uns hinein, als

wo ihm der Glaube Eingang verschafft. Es ist eine Kraft Gottes zur Seligkeit – denen, die glauben; in ihm wird geoffenbart die Gerechtigkeit Gottes – aus Glauben in Glauben (Röm. 1, 16 f.). Demnach ist Gottes immer wirksam und heilbringend an sich selbst und seiner Natur nach; doch die Frucht davon empfangen nur die Gläubigen. Die andere Seite des Verhältnisses ist nicht minder bemerkenswert: Glauben gibt es gar nicht, wo das Wort fehlt, und wer die Verbindung beider zu zerreißen sich erkühnt, bringt den Glauben zum gänzlichen Erlöschen und Absterben. Daraus erhellt, dass wirklicher Glaube nur bei den Kindern Gottes sich finden kann, an die allein die Verheißung der Kindschaft ergeht. Denn was für einen Glauben könnten die Teufel haben, denen kein Heil in Aussicht steht, oder die Gottlosen alle, denen das Wort eine unbekannte Sache ist? Dem Glauben muss also stets das Hören vorangehen, und zwar ein solches, worin wir Gott, nicht aber Menschen vernehmen.

### V. 3 ff.

Der Apostel lässt sich in eine freiere Verwertung der Psalmstelle, die er oben angeführt hatte, ein, indem er auf die Worte Davids mehr anspielt, als dass er sie auslegte. In gleicher Weise verfährt Paulus Römer 10, 6 mit der mosaischen Stelle: „Sprich nicht in deinem Herzen: wer will hinauf gen Himmel fahren?“ Es liegt nichts Ungehöriges in einer derartigen, bildlichen Übertragung des einfachen Sinnes, die bezweckt, das Schriftwort einem vorliegenden Fall anzupassen. Hier zielt nun der Grundgedanke dahin, dass es auch uns angehe, wenn Gott im Psalm mit dem Verlust seiner Ruhe droht, da er uns heute wieder zu einer Ruhe einlädt. Die meiste Schwierigkeit dieser Stelle entsteht dadurch, dass man vielfach mit Gewalt alles Mögliche aus ihr herauspresst, während doch der Apostel nichts anderes will, als mit der Versicherung, es sei für uns noch eine Ruhe übrig, unsre Sehnsucht danach entfachen und zugleich die Besorgnis wecken, wir könnten durch Unglauben darum betrogen werden. Auch das will er immerhin zeigen, jene Ruhe, in welche wir nun eingehen können, sei etwas viel Herrlicheres, als es die des Landes Kanaan gewesen ist. Doch wollen wir nun auf das Einzelne eingehen.

V. 3. **Wir, die wir glauben, gehen in die Ruhe.** Der Unglaube allein hindert den Eingang: was ihn also ermöglicht, ist der Glaube. Wir haben uns nämlich dessen zu erinnern, was früher dargelegt wurde, dass Gott dem Un-

gläubigen im Zorne schwur, sie sollten jenes Gutes nicht teilhaftig werden. Der Eingang steht daher, die Einladung Gottes vorausgesetzt, denen offen, die kein Unglaube aufhält. Dadurch aber, dass der Apostel in der ersten Person spricht, lockt er die Leser umso herzlicher, indem er sich mit ihnen den Fremden gegenüberstellt.

V. 4. **Gott ruhte am siebenten Tage.** An das Ruhen erinnernd, das von Gott selber nach der Erschaffung der Welt ausgesagt wird, deutet der Brief an, die wahre, ewige Ruhe der Gläubigen bestehe in der Gemeinschaft mit Gott. Mit seinem Gott vereinigt zu werden, ist für den Menschen höchste Seligkeit und muss das letzte Ziel sein, worauf alles Denken und Streben sich richtet. Indem Gott den Ungläubigen seine Ruhe versagt, ist es dagegen sein ausdrücklicher Wille, dass die Gläubigen bei und mit ihm ruhen sollen. Darum wird (V. 6) gesagt, es sei **noch vorhanden, dass etliche sollen dazu kommen.**

Mehr Schwierigkeit macht indessen die nachfolgende Bemerkung (V. 7), im Psalm werde uns, weil die Früheren es versäumt hätten, ein neues „Heute“ bestimmt. Die Worte Davids scheinen nichts Derartiges auszudrücken, sondern sagen nur, Gott habe die Untreue des Volkes geahndet durch Verweh- rung des Eintritts in das Land. Und doch ist der Schluss ganz folgerichtig: wenn der heilige Geist ermahnt, wir sollen uns nicht durch eigene Schuld die nämliche Strafe zuziehen, so wird uns offenbar dasselbe angeboten, was jenen entzogen wurde. Die Warnung: Seht zu, dass es euch nicht gehe wie den Vätern, setzt voraus, dass uns Gleiches verheißen ist. Mit gutem Grund sagt daher der Apostel, weil die Glaubenslosigkeit der Väter unerfüllte, un- benützte Verheißung übrig gelassen habe, ergehe diese aufs Neue an die Nachkommen, damit sie erlangen möchten, was jene missachteten.

V. 8. **Denn so Josua** usw. Er will nicht leugnen, dass David unter der „Ru- he“ das Land Kanaan versteht, wohin Josua das Volk gebracht hat; aber er bestreitet, dass das die endgültige Ruhe gewesen sei, nach der die Gläubi- gen sich sehnen und die den Frommen jener entfernten Zeit so gut wie uns zugehörte. Denn das Land Kanaan war Gleichnis und Pfand eines höheren, geistlichen Erbes. Einmal in seinen Besitz gekommen, durften sie nicht aus- ruhen, als wären sie nun am Ende aller Wünsche. Die, an welche David sei- nen Psalm richtete, besaßen das Land und wurden doch ermahnt, nach einer besseren Ruhe zu suchen. Wir sehen, Kanaan war eine Ruhe, aber bloß eine

abbildliche, über welche die Gläubigen hinauskommen mussten. In diesem Sinne sagt der Apostel, Josua habe ihnen die Ruhe nicht verschafft: unter seiner Führung zog das Volk in das verheißene Land, um dann mit noch sehnlicherem Verlangen nach dem Himmel zu trachten. Hier zeigt sich auch der Unterschied zwischen ihnen und uns. Dort und hier das nämliche, vorgesteckte Ziel; aber so, dass jenen überdies äußerliche Vorbilder gegeben waren, nach denen sie sich richten konnten, während wir solche nicht haben und auch gar nicht brauchen, da uns die unverhüllte Wahrheit vor Augen gestellt ist. Wiewohl nämlich unsere Seligkeit zur Zeit noch auf Hoffnung beruht, haben wir doch im Wort eine gerade Straße zum Himmel, und Christus reicht uns die Hand, nicht um uns von einem Sinnbild zum andern zu führen, sondern um unsre Schritte von der Welt weg und nach dem Himmel hin zu lenken.

So ist denn also, schließt die Stelle, **noch eine Sabbatruhe vorhanden** dem Volke Gottes, eine Ruhe geistlicher Art, zu der Gott uns täglich einlädt.

V. 10. **Denn wer zu seiner Ruhe kommen ist** usw. Da haben wir die Beschreibung jenes ewigen Sabbats, der den Menschen in der Übereinstimmung mit Gott tiefste Befriedigung bringt. Alles, was die Philosophen je über das höchste Gut behauptet haben, ist kraft- und haltlos gewesen, weil sie den Menschen auf sich selbst stellten, während wir aus uns herausgehen müssen, um das Glück zu finden. Das höchste Gut des Menschen ist nichts anderes als die Verbindung mit Gott. Dahin gelangen wir, wenn wir nach seinem Bilde gestaltet sind. Der Apostel sieht nun diese Ebenbildlichkeit darin, dass wir ruhen von unsern Werken, woraus schließlich folgt, dass der Mensch auf dem Wege der Selbstverleugnung glücklich wird. Denn was ist das Ablassen von unsern Werken anders als Ertötung des Fleisches, indem man von sich selbst frei wird, um Gott zu leben? Wenn nach der Grundregel eines frommen und geheiligten Lebens gefragt wird, ist immer davon auszugehen, dass der Mensch, sich selber gleichsam abgestorben, das Leben Gottes in sich muss zur Herrschaft kommen lassen; dass er verzichtet auf eigenes Tun, um dem Wirken Gottes Platz zu machen. Unstreitig hat ja das Leben erst dann die rechte Verfassung, wenn es Gott untertan ist; bei der angeborenen Verderbtheit und dem Widerstreit zwischen Gottes Herrschaft und unsern Neigungen ist das aber nicht der Fall, bis wir uns alles Eigenen begeben. Weil es aber in diesem Leben niemals zu einem so völligen Ruhen

in Gott kommt, muss stets danach getrachtet werden, und den Gläubigen ist der Eingang in die Ruhe nur beschieden, wenn sie in ihrem Lauf unablässig vorwärts schreiten.

Im Übrigen zweifle ich nicht, dass der Apostel mit bestimmter Absicht auf den Sabbat anspielt, indem er die Ruhe eine Sabbatruhe nennt: er will die Hebräer nebenbei von der äußeren Beobachtung des Sabbats lösen und zu seinem wahren Sinn und geistlichen Verstand hinleiten. Davon ist freilich hier nicht ausdrücklich die Rede; aber indem der Brief jenem Bestandteil des Gesetzes eine höhere Deutung gibt, zieht er dadurch die Leser sachte vom Vergänglichen ab. Vergegenwärtigt man sich nämlich, dass das Sabbatgebote im letzten Grund auf etwas anderes abzielte als auf äußerliche Enthaltung von der Arbeit und irdische Religionsübung, so wird einem gar bald klar, dass mit Christi Ankunft der äußere Brauch dahingefallen ist. Kommt die Wahrheit, so schwinden die Schatten. Das bleibt immer die grundlegende Lehre: Christus ist des Gesetzes Ende.

V. 11. Nachdem das Ziel aufgezeigt ist, wonach wir trachten sollen, werden wir ermahnt, den Weg dorthin unter die Füße zu nehmen, was durch Gewöhnung zur Selbstverleugnung geschieht. Dem richtigen Gange, der zum Eingang in die Ruhe führt, entspricht aber der entgegengesetzte, bildliche Ausdruck: **dass nicht jemand falle**. Zugleich liegt in diesem letzteren auch eine Anspielung auf jene Widerspenstigen, die nach dem angeführten mosaischen Bericht (4. Mose 26, 65) in der Wüste gefallen sind. Deshalb heißt es: **nach demselbigen Beispiel**, womit gesagt ist, dass uns dort wie in einem Gemälde die Strafe des Unglaubens und Trotzes vor Augen gestellt werde und dass unzweifelhaft der nämliche Ausgang unser warte, wenn bei uns die gleiche Gesinnung angetroffen würde. Fallen steht also hier für umkommen; es bezeichnet, noch deutlicher gesagt, nicht das Sündigen, sondern die Strafe dafür.

V. 12. **Denn das Wort Gottes** usw. Alles, was hier von der Kraft des Wortes gesagt wird, zielt dahin, dass es nicht ungestraft verachtet werden kann. Jedes Mal, wenn der Herr zu uns redet, hat er es ernstlich mit uns zu tun und will unsern ganzen inneren Menschen anfassen. Kein Gebiet der Seele, das nicht davon bewegt werden soll. Bevor wir aber weitergehen, ist zu fragen, ob der Apostel vom Wort im Allgemeinen spricht oder insonderheit die Gläubigen im Auge hat. Bekannt ist ja das Wort Gottes nicht unterschieds-



los in allen wirksam. An den Auserwählten offenbart es seine Macht in der Weise, dass sie, niedergebeugt von wahrer Selbsterkenntnis, zu Christi Gnade Zuflucht nehmen, was nur durch sein Eindringen ins innerste Herz erklärlich ist. Da ist vorab die Heuchelei auszutreiben, welche erstaunliche, mehr als gewundene Schlupfwinkel im menschlichen Herzen hat. Dann müssen wir nicht nur obenhin getroffen oder geritzt, sondern tief hinein verwundet werden, damit wir im niederschmetternden Gefühl des ewigen Todes uns selbst absterben lernen. Niemals werden wir im Geiste des Gemüts gänzlich erneuert werden (wie Paulus Eph. 4, 23 verlangt), bis durch dieses geistlichen Schwertes Schärfe unser alter Mensch den Todesstoß erhalten hat. So sagt Paulus (Phil. 2, 17) von den Gläubigen, sie werden geopfert durch das Evangelium, weil sie nicht anders als durch den Tod ihres Eigenwillens zum Gehorsam gegen Gott gebracht werden und nicht anders als nach Erlöschen ihrer fleischlichen Klugheit das Licht göttlicher Weisheit schauen können. Bei den Gottlosen merkt man nichts von alledem: hochmütig verschmähen, ja verhöhnen sie die göttliche Rede oder setzen ihr lärmenden Widerspruch und Widerstand entgegen. Ist Gottes Wort ein Hammer, so ist ihr Herz gleich einem Amboss, der den noch so wuchtigen Schlägen durch seine Härte Trotz bietet. Also ist das Wort Gottes weit entfernt, bei ihnen „durchzudringen, bis dass es scheidet Seele und Geist“. Es scheint darum, als sei diese Aussage auf die Gläubigen einzuschränken, da nur bei ihnen das Wort dergestalt ins Lebendige schneidet. Allein der Zusammenhang zeigt, dass doch der Ausspruch umfassende Bedeutung hat und auch selbst die Gottlosen angeht. Denn ob sie auch nicht weichen werden, sondern dem Wort Gottes ein Herz aus Eisen oder Stahl entgegenbringen, so müssen sie sich doch darob in ihrer eigenen Schuld verstricken. Ihr Lachen ist ein gezwungenes; innerlich ist ihnen gleichsam die Kehle zugeschnürt. Auf jede Weise drehen und winden sie sich, um dem Richterstuhl Gottes auszuweichen; aber wider Willen sehen sie sich von eben dem Wort, das sie frech verspotten, als Angeklagte hingeschleppt, so dass sie mit wütigen Hunden verglichen werden können, die ganz vergeblich an der Kette, daran sie gebunden sind, herumbeißen und kratzen, da sie nichtsdestoweniger geschlossen bleiben. Weiter aber: sollte sich diese Wirkung des Wortes auch nicht sogleich am ersten Tage zeigen, so wird doch der endliche Ausgang lehren, dass es keinem umsonst gepredigt worden ist. Es ist gewiss allgemein zu verstehen, was Christus (Joh. 16, 8) sagt: der Geist werde, wenn er komme, die Welt überführen. Und dieses richterliche Amt übt der Geist

eben in der Predigt des Evangeliums aus. Endlich: wiewohl das Wort diese Macht gegenüber den Menschen nicht immer deutlich offenbart, so wohnt sie ihm doch stets irgendwie inne. Der Apostel will sagen: Wenn jemand meint, unter dem Vortragen des göttlichen Wortes werde bloß die Zeit totgeschlagen mit leerem Getön, so irrt er gewaltig; denn es ist etwas Lebendiges, voll geheimer Kraftwirkung und lässt den Menschen auf keinem Punkte, wie er gewesen ist. Darum sollen, sobald Gott den heiligen Mund öffnet, alle unsere Sinne zur Aufnahme des Gesprochenen bereit sein, weil nicht willens ist, zwecklos Worte zu vergeuden, die verhallen oder unbeachtet zur Erde fallen. In sein Wort hat er diese Macht hineingelegt, damit es in alle Gründe der Seele hineinzünde, die Gedanken prüfe, die Begierden erforsche, kurz, sich als Richter bewaise.

Hier erhebt sich aber die andere Frage, ob dies vom Gesetz oder vom Evangelium zu verstehen sei. Die Ausleger, welche es auf das Gesetz beziehen, führen jene Aussagen des Paulus an, dasselbe sei ein tötender Buchstabe, ein Amt des Todes (2. Kor. 3, 6 f.), richte nur Zorn an (Röm. 4, 15) u. a. m. Allein der Apostel weiß hier noch von andern Wirkungen zu berichten: es gibt, wie wir sahen, eine Leben bringende Ertötung der Seele, die durch das Evangelium geschieht. Also spricht der Apostel vom gesamten Worte Gottes, wenn er sagt, es sei lebendig und kräftig. So bezeugt Paulus (2. Kor. 2, 16), seiner Predigt entströme ein Geruch des Todes zum Tode für die Ungläubigen, des Lebens zum Leben den Gläubigen, so dass Gott nie umsonst redet, sondern die einen dadurch zum Heil geführt, während die anderen ins Verderben gestürzt werden. Das ist die Macht zu binden und zu lösen, die der Herr seinen Aposteln gegeben hat (Matth. 18, 18); die geistliche Macht, deren Paulus sich rühmt (2. Kor. 10, 4). Und niemals wird uns ja in Christus Heil verheißen, ohne dass den Gegensatz dazu die Strafe für die Ungläubigen bildet, die sich durch Missachtung Christi den Tod zuziehen.

Weiter ist zu beachten, dass das Wort Gottes, von dem hier die Rede ist, durch den Dienst menschlicher Zeugen an uns ergeht. Auf das so genannte innere Wort abzustellen und ihm allein Kräftigkeit zuzuschreiben, das durch Menschenmund verkündigte dagegen als tot und wirkungslos zu bezeichnen, das entspränge einer törichten, ja gefährlichen Anschauung. Gewiss, die Wirksamkeit hängt nicht vom stets unvollkommenen, menschlichen Werkzeug ab, sondern ist durchaus Sache des heiligen Geistes; aber der

Geist bedient sich nun einmal des gepredigten Wortes zur Entfaltung seiner Kraft. Redet Gott auch nicht vom Himmel her, sondern durch Menschen, so darf doch daraus nicht im mindesten Anlass genommen werden, die Heilverkündigung herabzusetzen. Wenn Paulus das Evangelium eine Kraft Gottes nennt (Röm. 1, 16), so tut er es im bestimmten Blick auf seine eigene Predigt, von der er wusste, dass sie den einen ein Ärgernis, andern eine Torheit sei. Und an einem andern Ort (Röm. 10, 8) bemerkt er nachdrücklich, das Wort des Glaubens, das uns Heil zuträgt, sei das gepredigte. Immer hat das Wort, das menschliche Diener in Treue verwalten, seine göttliche Empfehlung bei sich und verlangt ehrfurchtsvolle Hörer.

**Und dringet durch, bis dass es scheidet Seele und Geist.** Das Wort Seele ist oft gleichbedeutend mit Geist. Wo aber beide nebeneinander genannt werden, umfasst ersteres alle Regungen und Begehungen des Herzens, letzteres das Erkenntnisvermögen. Wenn z. B. Paulus den Thessaloniern wünscht (1. Thess. 5, 23), dass ihr Geist samt Seele und Leib unsträflich bewahrt werde auf die Zukunft Christi, so heißt das, dass sie nach Verstand, Willen und äußerem Wandel rein und lauter bleiben möchten. Nach unsrer Stelle hält das Wort Gottes Gericht über das ganze Innenleben des Menschen. Es erkundet die Gedanken, erforscht den Willen mit all seinem Verlangen. Es scheidet **auch Mark und Bein**: die härtesten Widerstände im menschlichen Wesen vermag es zu überwinden, in die dunkelsten Tiefen hinab zu dringen. Von der prophetischen Rede sagt Paulus übereinstimmend (1. Kor. 14, 24 f.), sie habe überführende und richtende Kraft, so dass die Hörer das Verborgene ihres Herzens zu offenbaren anfangen; und in der Predigt des Evangeliums betätigt Christus noch fort und fort seine Kunst, die geheimsten Gedanken aufzudecken und zum Bewusstsein zu bringen.

So ist das Wort Gottes in der Tat **ein Richter**. Es treibt den menschlichen Geist aus dem finsternen Irrgarten des Unglaubens, wo er sich versteckte, hervor an das helle Licht des Tages; der Heuchelei, dieser argen Selbstverblendung, reißt es die Larve vom Gesicht; dem Laster, das sich in den Schein der Tugend zu kleiden wusste, hilft keine Schminke mehr. Die Gottlosen fühlen wohl, dass über kurz oder lang in ihre hintersten Schlupfwinkel das richtende Licht eindringen wird. Der Unwille, ja wütende Zorn, den sie äußern, ist ein Zeichen davon, dass die ersten Strahlen sie schon getroffen haben. Sie möchten gern ausweichen, fliehen, sich verstellen; aber ge-

gen Gott kommen sie nicht auf. Jede Widerrede, jedes Aufbrausen wider das Wort Gottes kommt dem unfreiwilligen Eingeständnis gleich, dass sie seine Kraft innerlich empfinden.

**V. 13. Und keine Kreatur ist vor ihm unsichtbar.** Das Wort Gottes muss wohl jene Wirkung haben; denn es hat Anteil an dem Wesen seines Urhebers. Gott ist der Herzenskündiger; kein Geschöpf kann sich seinen Blicken entziehen. Darum vermag auch sein Wort das Verborgenste aufzuspüren; er selbst bedient sich desselben wie einer Sonde, um den innersten Zustand unseres Herzens zu erforschen.

Gott ist der, **dem wir Rechenschaft zu geben haben**, mit dem wir es zu tun haben, der mit uns handelt; er lässt seiner nicht spotten. In Gedanken an sein alldurchdringendes Wesen muss jedes Mal, wenn sein Wort an uns ergeht, eine heilige Scheu uns erfüllen.

**V. 14. Dieweil wir denn einen großen Hohenpriester haben.** Bis hierher (von 3, 2 an) war von Christi Lehr- und Apostelberuf die Rede. Jetzt aber wendet sich der Brief zum anderen Amt, das der Sohn Gottes in seiner irdischen Sendung auszurichten hatte, dem priesterlichen. Nach der Ermahnung an die Hebräer, Christi Lehre gehorsam aufzunehmen, folgt also nun eine Unterweisung über die Frucht seines Priestertums. In passender Weise stellt der Brief diese beiden Lehrstücke, Priestertum und Apostelamt, zusammen: das eine wie das andere will uns den Weg zu Gott weisen. Schon vorher (2, 17; 3, 1) war Christus beiläufig unser Hoherpriester genannt worden; das Wörtchen „denn“ weist darauf zurück. Weil aber die Kraft seines Priestertums nur im Zusammenhang mit seinem Wort erkannt werden kann, musste zunächst darauf Bedacht genommen werden, die Herzen zum Hören des Wortes Christi willig zu machen. Sehen sie jetzt mit empfänglichem Jüngersinn zu ihm als ihrem Meister auf, so bleibt ihnen die weitere Aufgabe, aus seinem Munde und aus seiner Schule die Art und den ganzen Segen seines Priestertums verstehen zu lernen.

**Lasset uns halten an dem Bekenntnis.** Bekenntnis bedeutet hier so viel wie Glaube. Da das priesterliche Tun des Sohnes Gottes die feierliche Besiegelung und Verbürgung seines Wortes in sich schließt, so haben wir, schließt der Apostel, nicht den mindesten Grund, im Glauben an das Evangelium unsicheres Schwanken zu zeigen. Wer die Lehre des Heils nicht für

vollgültig ansieht, tastet die priesterliche Ehre des Sohnes Gottes an; ein solches Pfand, wie es da vorliegt, muss unsere Zuversicht derart festigen, dass wir uns rückhaltlos auf das Evangelium verlassen.

V. 15. **Denn wir haben nicht** usw. Der soeben gebrauchte Name „Sohn Gottes“ ist freilich erhaben genug, um uns Ehrfurcht und Gehorsam abzunötigen. Indessen, wenn wir in Christus nichts anderes sähen, kämen unsere Gewissen noch nicht zum Frieden. Denn wer würde nicht, zumal wenn wir an unsere Niedrigkeit und an unsere Sünden gedenken, vor dem Anblick des Sohnes Gottes zurückscheuen? Jenen Hebräern konnte überdies noch ein besonderer Umstand Schwierigkeit bereiten. Im levitischen Priestertum, an das sie gewöhnt waren, sahen sie einen sterblichen Menschen als Vertreter aller übrigen das Heiligtum betreten, um seine Brüder durch seine Fürbitte mit Gott zu versöhnen. Es ist von großem Werte, wenn der Mittler zwischen uns und Gott einer der Unsrigen ist. Diesem Gefühl, das mit bestrickendem Reiz die Hebräer leicht beim levitischen Priestertum hätte festhalten können, kommt nun der Apostel entgegen, indem er zeigt, wie der Sohn Gottes doch nicht bloß in Herrlichkeit thronet, sondern voll gütigen Wohlwollens und nachsichtiger Liebe gegen uns ist. Dahin zielt die Bemerkung, Christus sei in unsern Schwachheiten geübt worden, um mit uns fühlen zu können.

Was das **Mitleiden** betrifft, so möchte ich darüber nicht zu tiefe Untersuchungen anstellen. Es ist eine ebenso wertlose wie wunderliche Frage, ob denn unser gegenwärtiges Elend dem Herrn Christus Leiden bereite. Der Apostel hat es gewiss nicht auf solche Spitzfindigkeiten und müßige Grübeleien abgesehen. Er will nur sagen, jedes weitere Suchen nach einem Mittler sei unstatthaft, weil Christus uns von sich aus die Hand darreiche; seine Herrlichkeit brauche uns nicht abzuschrecken, da er unser Bruder sei; auch dürfe die Furcht nicht aufkommen, dass ihm die Bekanntschaft mit den Übeln und daher auch jedes menschliche Gefühl und der Trieb zu helfen abgehe, da er ja vielmehr unsere Schwächen auf sich geladen habe, um sich desto hilfsbereiter erweisen zu können. Die Stelle ist soweit ganz auf die Glaubenserfahrung zu beziehen; sie handelt nicht davon, was Christus an sich ist, sondern wie er sich gegen uns erzeigt.

**Der versucht ist allenthalben gleichwie wir.** Christus hat mit unserem Fleisch auch unsere Gefühle, das Anzeichen seiner wahren Menschheit, an-

genommen, damit in der Arbeit an den Elenden eigene Erfahrung ihm zur Seite stehe. Nicht als hätte der Sohn Gottes einer solchen Schulung bedurft; aber auf keine andere Weise hätte uns die große Mühe, die er sich um unser Heil gibt, fasslich werden können. So oft wir daher von Schwachheiten unsres Fleisches gedrückt sind, wollen wir uns erinnern, dass der Sohn Gottes, um uns durch seine Kraft aufrecht zu erhalten, gleiches durchgemacht hat.

Was ist aber unter jenen **Schwachheiten** zu verstehen? Einige denken an Frost und Hitze, Hunger und andere leibliche Beschwerden, oder an Verachtung, Armut und ähnliche Dinge (2. Kor. 12, 10). Richter begreift man aber nebst den äußeren Mühseligkeiten auch Gemütsbewegungen darunter, wie Furcht, Traurigkeit, Todesangst u. dgl. Andernfalls hätte der einschränkende Zusatz keinen passenden Sinn: **doch ohne Sünde**. Denn die Gemütsstimmungen sind der Teil unsres Wesen, der bei uns wegen unserer Verderbtheit stets mit sittlichen Gebrechen vermischt, bei Christus dagegen, dem völlig Gesunden und gänzlich Reinen, frei von jedem Fehl ist. Ist von Schwachheiten die Rede, die mit Sünden zusammenhängen, so sind also damit unzweifelhaft solche Regungen des Herzens gemeint, die der menschlichen Natur, eben wegen ihrer Schwachheit, zu schaffen machen. Denn die Engel haben es in dieser Hinsicht besser als wir, da sie keinen Schmerz, keine Furcht, keine quälende Sorge, keine Todesfurcht kennen. Jene Schwachheiten hat Christus als wahrer Mensch auf sich nehmen und bestehen wollen, nicht allein damit er uns den Sieg darüber erwürbe, sondern auch damit wir in jeder gedrückten Lage des versichert sein könnten, dass er uns nahe sei. Indessen ist die Einschränkung: „**doch ohne Sünde**“ beigefügt, weil zwischen Christi und unsern Gemütsbewegungen immer der Unterschied festgehalten werden muss, dass jene jederzeit vollkommen normal und wohlgeordnet gewesen sind, die unseren aber aus trüber Quelle fließen und diesen Ursprung stets durch etwas Ungeklärtes und Ungezügelter verraten.

V. 16. **Darum lasset uns hinzutreten mit Freudigkeit.** Aus dem Gesagten schließt der Apostel, der Zugang zu Gott stehe allen offen, die im Vertrauen auf Christus, den Mittler, hinzutreten. Er ermuntert die Gläubigen, herzlich, ohne alle Bedenklichkeit, das Angesicht Gottes aufzusuchen. Diese Freudigkeit zur Anrufung Gottes ist die vornehmste Frucht der Lehre des Heils, während andererseits die ganze religiöse Stellung in sich zusammenbricht, wo solche Zuversicht den Herzen entschwindet. Halten wir fest daran, dass die

Hand Christi sich uns entgegenstreckt, wer sollte dann nicht alles Vertrauen fassen, hinzuzutreten?

Der Grund der Zuversicht liegt darin, dass Gottes Thron nicht durch bloße Majestät, die uns niederschmettern müsste, gekennzeichnet ist, sondern die freundlich lockende Aufschrift „**Gnadenstuhl**“ trägt. Eine kühne Anrufung Gottes ist möglich, wenn wir wissen, dass er uns geneigt ist; dazu braucht man aber die Vermittlung Christi (Eph. 3, 12), weil er, indem er uns in seinen Schutz und Schirm aufnimmt, die Majestät Gottes, die sonst Schrecken einflößen könnte, mit Güte umkleidet, so dass nun nichts als Gnade und väterliche Liebe hervorleuchten.

**Auf dass wir Barmherzigkeit empfangen** usw. Diese mit Bedacht hinzugefügten Worte sollen denen, die Barmherzigkeit nötig haben, Mut machen; keiner soll, niedergeschlagen durch das Gefühl seines Elends, sich den Weg durch Kleinmut versperren. Wer irgend im Vertrauen auf Christi Selbstvertretung zu Gott fleht, darf gewiss sein, Barmherzigkeit zu erlangen. Darin liegt jedoch für alle, die diesen Weg nicht gehen wollen, eine Drohung versteckt; der Apostel bedeutet ihnen, Gott werde für ihre Bitten unerreichbar sein, da sie das einzige Mittel, ihn zu versöhnen, verachten.

**Zu rechtzeitiger Hilfe.** Die Frage ist, ob es nun darum zu tun ist, das zu bekommen, was wir zum Heil bedürfen. Die rechte Zeit dafür ist die Zeit der Berufung, nach jenem Wort bei Jesaja (49, 8), das Paulus auf die Verkündigung des Evangeliums bezieht (2. Kor. 6, 2): Siehe, jetzt ist die angenehme Zeit usw. Der Apostel schaut auf jenes „Heute“ zurück, wo Gott mit uns redet. Verschieben wir das Hören auf morgen, so kommt die unheimliche Nacht, in der nicht mehr möglich ist, was man jetzt noch kann, und umsonst das Klopfen an der verschlossenen Tür verhallt.

## Kapitel 5.

V. 1. **Denn ein jeglicher Hoherpriester** usw. Christus wird hiermit den levitischen Priestern, hinsichtlich der Ähnlichkeit oder Verschiedenheit zwischen ihnen, in Vergleichung gebracht. Diese Untersuchung bezweckt lediglich, das Werk Christi ins rechte Licht zu stellen und zu zeigen, dass alle Ordnungen, die unter dem Gesetz bestanden, bereits auf ihn hingezielt hätten. Von hier aus bahnt sich dann der Apostel den Weg, um schließlich (7, 11 ff.) die Vergänglichkeit des alten Priestertums darzutun. Es sind fünf Dinge, die er in unserer Stelle von den Priestern im Allgemeinen aussagt: sie werden aus den Menschen genommen; sie sollen mit Opfern, also nicht mit leeren Händen vor Gott erscheinen, ihn zu versöhnen; unsre menschliche Schwachheit müssen sie aus eigener Erfahrung kennen, um desto lieber den Gedrückten ihren Beistand zu leihen; endlich, sie dürfen sich nicht ohne weiteres ins Amt drängen, sondern ihre Ehre ist erst dann eine rechtmäßige, wenn sie von Gott erwählt und bestätigt sind. Davon ist nun im Einzelnen in der Kürze zu reden.

Die Priester werden **aus den Menschen genommen**, sagt der Apostel. Christus muss also wahrer Mensch gewesen sein. Denn ein Priester, der nicht einer der Unsrigen wäre, könnte uns auch nicht vor Gottes Angesicht vertreten. Es nimmt daher dem Sohn Gottes nichts von seiner Würde, dass er die gleiche Natur mit uns teilt, sondern macht sie uns nur umso größer. Gerade darum, weil er Mensch ist, ist er instand gesetzt, uns Gottes Liebe zu erwerben. Nachdrücklich nennt ihn deshalb Paulus so (1. Tim. 2, 5), um sein wahres Mittlertum zu erweisen; wäre er aus den Engeln oder sonst woher genommen, so fehlte ihm der Zusammenhang mit uns, und er könnte keine Verbindung mit Gott bewirken.

**Wird gesetzt für die Menschen.** Dies ist die zweite Aussage: der Priester versteht seinen Dienst nicht als eine Privatangelegenheit, sondern zum gemeinen Besten des Volkes. Es ist wichtig, das mit Bezug auf Christus festzuhalten. Bei seinem Priestertum handelt es sich um unser aller Heil.

**Gegen Gott.** Als Unheilige sind wir fern von Gott und seinem heiligen Dienst, bis sich der Priester ins Mittel legt und unsere Vertretung übernimmt.



**Auf dass er opfere.** Die Darbringung von Geschenken ist das dritte, was einem Priester zukommt. Von den beiden hier gebrauchten Ausdrücken, **Gaben und Opfer**, ist meines Erachtens der erste allgemeine Bezeichnung der Opfer überhaupt, während der zweite auf die Sühnopfer im Besonderen geht. Auf alle Fälle, das ist der Sinn, wird die zwischen Gott und Menschen Frieden stiftende Tätigkeit des Priesters durch ein Opfer vermittelt, weil ohne solches vorangegangene Pfand die Sünde nicht gesühnt, der Zorn Gottes nicht besänftigt wird. Kein Engel vermag darum, uns göttliche Gnade zu erwirken, weil das entsprechende Opfer fehlt; dasselbe gilt auch von den Propheten und Aposteln, Christus allein ist es, der durch sein Opfer unsere Sünden hinwegnimmt.

V. 2. **Der da könnte mitfühlen**, d. h. der dazu fähig und tüchtig sei. Diese vierte Aussage bringt bei aller Verwandtschaft, die sie mit der ersten hat, doch Neues hinzu. Dort hieß es, in der Person eines Menschen trete das ganze Geschlecht mit Gott in Verbindung, indem alle dasselbe Fleisch und dieselbe Natur haben. Jetzt wird der andere Punkt berührt, dass ein Priester gegen die Sünder Billigkeit und Nachsicht beweise, weil er ihrer Schwachheiten teilhaftig sei. Doch trifft nicht alles, was hier von den levitischen Priestern gilt, auf Christus zu. Es kann auf ihn nur mit der früher erwähnten Einschränkung angewandt werden, dass er in unseren Schwachheiten versucht worden ist ohne Sünde und also nicht auch für sich selbst reinigende Opfer darzubringen hatte. Indessen, wiewohl er von jeder sündlichen Ansteckung frei geblieben ist, so kennt er doch jenes Gefühl der Schwachheit zu gut, um nicht geneigt zu sein, uns zu helfen, milde und nachsichtig zum Vergeben, bekümmert wegen unsrer Übel.

**Die da unwissend sind und irren** – ist Bezeichnung derer, welche sich verfehlen.

V. 4. **Niemand nimmt ihm selbst die Ehre.** Die göttliche Berufung macht die Rechtmäßigkeit des Amtes aus, so dass keiner es ordnungsgemäß bekleidet, er sei denn von Gott dazu erwählt. Das ist das Christus und Aaron Gemeinsame: beide hat Gott berufen. Ihr Unterschied besteht darin, dass Christus auf eine neue Weise, und zwar auf ewig, in sein Amt eingesetzt worden ist, während das Amt Aarons bloß eine vorübergehende, vergängliche Geltung beanspruchen konnte. Wir sehen, wo der Apostel hinaus will. Es galt, das Recht des Hohepriestertums für Christus sicherzustellen. Er tut

es, indem er zeigt, Gott habe es ihm übertragen. Allein das kann noch nicht genügen, solange nicht feststeht, dass nach Gottes Willen die frühere Ordnung der Dinge hat aufhören müssen, um der neuen Platz zu machen. Dass dem wirklich so sei, lässt der Apostel schon hier durchblicken, um dann weiter unten mit aller Deutlichkeit darauf hinzuweisen. Was ist gegenüber Christi Priestertum von Aaron und seinen Nachfolgern zu halten? Ihr Recht reicht natürlich so weit, wie es ihnen vom Herrn eingeräumt ist, nicht wie menschliche Einbildung es ihnen allfällig zuschreibt.

Aus der gegenwärtigen Stelle lässt sich die allgemeine Lehre ableiten, dass in der Kirche keinerlei Amt für heilig und rechtmäßig zu gelten hat, das die Menschen aus reiner Willkür ersinnen, ohne nach dem Willen Gottes zu fragen. Denn da es Gott zugehört, die Kirche zu regieren, so behält er sich allein vor, die Art und Weise der Leitung zu bestimmen. Und was die Menschen betrifft, die das Amt führen, so muss es eine feste Regel geben, nach der sie zu wählen sind, damit keiner nach eigener Laune sich eindränge. Auch wo es sich um göttliche verordnete Dienstleistung handelt, sollte also keiner sich selber die Ehre nehmen, sondern stets sollte eine öffentliche Anerkennung vorangehen, es wäre denn, dass der Zustand der Kirche Ausnahmen rechtfertigte.

**V. 5. Du bist mein Sohn.** Es möchte scheinen, als sei dieses Schriftzeugnis etwas weit hergeholt. Denn man könnte sagen, damit, dass Christus von Gott dem Vater gezeugt worden ist, sei er noch nicht zum Hohenpriester bestellt. Allein wir haben uns an das zu erinnern, was in der Erklärung des ersten Kapitels (1, 5) gesagt wurde, dass nämlich diese Zeugung Christi, wovon der Psalm spricht, als die Bezeugung zu verstehen ist, die ihm vonseiten Gottes vor den Menschen zuteil ward. Nicht an die innerliche Beziehung zwischen Vater und Sohn ist dabei zu denken, sondern eher an den Eindruck, den die göttliche Ausrüstung und Auszeichnung Christi auf die Menschen gemacht hat. Und welchen Eindruck? Etwa den eines Menschen ohne Amt und ohne Macht? Vielmehr den, dass hier der wahre Mittler zwischen Gott und Mensch gefunden sei. So schließt jene Zeugung in der Tat das Hohepriestertum in sich.

**V. 6. Wie er auch am andern Ort spricht** usw. Diese Stelle drückt den Gedanken des Apostels deutlicher aus. Sie ist berühmt, wie auch der ganze Psalm, dem sie entnommen ist, darum, weil es kaum eine hellere Weissa-

gung sowohl von Christi Priestertum als von seiner Königsherrschaft gibt. Bekanntlich gebührt es den Königen nicht, priesterliche Verrichtungen auszuüben. Usia zog dadurch, dass er es sich herausnahm, den Zorn Gottes auf sich und wurde vom Aussatz befallen (2. Chron. 26, 18). Schon deshalb kann die Stelle nicht auf David oder einen der späteren Könige gedeutet werden. Von dem König, der zur Rechten Gottes gesetzt wird, bezeugt der Psalm, er werde **Priester** sein **nach der Ordnung Melchisedeks**. Eben weil es nur sehr selten und im Volke Gottes überhaupt nicht vorkam, dass König und Priester in derselben Person vereinigt waren, so wird Melchisedek, bei welchem dies zutraf, als ein Vorbild und Vorläufer des Messias hingestellt. Wie bei ihm, so soll auch beim Messias die königliche Würde die gleichzeitige Übernahme des Priesteramts nicht hindern. Im Verlauf des Briefes (7, 1 ff.) knüpft der Apostel selber ausführlichere Erörterungen daran.

V. 7. **Und er hat** usw. Weil man sich sehr häufig das Bild Christi durch das Kreuz trüben lässt, nicht bedenkend, warum er erniedrigt worden ist, so kommt der Apostel neuerdings darauf zu sprechen, dass gerade hier seine Liebe in ihrer wunderbaren Größe hervorleuchtet, da er sich ja zu unserm Besten unsern Schwachheiten unterzogen habe. Es dient unserm Glauben zur Stärkung, seiner Ehre aber in keiner Weise zur Minderung, dass er unsre Übel auf sich nahm. Der Brief nennt zwei Gründe, warum Christus leiden musste, einen näheren und einen höheren. Der nähere ist: dass er Gehorsam lernte; der höhere: damit er auf diesem Wege zu unserm Heil als Hoherpriester geweiht würde.

**In den Tagen seines Fleisches.** Damit ist natürlich sein einstiger Wandel auf Erden gemeint, der voller Beschwerden war. Wir dürfen dem Ausdruck die trostreiche Andeutung entnehmen, dass auch unseren Mühsalen Zeit und Grenze bestimmt sind. Gewiss, unsere Lage wäre zu hart und unerträglich, wenn kein Ende des Leidens abzusehen wäre.

Auch die vorangeschickten Aussagen über Christus enthalten für uns nicht wenig Ermutigung. Christus, der doch der Sohn war, der beim Vater Hilfe suchte, der auch erhört worden ist, hat dennoch den Tod erlitten, um Gehorsam zu lernen. Jedes Sätzchen hat da sein großes Gewicht.

**Wiewohl er Gottes Sohn war.** Seine Würde hob ihn weit über die anderen hinaus, und doch hat er sich um unsertwillen so tief herabgelassen. Welcher Sterbliche dürfte sich da weigern, zu leiden, was andere auch leiden müssen? Auf der andern Seite: mögen wir den Druck der Widerwärtigkeiten noch so sehr empfinden, das streicht unseren Namen nicht aus der Zahl der Kinder Gottes. Sehen wir doch auf dieser Bahn den uns vorangehen, dem allein von Natur das Sohnesrecht zukommt.

**Gebet und Flehen geopfert.** Das wird als zweites hervorgehoben, dass Christus am rechten Ort Hilfe gesucht habe, um vom Übel befreit zu werden. Es soll sich nämlich niemand einbilden, als hätte Christus ein Herz von Eisen gehabt, das unempfindlich gewesen wäre. Wenn kein Schmerz ihn berührt hätte, brächten uns seine Leiden keinen Trost. Hören wir aber, wie auch er die bittersten Qualen ausgestanden, so wird er uns menschlich nahegerückt. Wenn er den Tod und sonstige Beschwerden erduldet, so geschah es, meint der Apostel, nicht in kalter, gefühlloser Verachtung des Schmerzes; seine Tränen und starkes Geschrei sind Zeugen der heftigen Herzensbeklemmung, in der er nach Gott rief. Ich denke, es wird hier auf jene Bitte in Gethsemane (Mt. 26, 39) angespielt: „Mein Vater, ist es möglich, so gehe dieser Kelch von mir,“ und auf die andere am Kreuz (Mt. 27, 46): „Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen?“ Denn bei der zweiten erwähnen die Evangelisten lautes Schreien, und bei der ersten sind gewiss die Augen nicht trocken geblieben, da vor übergroßer Traurigkeit der Schweiß wie Blutstropfen vom ganzen Leibe niederrann. Auf jeden Fall ist Christus damals in höchster Seelennot gewesen. Wirkliche Schmerzen waren es, die auf ihm lasteten, und nicht zum Schein hat er den Vater angefleht, dass er ihm Hilfe brächte. Was sollen wir daraus lernen? Doch wohl das, dass wir in allen unsern Ängsten und Nöten des Gottessohnes gedenken dürfen, der sich gleicherweise bedrängt fühlte; so lange wir ihn vor uns haben, ist kein Grund zum Verzweifeln. Dann heißt es aber auch für uns, die Rettung im Unglück nicht anderswo suchen als bei Gott allein. Das Beispiel Christi ist die beste Gebetsregel. Er hat sich geradeswegs an den Vater gewendet, an den, **der ihm von dem Tode konnte aushelfen** und außer welchem es keinen wahren Helfer gibt. So hat er richtig gebetet. So sollen auch wir tun.

Die Ausdrücke **Geschrei und Tränen** weisen uns auf die jedem Gebet notwendige Andacht und Inbrunst hin. Nicht oberflächlich und geschäftsmä-

ßig, sondern mit brennendem Verlangen will Gott angerufen sein.

**Und ist auch erhört worden aus der Angst.** Diese Übersetzung scheint mir richtiger als die andere: erhört wegen seiner Gottesfurcht oder Frömmigkeit. Der Apostel will sagen, die Furcht, unter der Last des Übels zu erliegen und vom Tode gänzlich verschlungen zu werden, sie sei ihm abgenommen worden. Denn selbst diese Angst hatte dem Sohne Gottes zu schaffen gemacht; nicht aus Kleinglaube stamme sie bei ihm, sondern aus dem Gefühl des göttlichen Gerichts, dessen Schrecken nur mit höchster Anstrengung überwunden werden konnten. Jene dritte Aussage über Christus ist beigelegt, damit wir nicht denken, sein Gebet sei verworfen worden. Wurde er auch nicht sogleich vom Übel befreit, so fehlte es ihm doch keinen Augenblick an Gottes Erbarmen und Hilfe. So geht es auch bei uns oft, dass Gott uns erhört, auch wo der Schein dagegen spricht. Es geziemt uns ja nicht, ihm das Wie vorzuschreiben, und ist auch nicht seine Sache, jeden beliebigen, gedachten oder ausgesprochenen Wunsch zu erfüllen. Aber hinterher stellt sich heraus, dass er unsere Bitte erhört hat gerade in der Weise, wie es zu unserm Heil dient. Scheinbar bekommen wir einen Abschlag und erlangen doch weit mehr, als wenn uns wörtlich willfahrt würde.

Wie ist aber Christus „erhört worden aus der Angst“, da er doch den gefürchteten Tod erleiden musste? Wir müssen den eigentlichen Grund seiner Furcht bedenken. Darum bebte er vor dem Tode zurück, weil ihm darin der Fluch Gottes entgegentrat und ein unausweichlicher Kampf mit der Sündenschuld der Menschheit, ja mit der Hölle selber. Daher sein Zittern und Zagen; denn das Gericht Gottes geht über alle Schrecken. In dieser Hinsicht ist Christus wirklich erhört worden: als Sieger ging er aus den Schmerzen des Todes hervor; die gnädige Hand des Vaters hielt ihn aufrecht, und nach kurzem Streit konnte er über Satan, Sünde und Hölle herrlich triumphieren.

**V. 8. Er hat Gehorsam gelernt.** Das war der nächste Zweck der Leiden Christi. Nicht als ob er mit Gewalt zum Gehorsam hätte gezwungen oder daran gewöhnt werden müssen; denn an Willigkeit, dem Vater allen schuldigen Gehorsam zu leisten, hat es ihm wahrlich nie gefehlt. Aber uns zugute musste er diesen Beweis der Selbsterniedrigung bis zum Tod geben, und von ihm selber kann allerdings wohl behauptet werden, er habe in seinem Leiden und Sterben vollends gelernt, was es heiße, Gott gehorchen, weil es da für ihn den stärksten Verzicht auf alles Eigene galt. Unter Darangabe des

eigenen Willens hat er sich der Leitung des Vaters so vollständig überlassen, dass er nun den Tod, vor welchem ihm anfangs graute, gern und willig auf sich nahm. Der Sinn ist also der: Christus hat in seinem Leiden erfahren, bis zu welchem Grade gehorsame Unterwerfung unter Gott von uns gefordert wird. Gleich ihm gebührt es denn auch uns, durch mancherlei Heimsuchungen und zuletzt durch das Sterbenmüssen zum Gehorsam gegen Gott hingeleitet und erzogen zu werden, ja uns in viel höherem Maße als ihm, da wir ein widerspenstiges, ungezähmtes Gemüt haben, bis der Herr uns durch solche Veranstaltungen zum Tragen seines Joches willig macht. Dieser aus dem Kreuze fließende Segen muss seine Bitterkeit für unser Gefühl lindern. In Zeiten des Glücks, wo uns gleichsam der Zügel nachgelassen wird, werden wir nur zu oft übermütig, schütteln sogar das Joch gänzlich ab und fallen in wilde, fleischliche Ausgelassenheit. Wenn dann aber im Kreuze unserm Willen ein Meister ersteht, so dass wir zu wollen anfangen, was Gott gefällt, da schlägt unserm Gehorsam die wahre Geburtsstunde. Die glänzende Probe der vollkommenen Unterwerfung liegt, meine ich, darin, dass wir den von Gott verordneten Tod, so schreckhaft er sein mag, einem eigenwillig verlängerten Leben vorziehen.

V. 9. **Und da er vollendet** oder, wie mit Beziehung auf sein Priestertum noch zutreffender übersetzt wird, geheiligt **war**. So sagt Christus selbst anderswo (Joh. 17, 19): „Ich heilige mich selbst für sie.“ Hier ist der höhere und letzte Zweck seines Leidens angegeben. Er wurde dadurch in sein Priesteramt eingesetzt. Der Apostel will sagen, das Erdulden des Kreuzes und der Tod seien für Christus die feierliche Weihe dazu gewesen; alle seine Leiden hätten somit zu unserm Heil gedient. Sie stehen seiner Würde so wenig im Wege, dass sie vielmehr seinen Ruhm vermehren. Denn wenn uns unsere Seligkeit wertvoll ist, wie teuer muss uns dann die Ursache derselben gelten! Der Apostel handelt nämlich hier nicht mehr bloß vom Beispiel, das Christus uns im Leiden gibt, sondern steigt auf eine höhere Warte: durch seinen Gehorsam, das Gegenmittel wider Adams Ungehorsam, hat Christus unsere Übertretungen gesühnt. Er ist eine Ursache zur Seligkeit geworden, weil er uns bei Gott Gerechtigkeit erwarb.

**Allen, die ihm gehorsam sind.** Wünschen wir, dass Christi Gehorsam uns etwas nütze, so lasst uns ihm nachfolgen. Nur den Gehorchenden wird die Frucht davon gewährt. Das schließt auch eine Empfehlung des Glaubens in

sich; denn nur, insofern wir Christus und seine Güter im Glauben umfassen, bekommen wir Anteil an ihm. Doch scheint der Apostel mit dem Worte „allen“ sagen zu wollen, dass überhaupt niemand von diesem Heile ausgeschlossen sei, der sich gegenüber dem Evangelium von Christus empfänglich und folgsam beweiße.

**V. 11. Davon hätten wir wohl viel zu reden.** Weil es sich der Mühe lohnte, die angedeutete Vergleichung Christi mit Melchisedek weiter durchzuführen, die Leser aber daraufhin zu größerer Aufmerksamkeit angespornt werden mussten, so lässt der Apostel einen Zwischenabschnitt folgen, mit der Absicht, auf diesen Gegenstand nachher zurückzukommen. Darum beginnt er, er hätte manches darüber zu sagen; damit es jedoch nicht umsonst geschähe, müssten sie in der richtigen Verfassung sein. Die Aufgabe werde schwierig sein, gibt er zu bedenken, nicht um sie abzuschrecken, sondern im Gegenteil, um sie aufzumuntern. Denn während leichte Dinge uns leicht schläfrig machen, hören wir sofort gespannter zu, wenn etwas Schwerverständliches zur Sprache kommt. Immerhin wird im vorliegenden Falle die Schwierigkeit den Lesern selbst, nicht der Sache Schuld, gegeben.

Und gewiss, der Herr handelt mit uns immer so klar und ohne Rätselwort, dass sein Wort mit Recht unser Licht heißt; durch unsre eigne Finsternis wird die Helle desselben verdunkelt. Teils kommt dabei unsere große, geistliche Stumpfheit für göttliche Dinge in Betracht, teils die aus verkehrter Willensrichtung entspringende Gleichgültigkeit, da wir unsern Sinn lieber auf Eitles richten als auf die göttliche Wahrheit. Bald ist der Stolz, bald sind die Sorgen dieser Welt, bald wieder fleischliche Gelüste der Strick, der uns gefangen hält.

**V. 12. Die ihr solltet längst Meiser sein.** Dieser Tadel geht der Trägheit der Hebräer mit scharfer Spitze zu Leibe. Es sei unnatürlich und eine Schande, dass sie noch Lehrlinge seien, während sie Meister sein sollten. Man dürfte von euch erwarten, sagt ihnen der Apostel, dass ihr andere lehren könntet, und nun seid ihr nicht einmal imstande, als Schüler eine keineswegs außerordentliche Lehre zu fassen; denn ihr versteht euch noch nicht hinlänglich auf die Anfangsgründe des Christentums.

**Die ersten Buchstaben.** Sie lernen gleichsam noch am Alphabet herum. Das Lernen muss freilich durch das ganze Leben fort dauern, da gerade die

wahre Weisheit erkennt, wie viel am vollen Verständnis mangelt. Aber der Fortschritt soll doch beim Lernen stattfinden, dass wir nicht immer in den Grundlagen stecken bleiben, sondern, entsprechend der Zeit, seitdem wir angefangen, zu reicherer Erkenntnis kommen. Mit jedem dahinten liegenden Jahre, mit jedem einzelnen Tag hätten wir gewissenhaft haushalten sollen; aber wie wenige sind, die von der vergangenen Zeit sich Rechenschaft geben oder über die noch bleibende sich Gedanken machen. So werden wir billig um unsrer Trägheit willen gestraft, weil die Mehrzahl auf der kindlichen Stufe verharrt. Zugleich werden alle an ihre Pflicht erinnert, nach dem Maße ihrer erlangten, höheren Einsicht den Brüdern davon nach Kräften mitzuteilen, damit eines jeden Weisheit, statt vereinzelt zu bleiben, vielmehr zur gegenseitigen Erbauung Nutzen schaffe.

**Dass man euch Milch gebe.** Dasselbe Bild braucht Paulus 1. Kor. 3, 1 f., indem er den Korinthern den nämlichen Mangel vorwirft oder doch einen ziemlich ähnlichen. Er sagt nämlich, weil sie fleischlich wären, vertrügen sie feste Speise nicht. Die Milch ist somit die einfachste Lehre für die Anfänger. In einem anderen Sinne fasst Petrus das Bild (1. Petr. 2, 2), wenn er uns ermahnt, wie neugeborene Kindlein begierig zu sein nach der lauterer Milch. Man kann eben in zweifacher Weise ein Kind sein, an der Bosheit oder am Verständnis (1. Kor. 14, 20). Wer fortwährend so schwach ist, dass er sich tiefere Erkenntnis nicht aneignen kann, wird im tadelnden Sinn ein Kind genannt. Denn das empfangene Wort, wenn wir es recht gebrauchen, soll uns instand setzen, dass wir hingelangen zur männliche Reife, zum Maße des vollen Alters, und nicht mehr Kinder seien, die sich wägen und wiegen lassen von jedem Wind der Lehre (Eph. 4, 13 f.). Denen, die von Christus noch nichts geschmeckt haben, ist es freilich nachzusehen, wenn sie **starker Speise** nicht mächtig sind; wer aber der Zeit nach hätte heranwachsen sollen und doch immer ein Kind bleibt, verdient keine Entschuldigung. Das Wort von Christus enthält allerdings sowohl Milch für die Unmündigen wie feste Speise für die Gereiften. Indessen, gleichwie der Säugling allmählich an kräftigere Nahrung zu gewöhnen ist, so will uns auch die Schrift anfangs ihre Milch, später aber ihr Brot darreichen. Beide, Milch und starke Speise, beziehen sich durchaus auf dieselbe gesunde Lehre; sie werden aber unterschieden, weil anders bei Anfängern der Grund zu legen, anders bei Vorgerückten weiter zu bauen ist.



V. 13. **Wem man noch Milch geben muss** usw. Auch die Erwachsenen verschmähen die Milch nicht. Allein es ist hier an jenen Zustand gedacht, wo man ein Kind ist am Verständnis und jeder ernsteren Erkenntnis ausweicht, wie wenn Gott beständig nur stammelnd zu uns sprechen müsste. Von solchen Kindern heißt es, sie seien untüchtig, das **Wort der Gerechtigkeit** zu fassen, wobei unter Gerechtigkeit dasselbe verstanden ist, was gleich nachher unter Vollkommenheit. Denn meines Erachtens berührt hier der Apostel die Frage nicht, wie wir gerecht werden vor Gott, sondern redet einfach von der richtigen, aus dem Evangelium stammenden Erkenntnis, die uns zu vollkommenen Menschen in Christus machen kann (Kol. 1, 28). Der Sinn ist also: wer sich in seinem Anfängertum behagt, ist ausgeschlossen von der reinen Erkenntnis Christi, und so nützt ihm das Wort des Evangeliums nichts, weil er nie auch nur annäherungsweise zum Ziele gelangen wird.

V. 14. **Den Vollkommenen aber** usw. Die Vollkommenen bilden hier, wie auch 1. Kor. 2, 6; 14, 20; Eph. 4, 13, den Gegensatz zu den unmündigen Kindern; es sind also die Erwachsenen und Gereiften. Das Mannesalter stellt das Menschenleben in seiner Vollkommenheit dar; die geistlich Gesinnten sind darum, bildlich gesprochen, Männer in Christus. Der Apostel meint, es sollten alle Christen solche sein, denen es durch unausgesetzte Übung zur anderen Natur geworden sei, **zu unterscheiden Gutes und Böses**. Denn erst dann sind wir in der Wahrheit wohl unterwiesen, wenn wir an ihr einen kräftigen Schutz haben wider Satans Lügen. Darum heißt sie ja auch das Schwert des Geistes. Was wäre eine Glaube wert, der zwischen wahr und falsch unsicher hin- und herschwankte? Könnte der nicht jeden Augenblick in nichts zergehen?

Zu diesem Kampf ruft der Apostel nicht einfach unseren Geist, sondern alle unsere **Sinne** auf: wir sollen nicht ruhen, bis uns das Wort Gottes nach allen Seiten hin zur unverbrüchlichen Wehr geworden ist, so dass der Satan an keinem Punkte mit seinen Ränken ankommen kann.

## Kapitel 6.

V. 1. **Darum wollen wir** usw. Dem Tadel folgt jetzt die Mahnung, über die Anfänge hinaus zum Ziele zu streben. Die **Lehre vom Anfang christlichen Lebens** ist die erste Unterweisung, die den Unwissenden bei der Aufnahme in die Kirche zu erteilen ist. Dabei ist nicht die Meinung, als sollten die Gläubigen später nicht mehr an diese Anfangsgründe denken; nur dürfen sie bei ihnen nicht stehen bleiben. Das nachfolgende Bild vom **Grund** macht die Sache klar. Bei einem Hausbau darf man niemals vom Fundament abweichen; aber wer über die Grundlegung gar nicht hinauskäme, brauchte für den Spott nicht zu sorgen. Denn der Grund wird um des Gebäudes willen gelegt; ohne den Oberbau bliebe er törichte und unnütze Arbeit. Ähnlich ist es auch im Christentum. Die handeln verkehrt, welche bei den Anfängen sich aufhalten lassen. Sie haben kein richtiges Ziel vor sich und gleichen dem Baumeister, der all seine Mühe auf den Unterbau verschwendete und darob die Aufrichtung vergäße. Unser Glaube soll fest gegründet werden, um dann in die Höhe zu steigen und in täglichem Wachstum sich zu vollenden.

**Buße der toten Werke.** Es wird hier auf eine übliche Form der grundlegenden, christlichen Unterweisung Bezug genommen. Daraus lässt sich der wahrscheinliche Schluss ziehen, dass der Brief nicht in der allerersten Zeit der Evangeliumsverkündigung geschrieben wurde, sondern damals, als es in den Gemeinden schon gewisse, feststehende Ordnungen gab. Bevor einer zur Taufe zugelassen wurde, hatte er ein Bekenntnis seines Glaubens abzugeben. Es waren bestimmte Stücke, worüber der Gemeindevorsteher die Katechumenen befragte. Das war für die Erwachsenen, welche Christen werden wollten, der Weg zum Eintritt in die Kirche. An diese Sitte erinnert der Apostel, weil für solche Einführung in die Lehre des Heils verhältnismäßig kurze Zeit verordnet war; sie glich dem Lernen des Alphabets in der Schule, das sogleich durch höhere Aufgaben abgelöst wird. Betrachten wir aber die Worte näher.

**Buße und Glaube** werden genannt. Darin besteht das ganze Evangelium. Denn was anders hat Christus seinen Aposteln sonst zur Verkündigung aufgetragen? (Luk, 24, 47.) Da, wo Paulus bezeugt, dass er sein Amt treu verwaltet habe, beruft er sich auf seine unablässige Einschärfung jener beiden

Dinge (Apg. 20, 21). Es scheint deshalb ungereimt, wenn der Apostel mahnt, Buße und Glauben, diese Erfordernisse des ganzen Lebenslaufes, hinter sich zu lassen. Indessen, die Beifügung der „toten Werke“ zeigt, dass von einem grundlegenden Bußakt die Rede ist. Wiewohl nämlich jede Sünde ein totes Werk ist, sowohl hinsichtlich ihrer Wirkung als ihres Ursprungs, kann doch von den Gläubigen, die schon wiedergeboren sind durch Gottes Geist, nicht eigentlich gesagt werden, dass sie von toten Werken sich losmachen. Mag auch ihre Wiedergeburt nur erst ein schwacher Anfang sein, - der Same des neuen Lebens, den sie in sich tragen, bewirkt doch wenigstens so viel, dass sie vor Gott nicht mehr als tot gelten. Der Apostel redet also nicht von der Buße überhaupt, über die man nie hinauswächst, sondern nur von ihrem Anfang, durch den die eben erst zum Glauben Bekehrten eine neue Bahn betreten.

So bezeichnet auch das Wort „Glaube“ hier eine kurze Zusammenfassung der Heilslehre, die so genannten Glaubensartikel.

**Der Toten Auferstehung und ewiges Gericht.** Diese beiden gehören zu den tiefsten Geheimnissen der himmlischen Weisheit; ja unsre ganze Religion zielt dahin ab, und durch das ganze Leben soll sich unser Gedanke darauf richten. Aber für die nämliche Sache besteht eine verschiedene Art der Mitteilung gegenüber Anfängern und gegenüber Vorgerückten, und der Apostel hat hier nur das gewöhnliche Frageverfahren im Auge, wie es bei den ersteren angewendet wurde: Glaubst du an eine Auferstehung der Toten? Glaubst du an ein ewiges Leben? Auf diese Stufe immer wieder zurückzusinken, wäre ein innerer Rückgang.

V. 2. **Lehre der Taufe.** Etliche lesen getrennt: „von der Taufe, von der Lehre“. Ich ziehe vor, beides zu verbinden, lege es aber anders aus, als es sonst geschieht, nämlich: nicht abermals Grund legen von Buße, Glauben an Gott, Auferstehung und Gericht, was alles die Belehrung bei der Taufe und Handauflegung bildet. Wird so „Lehre der Taufe und Handauflegung“ als Einschubel aufgefasst, so ist der Zusammenhang verständlicher. Denn andernfalls entstände eine sinnlose Wiederholung, da ja der Taufunterricht eben die genannten Dinge, Glauben an Gott, Buße, Gericht und dergl. umfasst haben wird.

Mit der Taufe wird die **Handauflegung** zusammen genannt. Diese eine Stelle würde zur Genüge beweisen, dass der Ursprung dieser Feier bis in die Zeit der Apostel hinaufreicht. Später ist sie einer abergläubischen Ausartung verfallen, wie denn so leicht die besten Einrichtungen mit der Zeit in Verderbnis geraten. Man machte nämlich daraus ein Sakrament<sup>4</sup>, durch welches der Geist der Wiedergeburt verliehen werde. Durch solche Erfindung wurde die Taufe entwertet; was dieser zukam, übertrug man auf die Handauflegung, aber ursprünglich hatte die letztere einfach die Bedeutung einer feierlichen Gebetshandlung, als welche auch Augustin sie noch bezeichnet; nichts war damit weniger beabsichtigt als eine Herabsetzung der Taufe. Deshalb sollte heutzutage die unverdorbenere Feier beibehalten werden, unter Beseitigung des abergläubischen Beiwerks<sup>5</sup>.

V. 3. **So es Gott anders zulässt.** Die in diesem Abschnitt enthaltene Drohung ist schrecklich. Der Apostel möchte alles aufbieten, dass die Hebräer nicht, indem sie sich in ihrer schlaffen Gleichgültigkeit gehen lassen, Gottes Gnade verscherzen. Er gibt zu bedenken, hier sei kein Aufschub auf morgen am Platze, da die günstige Zeit zum Fortschreiten nicht immer dauern werde. Denn es sei nicht in des Menschen Belieben gestellt, nach dem vorgesteckten Ziele zu jagen, sobald ihn nur die Lust dazu ankomme; vielmehr müsse die Vollendung unseres Laufes als ein besonderes Geschenk Gottes betrachtet werden.

V. 4. **Denn es ist unmöglich** usw. Diese Stelle ist in alter Zeit für viele der Anlass gewesen, den vorliegenden Brief zu verwerfen, zumal da sich die Novatianer<sup>6</sup> für ihre Forderung, den Gefallenen die Wiederaufnahme in die kirchliche Gemeinschaft zu verweigern, darauf beriefen. Besonders die abendländischen Kirchen hätten deshalb gern dem Brief die Autorität abgesprochen, weil ihnen die Sekte des Novatian viel zu schaffen machte und sie demselben auf dem Boden lehrhafter Auseinandersetzung nicht beizukommen vermochten. Allein, wenn die Meinung des Apostels nur richtig gedeutet wird, enthält sie nichts, was jenen Irrwahn begünstigte. Wieder andere, denen das Ansehen des Briefes für unantastbar galt, kamen um das vermeintlich Anstößige nur mit Spitzfindigkeiten herum, nahmen z. B. „unmöglich“ für „selten“ oder „schwierig“, was doch der Bedeutung des Wortes völlig widerspricht. Wie ist denn nun zu urteilen? Da der Herr allen oh-

ne Ausnahme sein Erbarmen verheißt, scheint es undenkbar, dass überhaupt jemand aus irgendeinem Grunde davon ausgeschlossen sein sollte.

Die Lösung der Frage liegt in der richtigen Deutung von „**abfallen**“. Da muss nun zweierlei Abfall unterschieden werden, ein teilweiser und ein allgemeiner. Wer in irgendeiner Sache oder auch auf mehr als eine Weise sich vergeht, fällt aus dem wahren Christenstand heraus. Insofern ist eine jede Sünde ein Fallen. Allein der Apostel redet hier nicht von Diebstahl oder Meineid oder Mord oder Unmäßigkeit oder Ehebruch; er hat vielmehr den völligen Abfall vom Evangelium im Auge, wo der Sünder nicht nur von einer Seite her Gott beleidigt, sondern sich von dessen Gnade gänzlich scheidet. Aus dem Gegensatz der angeführten göttlichen Gnadengaben wird das noch deutlicher. Dieses Abfalls ist schuldig, wer vom Worte des Herrn sich losmacht, das göttliche Licht auslöscht, von der himmlischen Gabe nichts mehr will, den heiligen Geist verschmäht. Darin läge eine vollständige Losagung von Gott. So sehen wir nun, für wen es nach dem Apostel keine Hoffnung auf Vergebung mehr gibt, für jene Abtrünnigen nämlich, die vom zuvor erkannten Evangelium Christi und von Gottes Gnade sich treulos abwenden, was nur bei demjenigen zutrifft, der die Sünde wider den heiligen Geist begeht. Denn wer die zweite Tafel des Gesetzes verletzt oder die erste aus Unwissenheit übertritt, ist dieses Abfalls noch nicht schuldig; und sicherlich beraubt Gott in einer Weise, bei der überhaupt nichts mehr übrig bleibt, nur die Verworfenen seiner Gnade. Warum wird aber hier davon zu Gläubigen gesprochen, die doch von solch argen Dingen weit entfernt waren? Sie sollten rechtzeitig gewarnt werden, um sich vorzusehen. Denn wohlgemerkt, wenn wir vom rechten Weg abbiegen, suchen wir nicht nur allerlei Beschönigungen vor andern, sondern belügen auch uns selber. Dann schleicht unvermerkt der Feind heran, lockt uns mit heimlichen Künsten, und wir sind in die Irre geraten, ohne es nur zu merken. So kommt es Schritt für Schritt zum Abfall, bis zum endlichen, jähen Sturz. Die tägliche Erfahrung liefert die Beweise. Darum mahnt der Apostel mit Grund alle Jünger Christi zu rechtzeitigem Aufmerken; denn anhaltende Gleichgültigkeit erzeugt leicht Schlafsucht, und auf diese folgt geistlicher Tod.

Bemerkenswert sind nebenbei die Ausdrücke für die Erfahrung, die der Mensch mit dem Evangelium macht. Es wird eine **Erleuchtung** genannt: der Mensch ist blind, ehe Christus, das Licht der Welt, ihn bestrahlt. Ein

**Schmecken der himmlischen Gabe:** was in Christus uns gegeben ist, geht über Natur und Welt hinaus und wird doch im Glauben fühlbar genossen. Weiter ein **Teilhaftigwerden des heiligen Geistes**, der ja Licht und Verständnis einem jeden zuteilt, nachdem er will, ohne den niemand Jesus einen Herrn heißen kann (1. Kor. 12, 3. 11), und der uns die Augen öffnet für göttliche Geheimnisse. Ferner ein **Schmecken des gütigen Wortes Gottes:** das Evangelium macht, im Unterschied vom Gesetz, den göttlichen Willen in tröstlicher Ausstrahlung kund, indem es das Zeugnis von Gottes Liebe und väterlicher Milde ist. Endlich ein Schmecken der **Kräfte der zukünftigen Welt:** im Glauben betreten wir gleichsam den Himmel, um in die den Sinnen verschlossene Seligkeit des ewigen Lebens geistlicher Weise einen Blick zu tun. Die richtige Bekanntschaft mit dem Evangelium ist also immer begleitet von der Erleuchtung des Geistes, Erhebung des Gemüts von der Erde zum Himmel, Erkenntnis der Güte Gottes und Freude an seinem Wort.

Hier erhebt sich aber die weitere Frage, wie es möglich sei, dass einer, nachdem er schon so weit gekommen, nachher wieder abfalle. Denn wirksame Berufung ist ja doch ein Zeichen der Erwählung, und Paulus bezeugt (Röm. 8, 14), die der Geist Gottes treibe, die seien wahrhaft Kinder Gottes, Auserwählte, die außer Gefahr des Verderbens stehen (vgl. Joh. 10, 28 f.). Darauf ist zu antworten, dass allerdings nur die Auserwählten den Geist als wiedergebärende Macht und als Pfand des zukünftigen Erbes empfangen und durch den Geist eine Versiegelung des Evangeliums in ihrem Herzen erfahren. Allein nichtsdestoweniger kann Gott auch die Verworfenen etwas von seiner Güte und Gnade schmecken, einzelne Strahlen seines Lichtes in sie hineinfallen und sein Wort ihnen irgendwie eindrücklich werden lassen. Auch bei Verworfenen kann es eine vorübergehende, geistliche Erfahrung geben, die sich wieder verliert, weil sie zu wenig tiefe Wurzel getrieben hat oder von etwas anderem erstickt wird (Mk. 4, 17. 19). Dadurch will uns Gott in der Furcht und Demut erhalten und vor der blöden Vertrauensseligkeit bewahren, die dem menschlichen Geist so nahe liegt. Doch darf unsere Sorge den Frieden des Gewissens nicht stören. Zu gleicher Zeit stärkt der Herr in uns den Glauben und zügelt das Fleisch; jener soll wie in einem sicheren Hafen friedlich ruhen, während diesem keine Ruhe gelassen wird, damit es nicht mutwillig werde.

**V. 6. Wiederum zu erneuern zur Buße.** So hart sie scheint, kann doch die genannte Strafe des Abfalls dem Herrn nicht als Grausamkeit vorgeworfen werden. Sie streitet auch nicht mit anderen Stellen der Schrift, wo Gottes Barmherzigkeit den Sündern angeboten wird, sobald sie nur darnach schreien (Hes. 18, 27). Denn wer einmal vom Evangelium so völlig sich abgewandt hat, ist der Buße, die dort vorausgesetzt wird, nicht mehr wahrhaft fähig. Solche Abtrünnige stürzen sich vielmehr, nachdem ihnen der Geist Gottes nach Verdienst entzogen worden ist, je länger je mehr in Gottlosigkeit hinein und häufen Sünde auf Sünde, bis sie schließlich entweder in einem Zustand der Abstumpfung Gott verachten oder aber in Verzweiflung den Richter, dem sie nicht entfliehen können, glühend hassen.

Alles läuft auf die Mahnung hinaus, dass die Buße nicht in des Menschen Willkür stehe, sondern dass Gott nur solchen dazu ver helfe, die nicht gänzlich vom Glauben abgekommen sind. Diese Erinnerung tut uns überaus not, damit wir nicht durch beständigen Aufschub immer weiter von Gott uns entfremden. Wohl spielen die Frevler mit der Rede, man könne ja noch am letzten Ende sein sündhaftes Leben bereuen. Aber wenn es so weit gekommen ist, legen die furchtbaren Gewissensqualen Zeugnis davon ab, eine wie wenig leichte Sache es um die Bekehrung eines Menschen ist. Da Gott einzig denen Vergebung verheißt, die den Weg der Ungerechtigkeit verlassen, so darf man sich nicht darüber verwundern, wenn hartnäckiges Beharren in Glaubenslosigkeit oder Gleichgültigkeit zum Verderben führen. Steht dagegen jemand vom Falle wieder auf, so liegt eben darin ein Zeichen, dass er sich des Abfalls noch nicht schuldig gemacht hat, wie schwer er auch gefehlt haben mag.

**Als die ihnen selbst den Sohn Gottes wiederum kreuzigen.** Eine weitere Rechtfertigung der göttlichen Strenge gegen die Abgefallenen: der Sohn darf nicht durch unwürdige Nachsicht dem Spott preisgegeben werden. Wir sollen ja mit Christus sterben, um dann dauernd in einem neuen Leben zu wandeln. Wer in geistlichen Tod zurückfällt, kreuzigt für „sich selbst“, d. h. für seinen Teil, Christus abermals und hätte ein zweites Opfer nötig, wie 10, 26 ff. ausgeführt wird. Es hieße aber Christus einen Schimpf antun, wenn die Menschen nach geschehenem Abfall nach Belieben wieder sich seiner getrösten dürften.

V. 7. **Denn die Erde** usw. Das hier gebrauchte Bild ist sehr geeignet, zu rechtzeitigem Fortschritte anzuspornen. Wie das Erdreich keine gute Ernte hervorbringen kann, wenn der Same nicht bald nach der Aussaat zum Keimen kommt, so soll bei uns im Interesse des Fruchtragens das Wort Gottes sogleich, nachdem es in uns gepflanzt worden ist, Wurzel fassen und aufgehen. Lassen wir es ersticken oder verkümmern, so ist die Hoffnung auf gute Frucht verloren. Das Bild muss aber genau nach dem Gedanken des Apostels verstanden werden. Die Erde, sagt er, die den Regen aufsaugt und dann zunächst kräftiges Kraut hervorbringt, wird durch den Segen Gottes endlich instand gesetzt, reifes Korn zu liefern. Gleichweise führen gläubige Aufnahme des Samens des Evangeliums und entsprechender Wandel zu immer erfreulicherem Erstarke im Guten, bis schließlich die gereifte Lebensfrucht zu Tage tritt. Wie hingegen das Land, welches trotz Pflege und Bewässerung nichts als Dornen trägt, bei zunehmendem Wachstum seines Erzeugnisses einen nur umso verzweifelteren Anblick bietet, so dass dem Landmann nichts übrigbleibt, als das nichtsnutzige Gewächs wegzubrennen, so sind die Verderbnis, welcher der Same des Evangeliums bei gleichgültigen oder das Schlechte liebenden Menschen verfällt, und der daraus entstehende Mangel jedes guten Fortschrittes in ihrem Leben Beweise einer hoffnungslosen Verworfenheit. Der Apostel will also hier nicht bloß die Frucht des Evangeliums beschreiben, sondern es liegt ihm hauptsächlich an der praktischen Wahrheit, dass wir das Evangelium frisch und freudig umfassen und dann auch dafür sorgen sollen, dass bald nach der Aussaat die Halme sprießen und unter dem täglichen Gnadenregen das Wachstum sich vollende.

V. 9. **Wir versehen uns aber** usw. Da die letzten Sätze gleich Donnerschlägen die Leser hätten einschüchtern können, fährt der Verfasser jetzt in tröstlicherer Weise fort, so Schlimmes traue er ihnen keineswegs zu. So muss ja jeder Lehrer, wenn er bessern einwirken will, den Mut nicht lähmen, sondern ihn zu stärken wissen. Nichts macht uns zum Hören unwilliger, als wenn wir das Gefühl haben, man habe uns aufgegeben. Der Apostel versichert daher, seine Mahnung entstamme nur der guten Hoffnung für sie und dem Wunsche, sie zum Heil zu führen. Wir sehen daraus, dass nicht bloß den Gottlosen, sondern gelegentlich selbst den Auserwählten und denen, die wir für Kinder Gottes halten, energische Vorhaltungen zu machen sind.



**V. 10. Denn Gott ist nicht ungerecht.** Auf Grund des guten Anfangs lässt sich ein gutes Ende erhoffen. Eine Schwierigkeit entsteht aber dadurch, dass das Heil hier scheinbar auf Werke gegründet wird, durch welche der Mensch Gott zu seinem Schuldner macht. Die Klügler, die das Verdienst der Werke der göttlichen Gnade gegenüberstellen, betonen denn auch: Gott ist nicht ungerecht; also muss er die Werke mit ewiger Seligkeit belohnen. Darauf möchte ich in Kürze Folgendes erwidern. Der Apostel will hier gar nicht die Frage nach dem Grund unsres Heils erörtern, weshalb aus unsrer Stelle keinerlei Schlüsse auf die Verdienstlichkeit guter Werke gezogen werden dürfen. Die Schrift kennt überall keine andere Quelle des Heils als das freie Erbarmen Gottes. Wenn hie und da ein Lohn in Aussicht gestellt wird, so geschieht dies auf Grund der freien Verheißung, durch die Gott uns zu Kindern annimmt und mit sich versöhnt, indem er uns die Sünde nicht zurechnet. Der Lohn folgt also den Werken nicht kraft ihres Verdienstes, sondern als reines Geschenk, und zwar erst, nachdem wir um Christi willen in den Gnadenstand getreten sind. So sehen wir, dass Gott uns nicht etwas auszahlt, wozu er verpflichtet wäre; er hält nur ein freiwillig gegebenes Versprechen, indem er dabei uns und unsere Werke huldvoll anblickt. Oder, besser gesagt, er sieht nicht sowohl die Werke an als das, was von seiner Gnade darin ist. Er vergisst jener deshalb nicht, weil er sich selbst und das Werk seines Geistes darin erkennt. Das ist seine Gerechtigkeit, wie sie der Apostel meint: er kann sich selbst nicht verleugnen. So entspricht die Stelle dem Worte des Paulus (Phil. 1, 6): Der in euch angefangen hat das gute Werk, wird es auch vollführen. Denn was könnte Gott überhaupt Liebenswertes an uns finden, das er nicht selber zuvor in uns gewirkt hat? In Summa, die Gerechtigkeit Gottes hat nicht auf unsere Werke und ihre Verdienstlichkeit Bezug, sondern auf ihn selbst und auf seine Gaben, durch die er, ohne Veranlassung von unsrer Seite, ein Neues in uns angefangen hat. Weil er treu und wahrhaftig ist, wird er das Begonnene hinausführen. Zu unserm Schuldner aber macht er sich, wie Augustin sagt, nicht dadurch, dass er etwas von uns empfinde, sondern indem er aus Gnaden uns alles verheißt.

**Arbeit der Liebe.** Die Arbeit dürfen wir nicht scheuen, wenn wir am Nächsten unsre Liebespflicht erfüllen wollen; denn es handelt sich nicht bloß um Geldunterstützungen, sondern um Rat und Tat in dieser oder jener Form. Da gibt es manchen Tritt zu tun, mache Verdrießlichkeit zu schlu-

cken, mitunter selbst Gefahren zu bestehen. Darum richte sich auf ein tätiges Leben ein, wer im Dienste der Liebe sich zu üben begehrt.

Die Liebe der Leser bewährte sich darin, dass sie **den Heiligen** dienten. So sollen wir uns den Brüdern gegenüber nicht weigern, ein Gleiches zu tun. Nicht zwar ist die Meinung, als wären wir einzig der Heiligen Schuldner; unsre Liebe muss vielmehr allem, was Mensch heißt, zugewandt sein. Aber insbesondere sind uns doch die Genossen des Glaubens ans Herz gelegt (Gal. 6, 10). Denn da die Liebe sich zum Wohltun bewogen fühlt, teils durch den Blick auf Gott, teils durch unsre Zusammengehörigkeit mit dem Nächsten, so ziemt uns Hilfeleistung vornehmlich gegen die, mit denen wir uns vor Gottes Thron als seine gemeinsamen Kinder zusammenfinden.

Indem der Apostel sagt: **dientet und noch dienet**, lobt er die Ausdauer, welche in diesem Stück besonders not tut. Nichts ist ja häufiger, als im Wohltun zu ermüden. Von den vielen zur Hilfeleistung Willigen lässt jeweilen ein guter Teil den Eifer sehr bald erkalten. Schon dies eine sollte uns aber ein unablässiger Antrieb sein, dass die den Heiligen erwiesene Liebe **dem Namen des Herrn erzeugt** wird. Was irgend wir zum Besten des Nächsten aufwenden, will der Herr annehmen als ihm getan (Mt. 25, 40). Wer sich des Armen erbarmet, leihet dem Herrn (Spr. 19, 17).

V. 11. **Wir begehren aber** usw. Auf die ernste Zusprache hatte der Apostel ein Wort aufmunternder Anerkennung folgen lassen. Aber das sollte nicht Schmeichelei sein: darum erinnert er jetzt wieder freimütig an das, was ihnen noch fehlt. Eure Liebe, sagt er ihnen, habt ihr vielfach bewährt; nun darf auch der Glaube nicht zurückbleiben. In eifrigem Werk erwieset ihr euch den Mitmenschen nützlich; mit nicht geringerem Fleiß sollt ihr nach Mehrung des Glaubens trachten, um mit voller und fester Zuversicht Gott zu ehren. Das christliche Leben hat zwei Seiten, entsprechend den beiden Tafeln des Gesetzes. Wer sie auseinanderreißt, begeht eine Verstümmelung. Das wäre eine falsche Weisheit, die nur auf äußere Unschuld und Rechtchaffenheit vor den Menschen abzielte und Gottes oberste Herrschaftsansprüche verkürzte. Vergessen wir darum nie, dass das Christentum ebenso wohl die treue Pflege des Glaubens wie diejenige der Liebe erfordert.

**Festzuhalten.** Da sie trotz ihres christlichen Bekenntnisses zwischen mancherlei Ansichten hin- und hergeworfen wurden und selbst noch in unevan-

gelischen Anschauungen befangen waren, werden sie ermahnt, sich so tief im Glauben gründen zu lassen, dass jedes unsichere Schwanken aufhöre. Diese Mahnung ist für keinen Christen überflüssig. Da die göttliche Wahrheit in sich feststeht, weist sich auch der darauf gerichtete Glaube eben durch seine Gewissheit und seinen Sieg über jeden Zweifel als echt aus.

Statt des Glaubens verwendet hier der Verfasser, absichtlich den verwandten Begriff der **Hoffnung**, weil von der Beharrlichkeit die Rede ist. Der wahre Glaube geht in der Tat stets mit der Hoffnung Hand in Hand. Er ist weit verschieden von jenem allgemeinen Führwahrhalten, dass Gott z. B. gerecht und wahrhaftig sei. Das mögen auch Gottlose zugeben; aber weil sie Gottes väterliche Gnade in Christus nicht ergreifen, geht ihnen nichts von guter Hoffnung auf.

**Bis ans Ende**, oder: bis zur Vollendung. Sie sollen wissen, dass sie das Ziel noch nicht erreicht haben, und deshalb auf weiteren Fortschritt bedacht sein.

Dazu braucht es ernsten **Fleiß**. Es ist nichts Leichtes für Geschöpfe, die kaum auf flachem Boden sich mühsam fortbewegen, den Geist beständig zum Himmel erhoben zu halten, während unsere Natur mit aller Macht niederwärts zieht und der Satan durch immer neue Künste uns an die Erde ketten will. Da gilt es vor Trägheit und vor Verweichlichung wohl auf der Hut zu sein.

V. 12. **Sondern Nachfolger derer** usw. Die Mahnung zu steter geistlicher Munterkeit bekommt größeres Gewicht durch den Hinweis auf die Väter, welche nur durch unüberwindliche Glaubensstärke der Verheißungen teilhaftig geworden seien. Beispiele bilden immer die beste Veranschaulichung. Die bloße Lehre würde nie solchen Eindruck machen, wie wenn wir in einer bestimmten Person erfüllt sehen, was von uns verlangt wird. Das den Lesern besonders vorgehaltene Beispiel Abrahams, der mit allen Frommen den wahren Glauben gemein hatte und nicht umsonst Vater der Gläubigen geheißen ward, ist aber auch ein Spiegel von ausgezeichnete Klarheit.

**Glaube und Geduld** bilden ein Zusammengehöriges. Der Glaube ist zwar das erste Erfordernis; allein angesichts der Tatsache, dass viele, die anfangs einen bewundernswerten Glauben zur Schau trugen, bald ermüden, kann

der unwandelbare, nicht schlaffe Glaube nur in der Geduld seine Bewährung finden.

Der Ausdruck „**die Verheißung ererben**“ räumt den Verdienstberglauben beiseite. Erben sind wir einzig nach dem Recht der Annahme an Kindesstatt.

V. 13 ff. **Abraham.** Es handelt sich um den Nachweis, dass uns Gottes Gnade vergeblich angeboten werde, wenn wir nicht die Verheißung gläubig annehmen und sie im Herzensschrein geduldig hegen und pflegen. Als Gott dem Abraham große Nachkommenschaft verhieß, schien dies gegen alle Vernunft zu streiten. Sara war kinderlos geblieben und ihr Leib jetzt erstorben, beide Gatten standen im Greisenalter; wer mochte glauben, dass von ihnen ein Volk abstammen könnte, zahlreich wie die Sterne am Himmel und wie der Sand am Meer? Trotz alledem wartet Abraham und fürchtet keine Enttäuschung; er hat ein Wort des Herrn. Die Umstände, in denen er sich befand, muss man sich gegenwärtig halten bei der Bemerkung des Apostels: Abraham erlangte die Verheißung, aber erst nachdem er gewartet hatte auf das, was in jedermanns Augen unmöglich schien. Das heißt Gott die Ehre geben, wenn wir unbeirrt hoffen auf Dinge, die er einstweilen unsern Sinnen verbirgt und zur Übung unsrer Geduld in weite Ferne rückt.

V. 16. **Die Menschen schwören bei einem Größeren.** Wo ihnen keine anderen Beweisstücke zu Gebote stehen, greifen die Menschen zum Eide, indem sie über sich selbst hinaus an eine höchste Instanz appellieren; und der schwörenden Versicherung unter Anrufung des göttlichen Namens kommt eine solche Heiligkeit zu, dass sie zur gerichtlichen Entscheidung einer Sache genügt. Sollte nun der, den alle zum Zeugen anrufen, seinen eigenen Worten nicht den Nachdruck eines vollgültigen Zeugnisses verleihen können? Und wenn Gottes Name im Munde der Menschen eine derartige Kraft besitzt, wie viel größer ist dann die Glaubwürdigkeit, wo Gott selbst, der ewig Wahrhaftige, bei seinem Namen schwört! So viel zur Erläuterung der vorliegenden Stelle. Beiläufig mögen wir aber aus ihr auch ersehen, dass der Eid als ein rechtmäßiges Mittel, die Wahrheit mangels anderer Beweise an den Tag zu bringen und dem Streit ein Ende zu machen, auch dem Christen wohl erlaubt sein muss; spricht doch der Apostel hier davon als von einer frommen und Gott wohlgefälligen Sache, und zwar nicht im Blick auf vergangene Zeiten, sondern auch für die christliche Gegenwart. Der Eid

soll aber immer beim Namen Gottes geschehen; denn er allein als der Wahrhaftige und einzige Herzenskündiger (Jer. 17, 10) kann Richter sein in Dingen, die sich menschlichem Urteil entziehen, sowie er auch allein imstande ist, einen falsch geschworenen Eid zu rächen. Wenn in Anlehnung an biblische Beispiele außer der direkten Anrufung des höchsten Richters gelegentlich andere Schwurformeln zur Anwendung kommen, worin die teuersten Dinge, wie unser Leben, unser Haupt und dergleichen genannt oder Kreaturen vor Gott als Zeugen angerufen werden, so zielt doch im Grunde jede solche Bezeugung mittelbar ebenfalls auf den einen Gott.

V. 17. **So hat Gott** usw. Siehe, wie nachsichtig Gott als ein allgütiger Vater auf unsere Herzensträgheit Rücksicht nimmt: seiner Gnadenverheißung fügt er einen Eid hinzu, um uns volle Bürgschaft zu geben. Daraus erhellt, von wie großer Wichtigkeit es für uns sein muss, seines Wohlwollens gegen uns so versichert zu werden, dass kein ängstlicher Zweifel gegen uns mehr aufkommen kann. Seinen heiligen, allerteuersten Namen, dessen leichtfertigen Gebrauch er mit schwerer Ahndung bedroht, setzt er zum Pfande, wo es gilt, unsere Heilsgewissheit fest zu gründen; so viel ist an dieser gelegen. Er ist um unsere Erlösung dermaßen besorgt, dass er um ihretwillen für unsern Kleinglauben nicht nur Verzeihung, sondern auch freundliche Heilung bereithält.

**Den Erben.** Darunter scheinen die Juden insbesondere verstanden zu sein. Sie als die nächstberufenen Erben der Verheißung werden in der Pfingstrede des Petrus Apostelgeschichte 2, 39 (und 3, 25) an die erste Stelle gerückt gegenüber den Heiden, welche Gott aus der Ferne herzu ruft. Die Leser unseres Briefes sollen desto bereiter sein, den Bund der Verheißung anzunehmen, da dieser zunächst um ihres Volkes willen gemacht wurde. Doch gilt heute die Stelle auch uns Christen, die wir in die durch den Unglauben der Juden entstandene Lücke eingetreten sind.

Merke: „**Rat**“ Gottes heißt die Verkündigung des Evangeliums, damit niemand daran zweifle, dass sie aus Gottes innerstem Herzen geflossen und die Gläubigen jedes Mal, wenn sie das Evangelium vernehmen, dessen gewiss seien, es werde ihnen der geheime, ehemals verborgene Ratschluss bekannt gemacht, den Gott zu unserer Erlösung vor Grundlegung der Welt gefasst hat.

V. 18. **Durch zwei Stücke, die nicht wanken.** Bei Gott ist, ganz anders als bei den unzuverlässigen Menschen, die bloße Verheißung ebenso unabänderlich wie der Schwur. Seine Rede ist „lauter wie durchläutert Silber, bewährt siebenmal“ (Ps. 12, 7). Selbst ein Bileam muss ihr Zeugnis geben: Gott ist nicht ein Mensch, dass er lüge, noch ein Menschenkind, dass ihn etwas gereue. Sollte er etwas sagen und nicht tun? Sollte er etwas reden und nicht halten (4. Mose 23, 19)? Was Gott spricht, ist ganze Wahrheit und durch sich selbst glaubwürdig; tritt aber noch der Schwur hinzu, so entsteht überschwängliche Gewissheit – uns zum starken Troste.

Der Ausdruck **Zuflucht** besagt, dass die wahre Zuversicht auf Gott darin besteht, unter Verzicht auf alle anderen Stützen zu seiner untrüglichen Verheißung hinzuflihen und hier und sonst nirgends eine Freistatt zu suchen. Unser Mangel und unsere Not sind es, die uns dazu treiben.

**Die angebotene Hoffnung zu ergreifen.** Unserem Bedürfnis kommt Gott von sich aus entgegen; er reicht uns das dar, woran sich der Glaube halten und entzünden kann. Aber wenn diese Worte den Lesern Mut zum Ergreifen des Evangeliums machen sollten, so nehmen sie andererseits denen, die ein so naheliegendes Heilsgut missachten, jede Entschuldigung. Gewiss kann nach Kundmachung des Evangeliums mit noch mehr Recht als zur Zeit der Gesetzesverkündigung gesagt werden: „Sprich nicht in deinem Herzen: Wer will hinauf gen Himmel oder hinab in die Tiefe fahren oder über das Meer? Denn das Wort ist dir nahe in deinem Munde und in deinem Herzen“ (5. Mose 30, 12 ff.; Röm. 10, 6 ff.).

Unter der „Hoffnung“ verstehe ich die Verheißung, sofern unsere Hoffnung sich darauf gründet. Der Apostel redet nämlich nirgends von einer ins Leere gesprochenen oder in der Luft schwebenden Verheißung, sondern von der im Glauben aufgenommenen und festgehaltenen.

V. 19. **Einen sicheren und festen Anker.** In einem prächtigen Bilde wird der Glaube mit einem Anker verglichen. In der Tat, während unsrer ganzen irdischen Wallfahrt stehen wir nicht auf festem Boden, sondern treiben wie auf einem heftig bewegten Meere dahin. Unaufhörlich erregt der Feind unsrer Seele Stürme, die unser Schiff alsbald zum Sinken brächten, wenn wir nicht den Anker tief in den Grund einsenkten. Nirgends zeigt sich ein ruhiger Ort, wohin auch unsere Sinne wandern, sondern überall nur Wasser und

bedrohliche Wogen. Aber gleichwie der Anker durch die Flut ausgeworfen wird ins Dunkle und Verborgene und, solange er dort haftet, das Schiff festhält und vor dem Wellengrab bewahrt, so muss unsere Hoffnung auf den unsichtbaren Gott sich heften. Nur in Gott kommt sie zur Ruhe, an keiner Kreatur darf sie hängen bleiben. Und wie das Ankertau über allen grausigen Tiefen hinweg das Schiff mit dem Meeresgrund verbindet, so vermag die in uns lebendig gewordene, göttliche Wahrheit zwischen uns und Gott ein Band zu knüpfen, das in jeder noch so dunklen Erfahrung standhält. So mit Gott verbunden, mögen wir beständig von Stürmen umbraust werden, wir sind doch außer Gefahr des Schiffbruchs. Denn unser Anker ist „sicher und fest“. Draußen auf dem Meere kann es ja vorkommen, dass beim Anprall der Wellen der Anker ausgerissen wird oder das Tau reißt oder das Schiff von der Erschütterung berstet; aber größer ist Gottes Kraft, uns zu schirmen, größer die Gewissheit seines Wortes, größer die Macht der Hoffnung.

**Der auch hineingeht** usw. Der Glaubensanker findet nichts als Unbestand und Haltlosigkeit, bis er in Gott eingeht; darum muss er bis zum Himmel dringen. Mit Rücksicht auf seine jüdischen Leser spricht der Apostel davon unter einem Bilde, das von der alten Stiftshütte entlehnt ist: er sagt ihnen, sie sollen sich nicht bei sichtbaren und äußeren Dingen aufhalten, sondern in das innerste Heiligtum hinter dem Vorhang eintreten. Uns im Glauben himmelwärts zu wenden, haben wir aber umso mehr Grund, weil Christus dorthin eingegangen ist. Ihm folgt das Glaubensauge nach und darf nirgend anderswohin schweifen. Die Menschen würden Gott gewiss vergeblich suchen in seiner Majestät, die viel zu unerreichbar für sie ist; aber Christus reicht uns die Hand und führt uns in den Himmel. Und auch das war einst unter dem Gesetze schattenhaft angedeutet; der Hohepriester pflegte in das Allerheiligste zu gehen nicht nur in seinem, sondern auch in des Volkes Namen, wie er denn die zwölf Stämme, deren Namen in die zwölf Edelsteine des Brustschildes und die zwei Onyxsteine des Leibrockes eingraviert waren, gleichsam auf seinem Herzen und auf den Schultern trug, sodass in seiner Person zugleich alle anderen das Heiligtum betraten. Es hat daher guten Sinn, wenn der Apostel im gegenwärtigen Zusammenhang daran erinnert, dass unser Hohepriester in den Himmel eingegangen sei: er tat es nicht nur für sich, sondern „für uns“. Und so ist nicht zu fürchten, dass unser Glaube die Tür zum Himmel je verschlossen finde, da er nichts anderes als die un-

auflösliche Verbindung mit Christus ist. Weil wir aber Christus nachgehen müssen, wird der **der Vorläufer** genannt.



## Kapitel 7.

V. 1. **Dieser Melchisedek aber war ein König von Salem.** Die Ermahnungen des vorhergehenden Abschnittes (5, 11 – 6, 20) hatten den Zweck, die Leser zu veranlassen, der Vergleichung zwischen Christus und Melchisedek ihre ganze Aufmerksamkeit zu schenken. Die Wiederaufnahme des Hauptgedankens geschah mit der nochmaligen Anführung der Psalmstelle (110, 4) am Schluss des 6. Kapitels. Hier nun wird der Gegenstand, von dem früher nur kurz die Rede war, mit aller Ausführlichkeit behandelt; denn es werden alle Vergleichspunkte, die zwischen Melchisedek und Christus in Betracht kommen, einzeln aufgeführt. Das nachdrückliche Verweilen bei diesem Gegenstand kann nicht verwundern, wenn man bedenkt, wie merkwürdig es allerdings ist, dass in einer so abergläubischen und sittlich verkommenen Umgebung ein Mann gelebt hat, der den wahren Gottesdienst kannte und pflegte. Sodom und Gomorra auf der einen, die Kananiter auf der anderen Seite waren ja seine Nachbarn, gottloses Beispiel also um und um. Bei der ganz allgemein verbreiteten Gottlosigkeit klingt es fast unglaublich, dass noch anderswo als in Abrahams Familie wahre Gottesverehrung vorhanden war. Es verdiente daher hervorgehoben zu werden, dass es damals einen König gab, der nicht nur den wahren Gott kannte, sondern auch selber das Priesteramt ausübte. An ihm, der ein Vorbild auf den Sohn Gottes war, sollte in der Tat alles hervorragend und ausgezeichnet sein. Dass aber Christus wirklich durch ihn vorgebildet worden ist, geht aus der Psalmstelle deutlich hervor: Du bist ein Priester ewiglich nach der Weise Melchisedeks. So hat David nicht ohne Überlegung gesprochen, vielmehr liegt in diesem Wort ein hohes und herrliches Geheimnis, das der Kirche anvertraut worden ist.

Wenden wir uns jetzt im Einzelnen zu des Apostels Ausführungen über die Ähnlichkeit zwischen Christus und Melchisedek.

Zuerst der Name. Dieser bedeutet: „**König der Gerechtigkeit**“. Darin liegt ein tiefer Sinn; denn obschon dieser Ehrentitel jedem König beigelegt werden kann, der sich durch eine milde und gerechte Art des Regierens auszeichnet, so eignet er sich doch auch in besonderer Weise für Christus. Er übt nicht nur, wie man dies auch von andern sagen könnte, eine gerechte

Herrschaft aus, sondern gibt uns Anteil an der göttlichen Gerechtigkeit, und zwar in doppelter Weise: wir werden ohne eigenes Verdienst durch sein Versöhnungswerk für gerecht erklärt und durch seinen Geist erneuert zu einem frommen und heiligen Wandel. König der Gerechtigkeit heißt er also nach der von ihm ausgehenden Wirkung, weil er all den Seinen die Gerechtigkeit mitteilt. Darum spricht der Prophet Sacharja von der Aufrichtung seiner Königsherrschaft mit folgenden Worten (9, 9): „Du Tochter Zion, freue dich, siehe, dein König kommt zu dir, ein Gerechter.“

Die zweite Ähnlichkeit, die der Apostel hervorhebt (V. 2), bezieht sich auf das Reich **des Friedens**. Dieser Friede ist die Frucht der zuvor erwähnten Gerechtigkeit. Wohin sich Christi Herrschaft erstreckt, da ist auch Friede (vgl. Jes. 2, 4; 9, 5 f. u. a.). Da im Hebräischen Friede meist so viel bedeutet wie Glück und Wohlergehen, so könnte man das Wort auch hier in diesem Sinne nehmen. Es ist aber wahrscheinlicher, dass der innere Friede des Herzens gemeint ist, der das Gewissen vor Gott ruhig und getrost werden lässt. Was für ein köstliches Gut das ist, kann man nur dann recht schätzen, wenn man sich im Gegensatz hierzu den trostlosen Zustand beständiger, peinigender Unruhe vergegenwärtigt, die wir alle erfahren, ehe wir, durch Christus mit Gott versöhnt, den Frieden des Gewissens gefunden haben.

V. 3. **Ohne Vater**. Das will mehr sagen als: von unbekanntem Vater, d. i. von dunkler, unbekannter Herkunft. Man wende nicht dagegen ein, dass ja dann das Vorbild der Erfüllung nicht entspreche, indem Christus einen Vater habe im Himmel, eine Mutter auf Erden. Die Meinung des Apostels tritt zu Tage, wenn er gleich nachher fortfährt: **ohne Geschlecht**. Indem so Melchisedeks Dasein von dem natürlichen Zusammenhang losgelöst wird, tritt seine ewige Bedeutung umso klarer hervor. Man soll nicht seinem menschlichen Ursprung nachfragen. Er hat ja freilich leibliche Eltern, aber hier kommt er nicht nach seiner persönlichen Stellung, sondern als Vorbild auf Christus in Betracht. In dieser Beziehung aber darf nichts anders gelten, als was die Schrift von ihm überliefert. Denn sobald es sich um Christus handelt, gilt für uns als bindende Regel, nicht über Gottes Wort hinauszugehen. Nun ist es bemerkenswert, dass die heilige Schrift da, wo jener zu seiner Zeit wichtigste König genannt wird, über seine Herkunft schweigt und auch nachher seinen Tod mit keinem Wort erwähnt. Ist es nicht, als ob dadurch seine ewige Bedeutung hervorgehoben werden sollte? Was bei Melchisedek

aber nur ein schattenhaftes Vorbild war, finden wir in Wahrheit bei Christus. Indem die heilige Schrift den Melchisedek vor uns hinstellt, als sei er weder geboren noch gestorben, zeigt sie uns wie in einem Bilde, dass Christus ohne Anfang und Ende ist. Zudem können wir auch lernen, welche ehrfurchtsvolle Scheu und nüchterne Zurückhaltung den göttlichen Geheimnissen gegenüber geboten ist. Der Apostel will nicht gern wissen, was die heilige Schrift verschweigt, und verlangt ein Gleiches auch von uns. Vor allem über Christus dürfen wir keine willkürlichen Behauptungen aufstellen.

**Er ist aber verglichen dem Sohne Gottes.** Hierbei gehe man nicht weiter, als der Vergleich erlaubt. Zwischen der Wahrheit und ihrem Abbild besteht ja immer ein Unterschied. Nur lächerliche Erfindung kann daher aus Melchisedek ein himmlisches Wesen, einen Engel oder gar Christus selbst machen, umso eine völlige Gleichheit herauszubringen. Uns genügt, in ihm die Grundzüge Christi zu erkennen, sowie man die Gesichtszüge eines Menschen auf einem Bilde sehen kann. Zwischen dem Menschen und seinem Bilde ist dennoch ein großer Unterschied.

V. 4. **Schauet aber, wie groß ist der** usw. Das vierte Merkmal der Ähnlichkeit zwischen Melchisedek und Christus ergibt sich daraus, dass Abraham jenem den Zehnten dargebracht hat. Für die Einrichtung des Zehnten kommen mehrere Gesichtspunkte in Betracht. Einmal sollten die Leviten, denen der Zehnte zu entrichten war, den übrigen Kindern Abrahams gleichgestellt sein. Nach erblichem Recht kam ihnen ein Anteil an jenem Lande zu, das dem Samen Abrahams verheißen war. Da sie aber keinen Grundbesitz erhielten, sollten sie durch den Zehnten dafür entschädigt werden. Zum andern war es nur billig, dass die, die durch den Dienst am Heiligtum und die gottesdienstlichen Verrichtungen für das Volk in Anspruch genommen waren, auf allgemeine Kosten von den übrigen erhalten wurden. Jener Zehnte war also der rechtmäßige Lohn für ihren Dienst. Aber im gegenwärtigen Zusammenhang ist weder das eine noch das andere von Bedeutung. Deshalb geht der Apostel darüber hinweg. Einzig darauf kommt es jetzt an, dass der Zehnte, den die Leviten empfangen, vom Volke eigentlich Gott als heilige Abgabe dargebracht wurde. Es ist klar, dass die Leviten dadurch nicht geringerer Ehre gewürdigt wurden, indem Gott sie gewissermaßen an seine Stelle setzte. Wenn nun Abraham, einer der ersten Knechte und Propheten Gottes, Melchisedek, dem Priester, den Zehnten dargebracht hat, so

hat er damit unzweifelhaft dargetan, dass Melchisedek ihn an Würde noch übertreffe. Wenn diesem gegenüber **Abraham, der Patriarch**, in die Reihe der gewöhnlichen Menschen tritt, wie groß und herrlich muss dann seine Ehrenstellung sein? Das Beiwort Patriarch dient zu Verstärkung des Gedankens; denn ein besonderer Ehrentitel ist es, wenn Abraham in der Gemeinde Gottes als Vater bezeichnet wird. Merke also: Abraham, der über alle anderen hervorragte, steht doch niedriger als Melchisedek; folglich nimmt Melchisedek die höchste Ehrenstelle ein, hoch über allen Leviten.

V. 5. **Zwar die Kinder Levi** usw. Der ganze Stamm Levi wird zum Vergleich herangezogen. Durch das Recht, vom Volk den Zehnten einzufordern, wurden die Leviten den übrigen Israeliten vorangestellt trotz ihrer gemeinsamen Abstammung von Abraham, dem Vater aller. Aber Abraham hatte einen Priester fremder Abstammung und Herkunft den Zehnten gegeben; so sind denn auch alle Nachkommen Abrahams diesem Priester untergeordnet. Das Recht der Leviten war auf ihre Brüder und Volksgenossen beschränkt, Melchisedek aber steht über allen ohne Ausnahme an höchster Stelle.

V. 6. **Und segnete den, der die Verheißung hatte.** Dies kommt als fünftes in Betracht bei der Vergleichung zwischen Melchisedek und Christus. Da nach allgemeinem Urteil das Kleinere vom Größeren gesegnet wurde, so folgt daraus, dass Abraham, indem er von Melchisedek gesegnet wurde, als der Kleinere zu gelten habe. Der Gedanke erhält auch hier wieder dadurch, dass von Abraham in besonders ehrender Weise gesprochen wird, noch mehr Gewicht. Je mehr Abraham ausgezeichnet wird, desto höher steigt Melchisedek an Würde. Abraham hatte die Verheißung, heißt es. Mit ihm, als dem ersten Stammvater des heiligen Volkes, hat Gott den ewigen Lebensbund geschlossen. Dies war keine gewöhnliche Auszeichnung: aus der Gesamtheit der Menschen hat Gott einen erwählt, dem er das Recht der Kindschaft und das Zeugnis seiner Liebe gleichsam als Pfand in Verwahrung gab. Trotz dieser seiner bevorzugten Stellung hat sich Abraham unter das Priestertum des Melchisedek gestellt. Man mag daraus ersehen, wie groß der ist, dem Abraham in zwei Stücken den Vorrang eingeräumt hat: indem er sich von ihm hat segnen lassen, und indem er ihm, gleichsam als dem Stellvertreter Gottes, den Zehnten dargebracht hat.

**V. 7. Dass der Geringere von dem Besseren gesegnet wird.** Man hat sich zunächst Rechenschaft davon zu geben, was hier das Segnen bedeutet. Es ist die feierliche Fürbitte dessen, der in hervorragender, übergeordneter Stellung die ihm Anvertrauten Gott anbefiehlt. Anderer Art ist das Segnen, wenn wir, wie es allen Gläubigen gemeinsam ist, gegenseitig füreinander Fürbitte tun. Der Segen, von dem hier der Apostel spricht, ist der Ausfluss höherer Vollmacht. So hat Isaak seinen Sohn Jakob und dieser wiederum seine Enkel Ephraim und Manasse gesegnet (1. Mose 27, 27; 48, 15). In diesem Sinn hätte nicht umgekehrt der Sohn ebenso gut den Vater segnen können; zum gültigen Segen bedurfte es vielmehr einer übergeordneten Persönlichkeit. Lehrreich ist auch die Stelle 4. Mose 6, 23 ff., wo den Priestern mit dem Auftrag, den Segen über das Volk zu sprechen, zugleich die Zusage gegeben wird, die von ihnen Gesegneten sollen in Wahrheit gesegnet sein. Das gibt dem priesterlichen Segen Kraft und Bedeutung, dass er nicht sowohl eines Menschen als Gottes Sache ist; denn wie der Priester beim Opfern Christus vorbildete, so war er, wenn er das Volk segnete, nichts anderes als der bevollmächtigte Gesandte des höchsten Gottes. Eben dahin gehört es, wenn von Jesus berichtet wird (Luk. 24, 50): er hob die Hände auf und segnete die Jünger. Dieses Aufheben der Hände war eine deutliche Anlehnung an den hohepriesterlichen Brauch; Jesus stellt sich damit als den dar, durch welchen Gott der Vater uns segnet. So müssen wir nun auch die gegenwärtige Stelle des Briefes verstehen. Die priesterliche Segnung als Tat göttlicher Wirkung kommt nur dem Höhergestellten zu. Wenn also Abraham, mit dem doch Gott den Heilsbund geschlossen hat und der darum über allen anderen steht, von Melchisedek gesegnet worden ist, und zwar nicht eigenmächtig, sondern nach priesterlichem Rechte, so ist Melchisedek der eine, der auch den Abraham überragt.

**V. 8. Dem bezeugt wird, dass er lebe.** Eine solche Bezeugung sieht der Apostel, wie schon früher bemerkt, darin, dass nichts von seinem Tode gesagt wird. In einem anderen Fall zwar hätte solches Stillschweigen nichts zu bedeuten. Bei Melchisedek aber darf, sofern er als Vorbild auf Christus in Betracht kommt, mit Recht darauf Gewicht gelegt werden. Es handelt sich ja hier um Christi königliches Priestertum nach dem Geist. Da soll nicht menschlichen Vermutungen der Platz eingeräumt werden über das hinaus, was wir in der Schrift bezeugt finden. Kindisch ist aber auch die Deutung einiger, als ob jener Mensch Melchisedek, der dem Abraham entgegenging,

noch jetzt lebe; denn dieses Wort gilt dem Melchisedek nur insofern, als sich in ihm das Amt eines anderen, nämlich des Sohnes Gottes, darstellt. Dem Apostel ist es darum zu tun, die priesterliche Würde des Melchisedek als eine bleibende hervorzuheben im Gegensatz zum levitischen, vergänglichem Priestertum. Sind nämlich die, denen das Gesetz die Zehnten zuerkennt, sterbliche Menschen, so war damit schon angedeutet, dass ihr priesterliches Recht einmal aufhören musste, gleichwie ihrem Leben ein Ziel gesetzt war. Bei Melchisedek dagegen sagt die Schrift nichts von seinem Tode, während sie berichtet, dass ihm der Zehnte entrichtet worden sei; sein Priestertum ist daher nicht auf eine bestimmte Zeit beschränkt, sondern darf nach der Schrift als ewig dauernd angesehen werden. Das beizufügen war nötig, damit man nicht denke, das nachfolgende Gesetz habe das frühere Recht, wie es sonst der Fall ist, aufgehoben. Dem Einwand, als sei jenes priesterliche Recht, das Melchisedek einst empfangen hatte, nunmehr hinfällig geworden, weil Gott es durch die mosaische Gesetzgebung auf die Leviten übertragen habe, begegnet der Apostel mit dem Hinweis darauf, dass den Leviten der Zehnte nur für eine gewisse Zeit entrichtet wurde, da sie nicht immer lebten, Melchisedek dagegen als der nicht dem Tode Verfallene bis zuletzt das behalte, was Gott ihm einmal anvertraut hat.

V. 9. **Es ist auch Levi verzehntet.** Noch weiter geht der Apostel, wenn er sagt, dass nicht einmal Levi selbst, der damals **in den Lenden des Vaters war**, sich dieser Unterordnung unter das Priestertum des Melchisedek haben entziehen können, da ja Abraham durch die Abgabe des Zehnten sich mit samt seinen Nachkommen ihm unterworfen habe. Man könnte dagegen einwenden, dass dann ebenso gut Juda, aus dessen Geschlecht Christus hervorgegangen ist, als verzehntet zu betrachten wäre. Allein hier ist zweierlei zu erwägen, das unter Christen nicht sollte zu reden geben. Einmal ist Christus nicht einfach in eine Reihe mit allen Nachkommen Abrahams zu stellen, sondern nimmt eine unvergleichliche Stellung ein. Das spricht er selber aus mit dem Wort (Mt. 22, 42 f.): „Wenn er Davids Sohn ist, wie nennt ihn denn David seinen Herrn?“ Es geht also nicht an, was von Levi gilt, ohne weiteres auf Christus anzuwenden. Sodann aber wäre es schon darum widersinnig, Christus gleichsam in Gegensatz zu Melchisedek zu bringen, weil Melchisedek gerade als Vorbild auf Christus in Betracht kommt.

Fünf Punkte sind es, in denen sich die sorgfältige und eingehende Vergleichung zwischen Melchisedek und Christus erschöpft: der Name des Mannes, der Sitz seiner Herrschaft, die ewige Bedeutung seines Lebens, das Recht der Entgegennahme des Zehnten und die segnende Handlung. Damit fällt die Meinung derer, die die hauptsächlichste Ähnlichkeit in der Darbringung von Brot und Wein sehen wollen, als haltlos dahin. Sollte der heilige Geist da, wo er mit überlegtem Vorsatz von diesem Gegenstand spricht, etwas so Wichtiges aus Versehen übergangen und dafür bei Dingen von geringerer Bedeutung verweilt haben? Dieser Irrtum hängt mit dem anderen zusammen, wonach man mit dem christlichen Abendmahl ohne irgendwelche biblische Berechtigung die Vorstellung eines immer wiederholten Opfers verbunden hat. Will man in jener Darbringung einen geistlichen Sinn finden, so kann es nur der sein, dass Christus uns, die Schmach tenden und Mühseligen, erquickern will.

V. 11. **Ist nun die Vollkommenheit** usw. Aus der gleichen Stelle des 110. Psalms geht hervor, dass durch Christi Kommen der alte Bund hinfällig geworden ist. Die bisherigen Ausführungen bezogen sich auf die rein persönliche Stellung des Priesters. Nun aber bildet das Priestertum die feste Stütze des Gesetzes, wie überhaupt jeder Bund zwischen Gott und Menschen durch priesterliches Dazwischentreten volle Gültigkeit erlangt. Mit dem alttestamentlichen Priestertum musste daher auch das Gesetz stehen und fallen. Wenn die Gemeinde Gottes unter Aarons Priesterstand den Zustand der Vollkommenheit dargestellt hätte, wozu hätte es dann einer Änderung der Ordnung bedurft? Am Vollkommenen gibt es doch nichts zu ändern. Aus der Aufrichtung einer neuen Ordnung, von der David spricht, folgt daher die Unvollkommenheit der Verhältnisse unter dem Gesetz.

**Denn unter demselbigen hat das Volk das Gesetz empfangen.** Diese Zwischenbemerkung soll uns darauf aufmerksam machen, wie eng Priestertum und Gesetz miteinander verbunden waren. Dem Apostel liegt es daran, zu zeigen, dass wir nicht beim Gesetz Moses als beim letzten Ziel verweilen dürfen. Er tut es durch den Hinweis auf die Aufhebung des Priestertums, an dessen Stelle Gott ein neues, andersgeartetes treten ließ. Da man nun darüber im Zweifel sein könnte, ob das Aufhören des Priestertums notwendig die Hinfälligkeit des Gesetzes nach sich ziehe, wird beigefügt, das Gesetz sei unter dem levitischen Priestertum gegeben worden, was nicht nur sagen

will: der Zeit nach treffen Priestertum und Gesetz zusammen, sondern: das Gesetz habe im Priestertum seinen Halt und seine Stütze gehabt.

**V. 12. Wo das Priestertum verändert wird** usw. Bei der engen Zusammengehörigkeit von Gesetz und Priestertum kommt Christus neben der Eigenschaft als Priester auch die des Gesetzgebers zu. Er ist nicht nur in die Rechte Aarons, sondern zugleich in die des Mose eingetreten. War Aarons Amt vergänglich, so nicht weniger das des Mose, und beide mussten bei Christi Kommen dahinfallen, weil eins ohne das andere nicht bestehen konnte. Wenn von der Hinfälligkeit des Gesetzes gesprochen wird, so bezieht sich dies jedoch nur auf einen Teil des Gesetzes, der mit dem alttestamentlichen Priesterdienst verflochten war. Nur in dieser Hinsicht wird Christus dem Mose gegenübergestellt; was dagegen beiden gemeinsam ist, ihr Dienst als Boten des göttlichen Erbarmens, ihre Weisungen, wie wir fromm und heilig leben sollen und wie Gott wahrhaft zu verehren sei, ihre Mahnungen zum Glauben, zur Standhaftigkeit und jedem frommen Werk, das alles kommt hier nicht in Betracht. Darin aber besteht der Unterschied zwischen Mose und Christus, dass jener das Volk wie unter einer Hülle in Dunkelheit hielt, weil das helle Licht des Evangeliums noch nicht aufgegangen war; dass er bloß in äußerlichen Zeichen und allgemeinen Umrissen andeutete, was Christus in Wirklichkeit gebracht hat; dass er überhaupt, in Anpassung an das unentwickelte Verständnis des jüdischen Volkes, nicht über die ersten Anfänge hinausging. Diese Seite des Gesetzes musste, weil ans alte Priestertum gebunden, zugleich mit diesem ein Ende nehmen. Dementsprechend erhält nun Christus mit dem Amt eines Priesters auch das Ansehen und die Macht eines Gesetzgebers im Dienst des neuen Bundes, wiewohl fürs Evangelium der Name Gesetz eigentlich nicht passt. Aber diese Freiheit des Ausdrucks hat nichts Anstößiges, sondern dient hier, wie Röm. 7, zur anschaulichen Gegenüberstellung von Altem und Neuem.

**V. 13. Denn von dem solches gesagt ist** usw. Dass die alte Priesterordnung aufgehoben ist, ergibt sich für die Leser des Briefes aus ihrem Bekenntnis zu Jesus, dem Sohn der Maria, als dem Messias. Dieser neue Priester war ja auch einem anderen Stamm als dem des Levi, der nach dem Gesetz allein das Vorrecht besaß, die Priesterwürde zu verwalten. **Es ist offenbar**, heißt es sodann, dass Christus aus dem Stamm Juda hervorgegangen ist. Dies war wirklich damals allgemein bekannt, wenn auch die Gewissheit hierüber vor-



züglich auf die Verheißung gegründet war. Jesus als den Christ anerkennen hieß zugleich davon überzeugt sein, dass er Davids Sohn sei. Anderer Herkunft konnte der Verheißene nicht sein.

V. 15. **Und es ist noch klarer** usw. Auf eine neue Art begründet der Apostel die Aufhebung des Gesetzes. War bisher von der Person des Priesters die Rede, so stützt sich jetzt der Beweis auf die Beschaffenheit des Priestertums und die Art und Weise seiner Einsetzung. Der alttestamentliche Priester wurde durch äußerliche Gebräuche in sein Amt eingesetzt; das Priestertum Christi dagegen ist durch und durch geistlicher Art. Daraus erklärt sich die Wandelbarkeit und Vergänglichkeit jenes alten Priestertums, wie umgekehrt die beständige Fortdauer des Priestertums Christi.

V. 16. Unter dem **fleischlichen Gebot** sind die äußerlichen Zeremonien zu verstehen. Es ist bekannt, unter was für Feierlichkeiten die Priesterweihe Aarons und seiner Söhne vollzogen wurde. Da waren Öl, mancherlei Gewänder, Besprengung mit Blut und anderes mehr als bedeutungsvolle Zeichen dessen, was sich bei Christus durch das verborgene, göttliche Wirken des Geistes erfüllt hat. Das entsprach völlig der Art jenes Priestertums, welches eben damit als der Veränderlichkeit unterworfen kenntlich gemacht wird. Fleischlich war es freilich nicht in dem Sinn, dass ihm nicht auch eine geistliche Bedeutung zukam. Das werden wir später noch sehen; hier aber spricht der Apostel im Hinblick darauf, worin sich Aaron von Christus unterscheidet.

**Nach der Kraft des unendlichen Lebens.** Christus als der ewige Priester musste sich schon in der Art seiner Einsetzung von Aaron unterscheiden. Nicht Mose, nicht ein sterblicher Mensch hat ihn zum Priester geweiht, sondern der heilige Geist, und zwar nicht mit Öl, nicht mit dem Blut von Böcken, nicht mit äußerer Kleiderpracht, sondern mit der Kraft von oben. Diese wird hier den schwachen, ohnmächtigen Mitteln des Gesetzes gegenübergestellt.

V. 17. **Du bist ein Priester ewiglich.** Hier liegt auf dem Worte „ewig“ aller Nachdruck; es bestätigt, was soeben vom unendlichen Leben gesagt wurde. Darin, dass Christus ewiglich zum Priester eingesetzt ist, liegt der Unterschied zwischen ihm und dem ganzen Geschlecht levitischer Priester.

V. 18. **Damit wird das vorige Gebot aufgehoben.** Dass das Gesetz zugleich mit dem Priestertum aufgehört hat, ist der Hauptgedanke dieses ganzen Abschnittes. Hier wird der Grund genannt, warum das Gesetz aufgehoben werden musste: es war schwach und nutzlos. Dies gilt bezüglich der Zeremonien; sie hatten in sich keinen Dauerbestand, keine Kraft zur Erlösung. Wenn ihnen die Gnadenverheißung beigefügt war, wenn das Gesetz allenthalben von einer Versöhnung Gottes, von einer Tilgung der Sünden durch Darbringung von Opfern spricht, so lag dies nicht im Opfer selbst, sondern rührte anderswoher. Auf Christus wiesen alle jene Vorbilder hin; von ihm nahmen sie ihre Kraft und Wirkung. Von sich aus konnten und vermochten sie nichts; alles lag an Christus und nur an ihm. Losgelöst von ihm bleibt ihnen nur die Schwachheit, von der hier die Rede ist. Wohlgemerkt also, nur insofern wird das Gesetz nutzlos genannt, als es ohne Christus in Betracht kommt. Der hier ausgesprochene Gedanke wird auch dadurch noch bekräftigt, dass das Gesetz „das vorigen Gebot“ genannt wird. Nach allgemeiner Auffassung werden ja die früheren Gesetze durch die nachfolgenden aufgehoben. Das lange vor David verkündigte Gesetz bestand noch zu Recht, als er jene Weissagung von der Einsetzung eines neuen Priesters aussprach. Hier haben wir also ein neues Gesetz, das das frühere aufhebt.

V. 19. **Denn das Gesetz** usw. Hiermit wird das etwas harte Urteil über das Gesetz gemildert und gleichsam berichtigt. Ein gewisser Nutzen wird ihm eingeräumt: es hat auf den Weg hingewiesen, der zum Heil führt, aber von der Vollkommenheit war es selber noch weit entfernt. Es hat den Elementarunterricht erteilt, der auf die höhere Stufe vorbereitete. Die Kinder Gottes sollen aber nicht beständig bei den Anfängen stehen bleiben.

Zu jener **besseren Hoffnung**, die sich im Reich Christi erfüllt, wurden schon die Väter hingeleitet. Bei dem, was ihnen gegeben war, konnten sie sich so wenig befriedigt fühlen, dass sie vielmehr sehnsüchtig in die Ferne schauten. Man denke an das Wort (Luk. 10, 24): Viel Propheten und Könige wollten sehen, das ihr seht. Sie wurden also unter der Zucht des Gesetzes dahin geführt, dass sie nach Höherem strebten.

**Durch welche wir zu Gott nahen.** Hierin besteht für uns der Vorzug vor den Vätern. Diesen hat sich Gott nur von fern und im Verborgenen offenbart, während er jetzt mit uns vertraulich verkehrt. Man wird erinnert an die Bauart der Stiftshütte oder des Tempels: das Volk war im Vorhof draußen;

der Eingang ins Heilige stand niemand anders offen als den Priestern, und nur der Hohepriester betrat das Allerheiligste. Jetzt ist das Heiligtum erschlossen, und Gott gibt sich uns ganz väterlich zu erkennen, was nicht möglich war, so lange die Hütte bestand. Wer auch jetzt noch die Schattenbilder des Gesetzes aufrecht erhalten will, verdunkelt daher nicht bloß Christi Herrlichkeit, sondern bringt uns um eine unschätzbare Wohltat, weil er zwischen uns und Gott eine Scheidewand aufrichtet, während uns durch das Evangelium die Freiheit gegeben ist, ihm zu nahen. Wer gleichwohl am Gesetz festhält, beraubt sich wissentlich der Nähe Gottes.

V. 20. **Nicht ohne Eid.** Auch aus dem Grund muss das Gesetz dem Evangelium weichen, weil Gott zur Bekräftigung des Priestertums Christi einen Eid gesprochen hat. Dadurch hat er sein Priestertum über das des Aaron erhoben; denn bei der Einsetzung der alttestamentlichen Priester lesen wir nichts von einem Eid. Von Christus dagegen gilt das Wort: Gott hat geschworen, was ohne Zweifel zu seiner Auszeichnung geschah. Die Wiederholung der Psalmworte soll uns recht zum Bewusstsein bringen, dass dem Priestertum Christi infolge dieses Eidschwures größere Würde zukomme als irgendeinem andern. Nach göttlichem Grundsatz ist der Priester Ausrichter, d. h. Bürge des Bundes. Mithin muss auch der Bund, den Gott durch Christus mit uns geschlossen hat, weit herrlicher sein als der alte, mosaische Bund.

V. 23. **Und jener sind viel.** Schon früher hat der Apostel diesen Punkt berührt (V. 8), um nachzuweisen, dass das alte Priestertum einmal aufhören müsse, da es von sterblichen Menschen verwaltet wird. Hier geht er näher darauf ein; er will dartun, warum Christus in Ewigkeit Priester bleibe. Dort bedingte der Tod eine Mehrheit von Priestern, hier kann kein Tod Christus an seinem Priesterdienst hindern. So ist er der eine und ewige Priester.

V. 25. **Daher er auch selig machen kann.** Das ist die Frucht seines ewigen Priestertums: unser Heil, sofern wir diese Frucht gläubig annehmen. Wo Hinfälligkeit und Wechsel stattfinden, sucht man das Heil vergebens; wer also am alten Priestertum festhält, kommt nie zum Heil.

**Die zu Gott kommen.** Damit sind die Gläubigen bezeichnet; sie allein haben teil am Heil in Christus. In diesem Ausdruck liegt aber zugleich auch ein Fingerzeig, was der Gläubige von seinem Versöhner erwarten soll: das,

was des Menschen höchstes Gut ist, Gemeinschaft mit Gott, dem Quell des Lebens und aller guten Gaben. Durch die eigene Unwürdigkeit ist jeder von dieser Gemeinschaft ausgeschlossen. Uns sie zu verschaffen, uns die Hand zu reichen, um uns in den Himmel zu führen, das ist das eigentliche Amt des Mittlers. Auch hier haben wir eine Anspielung an die Vorbilder des Gesetzes. Der Hohepriester nämlich trug, wenn er ins Heiligtum ging, die Namen und Abbilder der zwölf Stämme auf Schulter und Brust, während das Volk selbst im Vorhof zurückblieb. Wir aber gelangen im Glauben bis in den Himmel, indem wir uns auf Christus, unsern Mittler, stützen. Kein Vorhang mehr ist uns im Wege, Gott offenbart sich uns frei und lädt uns liebevoll ein, ihm vertrauend zu nahen.

**Er lebet immerdar und bittet für sie.** Welch herrliches Pfand seiner Liebe zu uns, dass Christus nicht für sich selber lebt! Dass er in die selige Ewigkeit aufgenommen ist, um im Himmel zu herrschen, das ist um unsertwillen geschehen. Christi Leben, Herrschaft und Herrlichkeit zielen auf unser Heil ab; was immer bei Christus zu finden ist, das dürfen wir uns zueignen. Denn dazu ist er uns einmal vom Vater geschenkt, dass alles, was sein ist, unser sei. Durch solche von ihm ausgehende Wirkung erweist sich Christus als rechten Priester; ist es doch Sache des Priesters, dem Volk, für das er eintritt, bei Gott Gnade zu verschaffen. Das tut Christus immerdar; dazu ist er von den Toten auferstanden. Mit Recht trägt er um solch ununterbrochenen Dienstes willen den Priesternamen.

**V. 26. Einen solchen Hohepriester** usw. Gerecht, unschuldig und rein von jedem Makel, das sind die Eigenschaften, die vom Priester verlangt werden. Nur Christus verdient solche ehrenden Bezeichnungen. Den Priestern unter dem Gesetz ging das ab, was zur wahren Ausrichtung ihres Dienstes erforderlich war. Nicht beim levitischen Priestertum ist die Vollkommenheit vorhanden; seine Berechtigung sogar lag nicht in ihm selber, sondern darin, dass es Christi Amt vorbereitete. Schon die Amtstracht des Hohenpriesters ließ den Mangel erkennen. Was anders waren jene kostbaren und herrlichen Kleider, die Gott dem Priester für den Dienst im Heiligtum vorschrieb, als vorbildliche Zeichen einer alle menschliche Tugendhaftigkeit weit überragenden Heiligkeit und Vortrefflichkeit? Diese Zeichen waren notwendig, weil das, was sie bedeuteten, noch nicht Wirklichkeit geworden war. Christus allein ist der Priester, dessen wir bedürfen.

In zusammenfassender Weise schließt sich an das vorige an: **von den Sündern abgesondert**. Eine gewisse Heiligkeit, Unschuld und Reinheit waren in bescheidenem Maße auch Aaron eigen; aber daneben fehlte es nicht an mannigfachen Flecken. Christus dagegen steht außerhalb gewöhnlicher Menschenart und ist der einzige, der völlig rein von Sünde ist. Wahre Heiligkeit und Unschuld finden sich nur bei ihm. Abgesondert von uns wird er genannt, nicht als ob er uns aus seiner Gemeinschaft ausschlösse, sondern weil er das vor uns voraushat, völlig frei zu sein von jeder Befleckung. Merken wir also: jede Anrufung Gottes, die sich nicht auf Christi Fürsprache gründet, wird zurückgewiesen. In Bezug auf die Engel könnte man fragen, ob sie, die ja auch von den Sündern abgesondert sind, uns nicht auch priesterlich vor Gott vertreten könnten. Darauf lässt sich leicht antworten. Wer nicht durch göttlichen Befehl dazu eingesetzt ist, kann niemals rechtmäßiger Priester sein. Ein solches Amt hat Gott den Engeln nirgends übertragen. Auch musste, wie wir gleich nachher am Anfang des nächsten Kapitels sehen werden, der Versöhner zwischen Gott und Menschen selber Mensch sein. Die Frage wird übrigens hinreichend beantwortet durch die Eigenschaft, die der Apostel zuletzt noch unserem Hohenpriester zuschreibt. Mit Gott kann uns nur vereinigen, wer zu Gott hinanreicht. Dies kommt auch den Engeln nicht zu, da wir nirgends von ihnen lesen, dass sie **höher denn der Himmel** wären. Uns mit Gott zu versöhnen ist daher einzig Christi Werk, eben weil er über alle Himmel hinaufgestiegen ist. Er steht über allen Stufen der Kreatürlichkeit, so dass er auch über die Engel emporragt.

V. 27. **Dem nicht täglich not wäre** usw. Die Gegenüberstellung von Christus und den levitischen Priestern führt den Apostel zu zwei weiteren Mängeln des alten Priestertums, aus denen hervorgeht, dass es nicht in allen Teilen vollständig und vollkommen war. Beide Gedanken werden später ausführlich behandelt, besonders was den zweiten, den eigentlichen Streitpunkt betrifft: die täglichen Opfer. Der eine Mangel bestand darin, dass der Hohepriester für eigene Sünden Opfer darbrachte. Wie hätte er da andere mit Gott versöhnen können, dessen Zorn er mit Recht gegen sich selbst gerichtet fühlte? Die zweite Unvollkommenheit lag in der täglichen Darbringung verschiedener Opfer. Eine rechte Sühne war das nicht; denn wo die Reinigung wiederholt wird, bleiben die Sünden. Anders ist es bei Christus. Er bedarf für sich selber keines Opfers, weil an ihm kein Schatten von Sünde ist.

Und sein Opfer war derart, dass die einmalige Darbringung ihren Wert behält bis ans Ende der Welt: sich selbst hat er geopfert.

V. 28. **Denn das Gesetz macht Menschen** usw. Die Hinfälligkeit des Priestertums hat ihren Grund in den Menschen und ihren Gebrechen. Weil das Gesetz die wahren Priester nicht schaffen konnte, muss der Schaden anderswoher gut gemacht werden. Das geschieht durch jenes Wort des Eides. Christus wird zu seinem Amt berufen nicht als einer, der mit den Menschen auf gleicher Stufe steht, sondern als der Sohn Gottes, dem kein Gebrechen anhaftet, der vielmehr angetan und geschmückt ist mit höchster Vollkommenheit. Hier wieder erinnert der Apostel daran, dass der Eid später als das Gesetz gegeben sei, und will damit zeigen, dass Gott, nicht zufrieden mit dem alten Priestertum, etwas Besseres herbeiführen wollen. Bei Gottes Veranstaltungen soll das Frühere, das nur eine Zeitlang zu bleiben bestimmt war, durch das Spätere berichtigt oder aufgehoben werden.

## Kapitel 8.

V. 1. **Das ist nun die Hauptsache.** Es handelt sich bei dieser Ausführung darum, nachzuweisen, dass das Priestertum Christi, das dem gesetzlichen Priestertum ein Ende macht, geistlicher Art sei. Der Apostel führt immer noch den gleichen Gedanken durch; aber weil er ihn recht vielseitig beleuchten will, lenkt er jetzt die Aufmerksamkeit der Leser auf das eigentliche Ziel hin. Er hat im bisherigen gezeigt, dass Christus Hoherpriester sei; jetzt legt er den Nachdruck darauf, dass sein Priestertum himmlische Art an sich habe. Mit seinem Kommen muss daher das durch Mose gegebene, gesetzliche Priestertum, weil es irdisch war, aufhören. Weil nun Christus in der Niedrigkeit seines Fleisches gelitten und sich durch Annahme der Knechtsgestalt auf Erden entäußert hat (Phil. 2, 7), lässt uns der Apostel an seine Himmelfahrt denken. Durch sie ist nicht nur die Schmach des Kreuzes aufgehoben, sondern auch die Erniedrigung, die sein Eingehen in unsere Fleischesnatur mit sich brachte, überwunden. Nach der Kraft und Wirkung des Geistes, die in der Auferstehung und Himmelfahrt Christi hervorbrach, ist die Heiligkeit seines Priestertums zu beurteilen. Wenn er zur Rechten Gottes emporgehoben ist, um im Himmel herrlich zu regieren, so steht er nicht im Dienst eines irdischen, sondern des himmlischen Heiligtums.

V. 2. **Ein Pfleger des Heiligen.** Was der Apostel unter dem Heiligen versteht, erklärt er selber durch den Zusatz: der wahrhaftigen Hütte. Den Gegensatz bildet die mosaische Stiftshütte, ohne dass diese damit als unwahr und ihre Aufrichtung als willkürliche Tat bezeichnet werden soll. Der Wahrheit steht hier nicht die Lüge gegenüber, sondern das Abbild, wie in dem Wort Joh. 1, 17: Das Gesetz ist durch Mose gegeben, die Gnade und Wahrheit ist durch Jesus Christus worden. Jene frühere Hütte war also nicht eine leere, menschliche Erfindung, sondern das Abbild der himmlischen. Sie unterscheidet sich von der Wahrheit, wie der Schatten vom Körper, wie das Zeichen vom wirklichen Ding.

**Der Hütte, welche Gott aufgerichtet hat.** In welcher Absicht verlegt der Apostel das Priestertum Christi in den Himmel? Christus hat doch auf Erden gelitten und mit seinem Blut hienieden unsre Sünden getilgt als Spross aus Abrahams Samen. Seine Hingabe in den Tod war ein sichtbares Opfer.

Um sich dem Vater als Opfer darzubringen, musste er vom Himmel auf diese Erde herabkommen und völlig Mensch werden in einem Leben, das allerlei Mühsal und endlich den Tod mit sich brachte. Allein, was auf den ersten Blick bei Christus als irdisch erscheint, ist, mit dem Auge des Glaubens betrachtet, geistlich. So war sein Leib aus dem Samen Abrahams als Tempel Gottes Träger eines höheren Lebens; selbst sein Tod bedeutete für die ganze Welt das Leben, was doch gewiss über die irdische Natur hinausweist. Der Apostel sieht somit nicht bloß auf die menschliche Natur Jesu, sondern vielmehr auf die verborgene Kraft des heiligen Geistes, eine Betrachtungsweise, die vom Tode Christi alles Irdische abstreift. Wenn also von Christus die Rede ist, muss sich unsere Aufmerksamkeit ganz auf Gottes Reich richten, dann bleibt nichts mehr unklar. Ungefähr in der gleichen Weise spricht auch Paulus 2. Kor. 5 hierüber.

Gott wird als Erbauer dieser Hütte bezeichnet, womit auf ihre Festigkeit und ewige Dauer hingewiesen werden soll, sowie umgekehrt das, was Menschenhände bauen, hinfällig oder wenigstens dem allmählichen Zerfall unterworfen ist. Der Apostel hebt dies hier hervor, weil das Erlösungswerk durch Christi Tod wahrhaft göttlich ist und hier auf wunderbare Weise Christi Macht offenbar wurde.

**V. 3. Denn ein jeglicher Hoherpriester** usw. Dem Apostel ist daran gelegen, zu zeigen, dass Christi Priestertum und das alte, levitische nicht nebeneinander bestehen können. Nach gesetzlicher Ordnung war die Aufgabe der Priester, Gott Opfer darzubringen. Ohne solche Opfer hat offenbar die Bezeichnung Priester keinen Sinn. Nun aber ist Christus ein Priester ohne Opfer von der Art, wie sie unter dem Gesetz gebräuchlich waren. Daraus ergibt sich die höhere Art seines Priestertums, das nicht von dieser Erde und nicht in der leiblichen Abstammung begründet ist.

Untersuchen wir nun nacheinander die einzelnen Aussagen. Was an erster Stelle steht, ist beachtenswert: kein Priester wird eingesetzt, es sei denn, dass er Gaben und Opfer darbringe. Wir sollen wissen, dass ohne Opfer die Menschen bei Gott nicht Gnade erlangen können. Unsere Gebete müssen sich also, um erhörlich zu sein, auf ein Opfer gründen; und es ist ein unheilvolles Beginnen, an Christus vorbei und ohne seines Todes zu gedenken sich zu Gottes Angesicht einen Weg bahnen zu wollen. Wir wollen daher, wenn wir beten, Christi Tod stets vor Augen haben, damit durch ihn unsere



Gebete geheiligt werden. Erst so kann Gott, den wir mit unseren Sünden erzürnt haben, mit vergebender Gnade unsere Gebete erhören. Unserem Bitten muss das Opfer vorangehen, das, wohlgemerkt, kein Mensch und kein Engel für uns darbringen kann.

**V. 4. Wenn er nun auf Erden wäre** usw. Dass Christus der Hohepriester ist, kann bereits als zugestanden gelten. Wie es nun kein Richteramt gibt ohne Gesetze und Urteile, so auch kein Priesteramt ohne den Dienst des Opfern. Bei Christus finden wir jedoch kein irdisches, sichtbares Opfer; er kann somit nicht ein Priester irdischer Art sein. Man vergegenwärtige sich, dass der Apostel jedes Mal, wenn er vom Tode Christi spricht, nicht das äußere Geschehen, sondern die geistliche Bedeutung und die Frucht dieses Todes im Auge hat. Den Tod erlitt er als allgemein menschliches Schicksal; darin aber, dass er die Sünden dieser Welt priesterlich sühnte, offenbarte sich seine Göttlichkeit. Äußerlicher Art war das Vergießen des Blutes, aber die Reinigung von Sünden war etwas Innerliches und Geistliches. Der Schauplatz des Todes war die Erde, aber Kraft und Wirkung erhielt dieser Tod vom Himmel her.

**Diweil da Priester sind.** Von zwei Fällen gilt nur der eine: entweder besteht das gesetzliche Priestertum in Kraft, und Christus ist nicht Priester, weil ihm ein entsprechendes Opfer fehlt, oder aber die gesetzlichen Opfer haben, sobald Christus als Mittler dasteht, ein Ende. Das Erste ist widersinnig, weil es einen Frevel bedeutet, Christus die Ehre des Priestertums abzuspochen; so bleibt uns nur das Bekenntnis, die levitische Ordnung sei jetzt abgetan.

**V. 5. Welche dienen bei dem Vorbilde,** oder: im Vorbilde **und Schatten des Himmlischen.** Der wahre Gottesdienst besteht nicht in gesetzlichen Zeremonien. Die levitischen Priester haben es bei Ausübung ihres Amtes nur mit dem Schatten und Abbild zu tun; höher aber steht das Urbild. Der Apostel kommt damit einem allfälligen Einwand zuvor. Der alte Opferdienst war keineswegs überflüssig, da er auf etwas Höheres, nämlich auf die himmlische Wahrheit hinwies.

**Wie die göttliche Antwort zu Mose sprach.** Mit deutlichem Hinweis auf 2. Mose 25, 40 legt der Apostel dar, dass der ganze Gottesdienst nach dem Gesetz nur ein Bild und Gleichnis dessen war, was in Christus geistlich vor-

handen ist. Gott befiehlt, dass die Stiftshütte in allen Teilen dem Urbild entspreche, das Mose auf dem Berge gezeigt worden war. Wie die äußere Einrichtung der Hütte auf höheres Vorbild hinwies, so sollte es auch mit den Gebräuchen und dem ganzen priesterlichen Dienst sein. Sie hatten also in sich selbst keinen Bestand. Diese Stelle ist deshalb wichtig, weil sich aus ihr drei bemerkenswerte Gedanken ergeben.

Zuerst lernen wir, dass es sich bei den früheren gottesdienstlichen Gebräuchen nicht um willkürliche Aufstellungen handelt, von Gott nur dazu bestimmt, das Volk wie in kindlichem Spiel zu beschäftigen, und dass der Bau der Hütte nicht dem eitlen Zweck dienen sollte, bloß durch äußeren Glanz die Blicke auf sich zu ziehen und zu fesseln. Alles hatte vielmehr eine wahre und geistliche Bedeutung, da Mose befohlen war, es genau in Übereinstimmung zu bringen mit dem himmlischen Urbild. Man darf daher auch nicht annehmen, die Zeremonien seien nur dazu eingesetzt worden, um der Zügellosigkeit des Volkes heilsame Schranken aufzuerlegen und zu verhindern, dass es auf heidnische Bräuche ver falle. Das kommt freilich auch in Betracht, aber es ist nicht die ganze Wahrheit. Das viel Wichtigere darf man nicht übersehen, dass es Übungen waren, die das Volk zum Glauben an den Mittler vorbereiten sollten. Wir dürfen hierbei freilich nicht so weit gehen, hinter jedem Nagel und dergleichen Kleinigkeiten irgendein erhabenes Geheimnis zu vermuten. Man muss Maß halten in der Weise, dass wir nicht mehr wissen wollen, als was uns in Christus offenbart worden ist.

Zum Zweiten werden wir hier belehrt, dass alle gottesdienstlichen Übungen verkehrt und falsch sind, welche die Menschen nach eigenem Ermessen und ohne göttlichen Befehl aufzustellen sich erlauben. Wenn Gott vorschreibt, dass alles nach seiner Ordnung geschehe, so darf daneben nichts völlig anderes gemacht werden. „Schau zu, dass du machst alles nach dem Bilde usw.“ bedeutet so viel wie: Schau zu, dass du nichts machst ohne nach dem Bilde. Nicht im Geringsten sollen wir von der Ordnung abweichen, auf deren genaue Befolgung er Gewicht legt. Dadurch werden alle von Menschen aufgestellten, gottesdienstlichen Bräuche hinfällig, welche nicht aus Gott ihren Ursprung haben, und sollten sie auch Sakramente genannt werden.

Drittens geht hieraus hervor, dass es keine wahren, religiösen Sinnbilder gibt als die, welche auf Christus Bezug haben. Hüten wir uns aber davor, im

Bestreben, unsere eigenen Erdichtungen mit Christus in Einklang zu bringen, aus ihm etwas zu machen, was ihm selber gar nicht entspricht. Es kommt uns nicht zu, etwas Beliebigen zu ersinnen, sondern Gottes Sache allein ist es, Weisung zu geben: nach dem Bilde, sagt er, das dir gezeigt ist.

**V. 6. Nun aber hat er ein besseres Amt erlangt.** Wie vorher (7, 22) aus der Würde des Priestertums Christi die Herrlichkeit des Bundes gefolgert wurde, so wird jetzt umgekehrt betont, dass sein Priestertum um so viel besserer Art sei, als er der Herold und Mittler eines besseren Bundes ist. Das eine wie das andere musste hervorgehoben werden, weil es galt, die Juden von der abergläubischen Verehrung der Zeremonien zu lösen, die sie hinderte, die klare und einfache Wahrheit des Evangeliums geradewegs zu erfassen. Darum sagt der Apostel, es sei billig, dass Mose und Aaron vor der Erhabenheit Christi zurücktreten, weil das Evangelium ein besserer Bund ist als das Gesetz und der Tod Christi ein viel wertvolleres Opfer als die Opfer des Gesetzes. Nicht ganz leicht verständlich jedoch ist der Zusatz, dass der Bund des Evangeliums **auf besseren Verheißungen steht**. Die Väter, die unter dem Gesetz lebten, hatten doch sicherlich die gleiche Hoffnung des ewigen Lebens wie wir; es galt ihnen auch dieselbe Gnade der Kinderschaft. Ihr Glaube musste sich also auf die gleichen Verheißungen stützen. Aber was der Apostel vergleichen will, geht mehr auf die Form der Zusage als auf ihren Inhalt. Mag immerhin Gott ihnen das nämliche Heil verheißen haben, wie er es uns heute verheißt, so waren doch Art und Umfang der Offenbarung nicht gleich und übereinstimmend. Wer hierüber weiteren Aufschluss begehrt, den verweise ich auf das 4. und 5. Kapitel des Galaterbriefes und auf meine „Unterweisung in der christlichen Religion“ (II, 10 f.).

**V. 7. Denn so jenes untadelig gewesen wäre** usw. Der Apostel bekräftigt das über die Vortrefflichkeit des neuen Bundes Gesagte durch den Hinweis darauf, dass der Bund des Gesetzes keinen festen Bestand hatte. Wäre dieser ohne Mangel gewesen, wozu hätte ein anderer an seine Stelle treten müssen? Dass dies geschehen ist und Gott durch Christus mit uns einen neuen Bund geschlossen hat, macht klar, dass der alte nicht mehr in allen Teilen vollkommen war. Hierfür wird das Zeugnis des Jeremia angeführt, das wir sogleich untersuchen werden. Wie reimt sich aber die Aussage, dass nicht für einen anderen Bund hätte Raum gesucht werden müssen, wenn der frühere untadelig gewesen wäre, mit dem nachfolgenden Wort, dass das

Volk getadelt werde und darum ein neuer Bund als Heilmittel gegeben sei. Es ist ja unpassend, für die Schuld des Volkes den Bund Gottes haftbar zu machen. Wenn Gott hundertmal das Volk beschuldigte, so wäre damit doch nicht gesagt, dass der Bund selber fehlerhaft sei. Es ist aber nicht schwer, auf diesen Einwand zu antworten. Wenn der Bund verletzt wurde, so wird das mit Recht dem Volke zur Schuld gerechnet, das durch seine eigene Untreue vom Herrn abfiel. Dennoch kann gleichzeitig auf die Unvollkommenheit des Bundes hingedeutet werden, weil er nicht in die Herzen geschrieben war. Darum erklärt Gott, ein besserer müsse an seine Stelle treten, der dann heilig und gültig sei. Nicht ohne Grund sagt somit der Apostel, es habe für einen anderen Bund Raum gesucht werden müssen.

V. 8. **Siehe, es kommen die Tage** usw. Der Prophet spricht von der zukünftigen Zeit. Er beschuldigt das Volk der Treulosigkeit in Hinsicht auf das empfangene Gesetz, das es nicht gehalten hat. Um den Schaden dieses Bundesbruches zu heilen, verspricht Gott einen neuen Bund, einen anderen, als der erste war, womit stillschweigend die Ergänzung, die Aufhebung des alten Testaments, ausgesprochen ist. Es ist nun keineswegs eine gewaltsame Deutung (wie es auf den ersten Augenblick erscheint), wenn der Apostel seinem Zweck gemäß das, was der Prophet vom Gesetz im Allgemeinen sagt, auf die Zeremonien bezieht. Die Zeremonien waren gewissermaßen das Kleid, die äußere Hülle des Gesetzes. Wozu soll jetzt nach des Leibes Vernichtung das Kleid dienen? Allgemein gilt doch, dass das Nebensächliche sich nach der Hauptsache richtet. Kein Wunder also, wenn die Zeremonien, dieser untergeordnete Bestandteil des alten Testaments, zugleich mit dem ganzen mosaischen Dienst aufhören. Die Berufung auf die Weissagung des Jeremia ist daher wohl am Platze.

**Das Haus Israel und das Haus Juda** werden genannt, weil die Nachkommenschaft Abrahams in zwei Reiche geteilt war. So wird eine Wiedervereinigung aller Auserwählten verheißen, wie sehr sie auch vorher voneinander getrennt waren.

V. 9. **Nicht nach dem Testament** usw. Der Prophet betont hier die Verschiedenheit zwischen dem damals bestehenden Bund und dem neuen, auf den er hoffen lässt. Gott sagt nicht bloß: „Ich will den Bund, der durch eure Schuld gebrochen ist, wiederherstellen“, sondern er erklärt ausdrücklich, der neue Bund werde ungleichartig sein. Wenn er dann weiter spricht von

dem Tage, da er ihre Hand ergriff, sie auszuführen aus der Knechtschaft, so hebt er durch die Erwähnung einer solchen Wohltat das große Unrecht der Abtrünnigkeit hervor. Die Anklage richtet sich aber nicht bloß gegen die Undankbarkeit einer Generation. Wie die damals Befreiten alsbald abtrünnig wurden, so sind ihre Nachkommen in gleicher Weise fort und fort rückfällig geworden; das Volk ist also ganz allgemein bundesbrüchig gewesen.

**Ich habe ihrer nicht achten** oder nicht für sie sorgen **wollen** . Damit gibt Gott zu verstehen, dass sie als das einmal auserwählte Volk nichts voraus haben, wenn er ihnen nicht durch ein neues Heilmittel Hilfe bringe. Dass die Worte des Propheten im hebräischen Text anders lauten, ist für die vorliegende Frage nicht von Bedeutung.

**V. 10. Das Testament, das ich machen will.** Zwei Bestimmungen gelten vornehmlich für diesen Bund: die Sündenvergebung aus Gnaden und die innerliche Erneuerung des Herzens, wozu man als drittes rechnen kann die Erleuchtung der Sinne zur Erkenntnis Gottes. Hierüber ist viel zu sagen, was besonderer Beachtung wert ist.

Zunächst ein Wort über die Herzenerneuerung: Ich will geben mein Gesetz in ihren Sinn. Solange Gott nur durch Menschen zu uns spricht, bleibt sein Ruf ohne Wirkung. Lehre und Mahnung, wie wahr sie auch sind, werden tauben Ohren gepredigt; wenn es auch scheint, als ob wir hörten, so kommt doch nur von außen ein Ton an unser Ohr, das Herz aber ist voll Verkehrtheit und Trotz und verschmäht jede heilsame Lehre. Überhaupt kann Gottes Wort nie in unser wie Eisen und Stein hartes Herz dringen, bis dieses von Gott selbst erweicht wird; ja es ist ihm sogar ein widersprechendes Gesetz durch eines Menschen Stimme verkündigt, es sei denn, dass er es auch durch seinen Geist in unser Herz schreibt, d. h. uns zum Gehorsam willig und geschickt macht. Daraus ist ersichtlich, was wir mit unserem freien Willen ausrichten, und wie es sich mit der natürlichen Rechtbeschaffenheit verhält, bevor Gott uns wiedergeboren hat. Freilich haben wir einen Willen, und zwar einen eigenen, und eine Wahl, aber der Wille wird wie mit wütendem Ungestüm zum Widerstand gegen Gott hingerissen, so dass er sich seiner Gerechtigkeit in keiner Weise unterziehen kann. So bringt uns das Gesetz Tod und Verderben, solange es nur auf steinernen Tafeln geschrieben bleibt (2. Kor. 3, 3). Erst dann, wenn Gott durch seinen Geist die natürliche Verkehrtheit des Herzens ändert und umgestaltet, halten wir in treuem Ge-

horsam am Befehl Gottes fest; ohne das fände er bei uns nichts anderes als sündliche Triebe und ein Herz, das ganz zum Bösen geneigt ist. Denn es heißt deutlich, dass ein neuer Bund geschlossen werden muss, durch den Gott sein Gesetz in die Herzen eingräbt, sonst wäre er unwirksam und ungültig.

Wir kommen zum zweiten Punkt, nämlich der sündenvergebenden Gnade. Wenn sie auch gesündigt haben, sagt der Herr, so will ich ihnen doch verzeihen. Auch das ist ein rechtes Kern- und Hauptstück. Gott bildet uns nie so zum Gehorsam seiner Gerechtigkeit, dass nicht noch viele sündliche Regungen der fleischlichen Natur vorhanden wären. Vielmehr wird unsere natürliche Verderbnis nur zum Teil umgestaltet, so dass auch nachher noch schlechte Begierden hervorbrechen können. Daher denn jener Kampf, über den Paulus Röm. 7, 19 ff. klagt, dass die Frommen Gott nicht gehorchen, wie es sich gebührt, sondern auf mache Weise stolpern. Wie stark auch das Verlangen in uns ist, recht und heilig zu leben, so sind wir doch vor Gott des ewigen Todes schuldig, weil unser Leben von der Vollkommenheit des Gesetzes immer weit entfernt bleibt. Der Bund hat somit keine Festigkeit, wenn Gott uns nicht gnädiglich die Sünden vergibt. Das ist übrigens ein besonderes Vorrecht der Gläubigen, die den in Christus angebotenen Bund einmal fest ergriffen haben, dessen gewiss zu sein, dass Gott ihnen gnädig ist und dass die Sünde, deren sie sich schuldig gemacht haben, ihnen nicht schaden kann, da sie die Verheißung der Vergebung haben. Dabei ist zu bemerken, dass ihnen diese Verheißung nicht nur für einen Tag gilt, sondern bis zum Lebensende, so dass ihre Versöhnung mit Gott täglich in Kraft bleibt. Wahrlich, das ist unsers Glaubens einzige Freistätte; wenn wir nicht dorthin fliehen, bleibt uns nichts anderes als beständige Verzweiflung. Wir alle stehen unter der Anklage der Schuld und können nicht anders erlöst werden, als wenn wir bei Gottes gnädigem Erbarmen, das uns freispricht, Zuflucht suchen.

**Und sie sollen mein Volk sein** usw. Das ist die Wirkung des Bundes: Gott nimmt uns an als sein Volk und erklärt, unsers Heils Beschützer sein zu wollen. Dies nämlich liegt in dem Ausdruck: **Ich will ihr Gott sein**, da er ja nicht der Gott der Toten ist und uns durch die Aufnahme in seinen Schutz der Gerechtigkeit und des Lebens teilhaftig machen will. Mit Recht ruft daher David aus: Wohl dem Volke, des der Herr Gott ist (Ps. 144, 15; 33, 12).

Es darf keinem Zweifel unterliegen, dass wir das auf uns beziehen sollen. Die Israeliten stehen freilich an erster Stelle als die eigentlichen und rechtmäßigen Erben des Bundes; aber trotz ihrem Vorrang haben auch wir daran teil. Soweit überhaupt Christi Herrschaft reicht, erstreckt sich auch die Segenskraft dieses Bundes.

Man möchte vielleicht fragen, ob es denn nicht schon unter dem Gesetz eine sichere und wirksame Heilsverheißung gegeben habe. Waren denn die Väter, die mit aufrichtigem Herzen und reinem Gewissen Gott dienten, ohne Gnadenbeistand des Geistes, der sie innerlich leitete? Und bekamen nicht auch sie Gottes väterliche Güte in Vergebung der Sünden zu schmecken, so oft sie sich angesichts ihrer Mängel im Vertrauen auf sein gnädiges Verzeihen aufgerichtet haben? Nun aber hat es den Anschein, als ob ihnen der Apostel diese beiden Heilsgüter abspreche, indem er die Weissagung des Jeremia auf die Zeit der Erscheinung Christi deutet. Es soll nicht schlechthin geleugnet werden, dass Gott auch schon in alter Zeit das Gesetz den Seinen ins Herz geschrieben und ihnen die Sünden vergeben habe. Aber was ist jene anfängliche Erfahrung der Gnade, die die Väter unter dem Gesetze machen durften, im Vergleich mit der reichen Fülle unter Christi Herrschaft! Dort noch undeutliche und verhüllte Verheißungen, wie das Licht der Sterne und des Mondes, hier das Evangelium mit seinem hellen Glanz.

**V. 11. Und soll nicht lehren jemand seinen Nächsten.** Dieser Gedanke steht in enger Beziehung zu der Verheißung: „Ich will geben mein Gesetz in ihren Sinn.“ Der Geist Gottes wirkt in der Weise, dass er unsre Sinne erleuchtet zur Erkenntnis des Willens Gottes und unsere Herzen zum Gehorsam richtet. Denn die rechte Gotteserkenntnis ist eine Weisheit, die über menschliches Begreifen weit hinausgeht, und niemand kann zu ihr anders als durch innerlichste Geistesoffenbarung gelangen. So sagt auch Jesaja da, wo er von der Erneuerung der Kirche redet: alle Kinder Gottes werden von ihm gelehrt sein (Jes. 54, 13). Im gleichen Sinne will auch unsere Stelle verstanden sein: sie sollen mich kennen. Gott verheißt nämlich nichts, was wir aus uns selbst vermöchten, sondern was nur er allein uns geben kann. Unser Sinn ist blind und mangelt der rechten Einsicht, bis er durch Gottes Geist erleuchtet ist. Daher kann Gott nur von denen recht erkannt werden, die er einer besonderen Gnadenkundgebung gewürdigt hat.

**Von dem Kleinsten an bis zu dem Größten.** Wenn Gottes Gnadenfülle sich ergießt, so kommen keine Standesunterschiede in Betracht. Die Leute des gemeinen, ungebildeten Volkes können der himmlischen Weisheit teilhaftig werden, und die Großen und Edlen gelangen zu ihr nicht vermöge ihrer Scharfsinnigkeit und Gelehrsamkeit. So stellt Gott die Kleinsten und Niedrigsten mit den Größten auf die gleiche Stufe; sie alle haben einen und denselben Lehrmeister, den Geist. Wenn aber fanatische Menschen hieraus folgern, das äußere Predigtamt müsse in Christi Reich als überflüssig beseitigt werden, so ist die Widerlegung einer solch unsinnigen Behauptung nicht schwer. Man übersieht nämlich etwas, was besonders beachtenswert ist. Der Prophet stellt nicht ganz allgemein in Abrede, dass die einen die andern belehren werden, sondern er drückt sich so aus: sie sollen nicht lehren und sagen: Erkenne den Herrn; also mit andern Worten: die Menschen werden nicht mehr wie früher über Gott in völliger Unwissenheit sein. Die Belehrung hat aber, wie wir wissen, einen doppelten Zweck. Erstlich soll sie denen, die noch ganz unwissend sind, die ersten Anfangsgründe vermitteln; sodann soll sie die, die schon einiges Verständnis haben, in ihrer Erkenntnis fördern. Christen müssen, solange sie leben, Fortschritte machen, und sicher ist keiner so weise, dass er der Belehrung nicht mehr bedürfte. Die Willigkeit zu lernen soll eins der ersten Kennzeichen unserer Weisheit sein. Im Hinblick auf dieses Fortschreiten in der Erkenntnis bei denen, die Christi Schüler sein wollen, nennt Paulus im Epheserbrief (4, 11) unter den verschiedenen Ämtern auch das der Hirten und Lehrer. Daraus geht hervor, dass der Prophet nichts weniger im Sinn haben konnte, als die Kirche eines so notwendigen Dienstes zu berauben. Er wollte bloß sagen, dass Gott sich den Geringen wie den Großen kundgeben werde. So hat es auch Joel (3, 1. 2) verheißen. Nebenbei merke man sich auch, dass das Licht der gesunden Erkenntnis als der Kirche eigentümlich verheißen ist. Diese Stelle leidet daher nur auf die Genossen des Glaubens Anwendung.

V. 13. **Indem er sagt: Ein neues** usw. Das eine steht fest, mithin muss das andere, das zum ersten im Gegensatz steht, fallen. Der Name „altes Testament“ dient dem Apostel zum Beweis, dass es aufgehoben werden musste; denn was alt ist, geht dem Verfall entgegen. An die Stelle jenes Früheren sollte ein Neues treten, das, wie gesagt, anderer Art ist. Wenn also der ganze mosaische Dienst, sofern er dem Dienst Christi entgegensteht, hinfällig wird, so hören auch die Zeremonien auf.





## Kapitel 9.

V. 1. **Es hatte zwar auch das erste** Testament usw. Der Verfasser wendet das von der Veränderlichkeit des alten Testaments im Allgemeinen Gesagte jetzt im Besonderen auf das Zeremoniewesen an. Seine Absicht dabei ist die, zu zeigen, wie auch in dieser Hinsicht alles auf die Erscheinung Christi hinweist. Zuerst sagt er, im alten Testament sei eine bestimmte Ordnung des Gottesdienstes vorhanden gewesen, und zwar in eigentümlicher Anpassung an jene Zeit. Eine nachfolgende Vergleichung soll sodann alle jene im Gesetz vorgeschriebenen Gebräuche nach ihrer tieferen und eigentlichen Bedeutung klar machen.

**Rechte des Gottesdienstes.** Zum alten Testament gehörte jene ganz Art und Weise des Gottesdienstes, die in Opfern, Reinigungen und sonstigen sinnbildlichen Handlungen bestand und ans Heiligtum gebunden war.

**Das äußerlich, irdische Heiligtum** wird es genannt, weil jene Dinge noch nicht der vollkommene Ausdruck der himmlischen Wahrheit waren. Wenn es auch dem ursprünglichen Vorbild, das Mose gezeigt wurde, nachgebildet war, so ist doch ein Unterschied zwischen dem Abbild und dem Urbild, besonders wenn beides, wie hier, einander zur Vergleichung gegenübergestellt wird. Daher war das Heiligtum an sich zwar irdisch und wird mit Recht zu den vergänglichen, äußerlichen Dingen gezählt; himmlisch aber war es nach seiner sinnbildlichen Bedeutung.

V. 2. **Denn es war da aufgerichtet** usw. Weil der Apostel die Einrichtung der Stiftshütte hier nur kurz berührt und nicht länger dabei verweilt, als es sein Zweck mit sich bringt, so gehe auch ich auf eine genaue Erklärung absichtlich nicht ein. Es genügt, wenn wir die drei Teile der Stiftshütte auseinanderhalten: den Vorhof des Volkes, das Heilige und das Allerheiligste. Im Heiligen, wohin man aus dem Vorhof zunächst gelangte, waren **der Leuchter und der Tisch mit den Schaubroten**. Es folgte dann jener innerste Teil, das Allerheiligste, das vollständig den Blicken des Volkes entzogen war, ja sogar denen der Priester, die im Heiligen dienten. Denn wie ein Vorhang das Heilige nach dem Vorhof hin abschloss, so trennte ein zweiter Vorhang die Priester vom Allerheiligsten. Der Apostel sagt, dass dort das Räuchfass oder, wie ich ihn eher noch verstehen möchte, der Räucheraltar

selbst gewesen sei. Sodann die **Bundeslade** mit ihrem Deckel, die beiden Cherubim, **der güldene Krug mit dem Manna, die Rute Aarons und die beiden Tafeln** . So weit geht der Apostel in der Beschreibung der Hütte. Was er übrigens von dem Krug sagt, in den Mose das Manna gelegt, und von der gründenden Rute Aarons, dass sie mit den beiden Tafeln in der Lade gewesen seien, scheint im Widerspruch zu stehen mit der Überlieferung der heiligen Geschichte (1. Kön. 8, 9), wonach nichts anderes in der Lade war, als nur die beiden Tafeln. Diese beiden Stellen können sich aber leicht miteinander vertragen. Gott hatte befohlen, den Krug und die Rute Aarons vor dem Zeugnis niederzulegen. Es ist daher wahrscheinlich, dass sie zugleich mit den Tafeln in der Lade waren. Beim Bau des Tempels aber wurde jedem sein besonderer Platz angewiesen. Dass in der Lade nur die beiden Tafeln waren, erwähnt der Geschichtsschreiber offenbar nur deshalb, weil es damals so neu geordnet wurde.

V. 5. **Von welchen Dingen jetzt** usw. Da die Neugier der Menschen immer mehr wissen möchte, so bricht der Apostel allen spitzfindigen Fragen gegenüber, die sich auf Widersprüche mit der tatsächlichen Einrichtung beziehen, kurz ab, um nicht durch eine längere Auseinandersetzung den Zusammenhang zu zerreißen. Darum wäre es unnützer Zeitverlust, wollte man dem Rat des Apostels zuwider allzu grübelnd dabei verweilen. Wir haben hier unser Augenmerk auf die Hauptsache zu richten. Über das richtige Maß hinaus zu spekulieren, wie einige es tun, ist zudem nicht bloß unnützlich, sondern sogar gefährlich. Es gibt sonst genug Dinge, die nicht dunkel sind und die dazu dienen, uns im Glauben zu erbauen. Darum muss man vorsichtig sein und in aller Nüchternheit nicht mehr wissen wollen, als Gott zu offenbaren für gut fand.

V. 6. **Da nun solches also zugerichtet war** usw. Mit Weglassung von allem Übrigen hebt der Apostel den Hauptpunkt heraus. Die **Priester** , die den heiligen Dienst verrichteten, pflegten täglich in die vordere Hütte zu gehen; aber ins Allerheiligste ging einmal im Jahr der Hohepriester mit dem heiligen Sühnopfer. Hieraus folgt, dass, solange jene Hütte bestand, das Heiligtum verschlossen blieb und erst durch ihre Beseitigung uns ein freier Zugang zum Reiche Gottes gegeben ist. Wie wir sehen, wies also schon die äußere Anlage der Stiftshütte die Juden auf einen zukünftigen, vollendeteren Zustand hin. Wie töricht handeln darum die, welche durch zähes Fest-

halten an den schattenhaften Vorbildern des Gesetzes sich selber im Wege stehen! Der Stiftshütte wird gleich nachher das geistliche Heiligtum Christi gegenübergestellt. Jene ist zu unserm größten Heil abgebrochen, weil durch ihre Trümmer hindurch uns erst ein vertrauter Zugang zu Gott gebahnt ist.

**V. 7. Für seine und des Volkes Versehen.** Dieser Ausdruck bezeichnet ursprünglich einen Fehler aus Irrtum und Unwissenheit, dann aber überhaupt Sünde jeder Art. Denn es ist wahr, dass wir nie sündigen, ohne durch des Satans Lockungen hintergangen zu sein. Der Apostel denkt freilich nicht nur an Versehen aus Unwissenheit im gewöhnlichen Sinn des Wortes, sondern ebenso sehr an die wissentlichen Sünden, weil, wie gesagt, bei jeder Sünde Irrtum vorhanden ist. Wenn sich einer seines sündlichen Handelns auch vollkommen bewusst ist, so muss er doch durch die böse Lust völlig geblendet sein, dass er das gesunde Urteil verlieren, ja sich selbst und Gott vergessen kann. Nie würden sich die Menschen absichtlich in ihr eigenes Verderben stürzen, wenn sie nicht, in des Satans Betrügereien verflochten, um ihr gesundes Denken gekommen wären.

**V. 9. Welche ist ein Gleichnis** usw. Gleichnis hat hier nach meiner Ansicht den gleichen Sinn wie Abbild. Jene Hütte war der Schattenriss des himmlischen Vorbildes und hatte die Aufgabe, auf dieses hinzuweisen. Gerade so verhält es sich mit einem Porträt, das wir nicht sehen können, ohne zugleich an die dargestellte Person zu denken.

Die **gegenwärtige Zeit** ist die Zeit der äußerlichen Gesetzesbeobachtung. Damit ist dem Gleichnis nur eine vorübergehende Bedeutung zugesprochen. Dies geschieht auch nachher (V. 10), wo ausdrücklich gesagt wird, alle Zeremonien seien bis auf die Zeit der Besserung aufgelegt. Es ist nicht unrichtig, wenn der Apostel die Zeit, wo **Gaben und Opfer geopfert werden**, als die gegenwärtige bezeichnet. Denn weil er sich an Leute aus dem Volke der Juden wendet, stellt er sich an ihren Platz, wie wenn er auch zu denen gehörte, die opfern. Gaben und Opfer unterscheiden sich so voneinander, dass mit den Opfern eine bestimmte Art von Gaben bezeichnet ist.

**Vollkommen machen**, oder nach dem Zusammenhang wohl eher: „heiligen“ **nach dem Gewissen**. Die Wirkung jener Opfer dringt nicht ins Herz hinein, so dass es zu einer wahren Heiligung käme. Zum besseren Verständnis dessen, was der Apostel meint, ist zu beachten der Gegensatz von

Fleisch und Gewissen. Alle jene Satzungen waren fleischlich. Damit soll zwar nicht gesagt sein, dass sie die Menschen bloß zu einem ehrbaren und anständigen Leben haben erziehen sollen oder gar bloß zur Reinigung und Heiligung des Leibes dienten. Der Apostel sieht in ihnen vielmehr bedeutungsvolle Sinnbilder. Aber in die Seelen hinein drang ihre Wirkung nicht. So wahrhaftig sie auch auf eine vollkommene Heiligkeit hinwiesen, waren sie doch weit davon entfernt, diese selber den Menschen zu bringen. Durch ihre Hilfe sollten die Gläubigen zu Christus geführt werden, damit sie bei ihm suchen möchten, was den Sinnbildern abging. Wer etwa fragt, warum der Apostel von den göttlich eingesetzten Ordnungen und Satzungen so wenig ehrend, ja fast verächtlich spricht und ihnen keine Kraft zuschreibt, dem ist zu antworten, dass hier davon die Rede ist, was sie ohne Christus sind. Wir wissen aber, dass, wie auch Paulus (Gal. 4, 9) sagt, die irdischen Satzungen, für sich allein genommen, schwach und dürftig sind.

Der Ausdruck „**Zeit der Besserung**“ erklärt sich aus der Weissagung des Jeremia (31, 31). Das neue Testament sollte an die Stelle des alten etwas Besseres setzen. **Speise und Trank** und dergleichen bedeutungslose Dinge werden ausdrücklich erwähnt, weil man im Hinblick auf so geringfügige Vorschriften umso sicherer zur Erkenntnis kommen musste, wie weit das Gesetz von der Vollkommenheit des Evangeliums entfernt sei.

V. 11. **Christus aber ist kommen** usw. Jetzt richtet sich der Blick von jenen gesetzlichen Bestimmungen weg auf die Wahrheit, die ihnen zu Grunde liegt. Wer glaubt, dass in Christus zur wahren Darstellung gekommen ist, was unter dem Gesetz nur als Schatten zu erkennen war, der lässt den Schatten gern fahren und ergreift in Christus die ewige Wahrheit. Besonders wichtig sind die Stellen, wo Christus mit dem Hohenpriester der alten Zeit verglichen wird. Schon V. 7 war gesagt, dass nur der Hohepriester einmal im Jahr ins Heiligtum gehen durfte mit dem Blut der Versöhnung. Wegen seiner einzigartigen Würde und Stellung kann Christus sehr passend mit dem Hohenpriester verglichen werden, nur hat er uns mit seinem Kommen ewige Güter gebracht. Sein Priestertum ist ewig. Für beide sodann ging der Weg ins Allerheiligste durch das Heilige; aber nur Christus ist in den Himmel eingegangen durch den Tempel seines Leibes. Wenn bloß einmal im Jahr das Allerheiligste dem Hohenpriester offen stand zur Vornahme der feierlichen Versöhnung, so war auch darin das einzige Opfer Christi dunkel

vorgebildet. Beiden galt also jenes „einmal“, aber dem irdischen Priester nur für den Zeitraum eines Jahres, dem himmlischen aber für alle Zeit bis an der Welt Ende. Beide hatten es mit Darbringung von Blut zu tun; aber gerade da besteht ein großer Unterschied, weil Christus nicht das Blut von Tieren, sondern sein eigenes dargebracht hat. Beide brachten Versöhnung; aber jene unter dem Gesetz vollzogene musste, weil unwirksam, jährlich wiederholt werden, die Versöhnung aber, die Christus uns erworben hat, gilt für alle Zeit und hat uns ewiges Heil verschafft. Fast in jedem Wort liegt somit eine Wahrheit von großer Bedeutung.

Die **zukünftigen Güter** sind die ewigen Güter. Ihnen stehen gegenüber die vergänglichen Sinnbilder der gegenwärtigen Zeit (V. 9). Christi Priestertum verschafft uns den Eingang ins himmlische Gottesreich und schenkt uns ewige Gerechtigkeit und Seligkeit, so dass wir unmöglich etwas Besseres wünschen können. Über Christus hinaus brauchen wir daher nicht zu gehen, da wir bei ihm alles finden.

**Durch eine größere und vollkommener Hütte.** Diese Stelle wird zwar verschieden erklärt, aber für mich unterliegt es keinem Zweifel, dass hier vom Leibe Christi die Rede ist. Wie nämlich einst der alttestamentliche Hohepriester durchs Heilige gehen musste, um ins Allerheiligste zu gelangen, so ist Christus durch seinen Leib zur himmlischen Herrlichkeit eingegangen. Er hat sich in unser Fleisch gekleidet und im Fleisch gelitten, um als unser rechtmäßiger Vertreter zu unsern Gunsten vor Gott erscheinen zu können. Nun ist es ein durchaus passendes und schönes Bild, wenn Christi Leib ein Heiligtum genannt wird. Er ist ja der Tempel, darin Gottes ganze Majestät gewohnt hat. Mit Recht kann sodann gesagt werden, dass er durch seinen Leib zum Himmel eingegangen sei. Hat er sich doch in jenem Leibe Gott geweiht. In ihm ist er geheiligt worden als ein vollkommener Gerechter, in ihm hat er sich auf das bevorstehende Opfer zugerüstet. Schließlich hat er sich in ihm völlig entäußert und den Kreuzestod erduldet: darum hat ihn Gott auch erhöht und hat ihm einen Namen gegeben, der über alle Namen ist, dass in seinem Namen sich beugen sollen aller Knie usw. (Phil. 2, 7 – 10). Es kann aber auffallen, dass vom Leib Christi gesagt wird, er sei **nicht von dieser Schöpfung**. Sicher war er doch aus Abrahams Samen und dem Leiden und dem Tod unterworfen. Ich antworte darauf, dass es sich hier nicht um den Leib nach seiner äußeren Erscheinung handelt, sondern

um die geistliche Kraft, die von ihm auf uns überströmt. Insofern Christi Leib lebenweckende Kraft hat und eine Himmelspeise ist für die Seele, insofern sein Blut ein geistlicher Trank und ein reinigendes Bad ist, darf man sich darunter nichts Irdisches und Stoffliches vorstellen. Sodann muss man sich vergegenwärtigen, dass dies im Gegensatz zur Stiftshütte des alten Bundes gesagt ist, die aus Holz, Erz, Fellen, mannigfachen Teppichen, Gold und Silber gemacht war, also aus vergänglichen Stoffen. Christi Leib aber ist durchweht von Gottes Kraft, so dass er ein lebendiger und geistlicher Tempel ist.

V. 12. **Auch nicht durch der Böcke oder Kälber Blut.** Der Hauptgedanke ist immer der: was in Christus uns gegeben ist, übertrifft alle Sinnbilder des Gesetzes so sehr, dass sie füglich jede Bedeutung verlieren. Was für einen Wert hätte Christi Blut, wenn es dem Blut von Tieren gleichzustellen wäre? Was wäre die Versöhnung durch seinen Tod, wenn die gesetzlichen Reinigungen gleiche Kraft besäßen? Sobald also die Erlösung durch den Tod Christi geschehen war, mussten alle Sinnbilder aufhören.

V. 13. **Denn so der Ochsen und der Böcke Blut** usw. Die heiligen Opferhandlungen waren vermöge ihrer sinnbildlichen Bedeutung dazu bestimmt, zu Christus zu führen und auf das ewigen Seelenheil, das wir in ihm finden, hinzuweisen. Wenn schon das Blut der Tiere die wahre Reinigung auf geheimnisvolle Weise abbildete, wie viel mehr wird Christus selbst, der die Wahrheit ist, die Reinigung nicht bloß durch eine heilige Handlung äußerlich bezeugen, sondern in Wirklichkeit den Gewissen vermitteln. Geschlossen wird also von den Zeichen auf die Sache selbst, indem die vollendete Tatsache die bloß sinnbildlich dargestellte Wahrheit um ein bedeutendes übertrifft.

V. 14. **Durch den ewigen Geist.** Hier wird deutlich gezeigt, worin die Bedeutung des Todes Christi liegt, nämlich nicht im äußeren Geschehen, sondern in der Wirkung des Geistes. Durch den Geist hat sein Tod, den er als Mensch erduldet, für uns Heilsbedeutung erlangt; denn das Opfer, das eine ewige Versöhnung zustande brachte, war mehr als bloß menschliches Werk. Daher wird auch der Geist ewig genannt, damit wir wissen, die Versöhnung, die er bewirkt, sei ewig gültig. Die Bezeichnung **ohne allen Fehl** erinnert an die gesetzliche Bestimmung, wonach die Opfertiere vollkommen und ohne Fehl sein mussten. Aber Christus ist das einzig rechte Opfer, das Gott

gefallen konnte. Bei den andern konnte immer mit Recht etwas vermisst werden, daher auch früher (8, 7) vom alten Bund gesagt war, er sei nicht untadelig gewesen. Dieses Opfer aber war das allervollkommenste.

Von **toten Werken** ist die Rede, weil sie zum Tode führen oder Äußerungen eines Todeszustandes sind. Denn da das Leben unsrer Seele darin besteht, mit Gott Gemeinschaft zu haben, so sind Menschen, die durch Sünde von Gott getrennt sind, in Wahrheit für tot zu halten.

Zu beachten ist das Ziel der Reinigung: **zu dienen dem lebendigen Gott**. Wir werden ja nicht durch Christus gewaschen, um dann von neuem uns zu verunreinigen, vielmehr soll unsre Reinheit der Ehre Gottes dienen. Aber auch umgekehrt ist es uns erst dann möglich, Gott Wohlgefälliges zu vollbringen, wenn wir durch Christi Blut gereinigt sind. Denn vor unsrer Erlösung mit Gott sind wir alle seine Feinde und darum unsre Werke ihm verhasst. Der wahre Gottesdienst nimmt daher mit der Versöhnung seinen Anfang. Weil ferner kein Werk so vollkommen rein und ohne jeden Flecken ist, dass es ohne weiteres Gott gefallen könnte, so ist die Reinigung durch das Blut Christi immer wieder nötig, um alle Flecken zu tilgen. Überaus sinnig ist die Gegenüberstellung des lebendigen Gottes und der toten Werke.

V. 15. **Und darum ist er auch ein Mittler des neuen Testaments.** Wir haben jetzt keinen anderen Hohenpriester mehr nötig, weil Christus es in vollkommener Weise ist. Auch schließt der Ehrentitel Mittler, den Christus erhält, aus, dass es andere zugleich mit ihm seien. Dies wird noch bekräftigt durch die Art und Weise, wie er sein Mittleramt vollendet hat, nämlich **durch den Tod**. Wenn dies im Gegensatz zu allen anderen nur bei Christus zutrifft, so folgt daraus, dass er allein der wahre Mittler ist. Zudem werden wir an die Kraft und Wirkung seines Todes erinnert, wenn es heißt, der Preis sei bezahlt worden für die Sünden, die unter dem ersten Testament durch der Tiere Blut nicht getilgt werden konnten. Das sollte den israelitischen Lesern klar machen, dass das Gesetz für sie kein letzter Ruheort sein dürfe. Denn wenn das Gesetz so kraftlos ist, dass seine Sühnmittel doch keine wahre Erlösung von den Übertretungen bringen, wer möchte sich dann nicht Christus zuwenden, der uns von der beständigen Angst unter dem Gesetz befreit? Die Handschrift ist ausgetilgt, die wider uns war (Kol. 2, 14). Freilich sagt schon David: Wohl dem Menschen, dem der Herr die



Missetat nicht zurechnet (Ps. 32, 2). Aber um diese Seligpreisung auf sich beziehen zu können, muss man die Augen vom Gesetz weg auf Christus richten; denn solange man unter dem Gesetz steht, wird man von der Anklage nicht los.

**Die, so berufen sind, das verheißene ewige Erbe empfangen.** Der Bund, den Gott mit uns gemacht hat, stellt uns in Aussicht, dass wir als seine Kinder das ewige Leben ererben. Wenn wir dieses herrliche Ziel erreichen, so haben wir es Christus zu verdanken. Nur infolge seines Todes steht es unerschütterlich fest, dass uns die Verheißung des ewigen Lebens gilt. Verheißungen war es freilich einst schon den Vätern, und von Anfang an handelte es sich um das gleiche Erbe der Kinder Gottes. Aber in den eigentlichen Besitz kommen wir nur durch Christi Blut. Die hebräischen Leser sollten den Ausdruck „berufen“ vor allem auf sich selber beziehen und es als eine besondere Gnade erkennen, dass ihnen die Erkenntnis Christi zuteil ward. Einen Schatz von so unvergleichlichem Wert dürfen wir nicht gleichgültig beiseitesetzen, indem wir unseren Sinn auf etwas anderes lenken.

**V. 16. Denn wo ein Testament ist** usw. Weil im Griechischen ein und dasselbe Wort beides bezeichnet: Bund und Testament, so erklärt der Apostel mit Anlehnung an die zweite Bedeutung, die Verheißungen hätten erst dadurch, dass sie durch Christi Tod besiegelt wurden, in Kraft treten können, wie ja auch ein Erbvermächtnis gewöhnlicher Art erst durch den Tod des Testators Gültigkeit erlangt. Man wende nicht dagegen ein, dass es sich in Wirklichkeit nicht um ein Testament, sondern um einen Bund handle, den Gott mit seinem Volk geschlossen hat. Denn eine Ähnlichkeit dieses Bundes mit einem Testament war tatsächlich darin vorhanden, dass er mit Blut bekräftigt wurde. So hatte schon der Gesetzesbund das Vergießen von Blut zur Voraussetzung seiner Gültigkeit, gleich also einem Testament darin, dass er, um wirksam zu werden, auf die Tatsache eines geschehenen Todes sich gründete. Und nun sind ja alle Sinnbilder, deren sich Gott bedient, mit weisem Bedacht als Hindeutung auf das Wesen der Sache selber gewählt. Darum kann auch der wahre Bund Gottes seiner Natur und Bedingung nach zutreffend mit einem Testament verglichen werden.

**V. 18. Daher auch das erste nicht ohne Blut eingeweiht ward.** Es liegt dem Apostel daran, zu zeigen, dass schon der alte Bund das Opfer des Lebens forderte. Aber der ewige Bund war da noch nicht, wo Tierblut vergos-

sen werden musste. Die Darstellung der feierlichen Besprengung aus Anlass des Bundesopfers schließt sich an 2. Mose 24, 3 – 8 an.

Zuerst heißt es allgemein, der Bund sei „geweiht“ worden. Dies geschah nicht, weil ihm von vornherein die Heiligkeit gefehlt hätte, sondern um der Menschen willen, weil nichts so heilig ist, das nicht durch ihre Unreinheit befleckt werden könnte. Darum muss Gott alles vor Einweihung und Befleckung durch die Menschen schützen. Nachher wird gesagt, dass die Hütte mit all ihrem Gerät (V. 21), ja sogar das Buch des Gesetzes (V. 19) besprengt worden sei. So lernte schon damals das Volk das Blut als das unumgänglich notwendige Mittel kennen, ohne das es bei Gott kein Heil für uns und auf unserer Seite keinen wahren Gottesdienst geben kann. Wir müssten mit Recht vor der göttlichen Majestät erschrecken und fänden, wollten wir uns ihr nahen, keinen Ausweg vom Verderben, wenn wir nicht die Versöhnung durch Christi Blut hätten. Und auch alle unsere Gottesdienste wären unrein und befleckt ohne die Besprengung mit seinem Blut. Die Stiftshütte war gleichsam ein Bild des unsichtbaren Gottes und ihr Gerät ein Sinnbild des wahren Gottesdienstes. Wenn nun das Heil des Volkes erforderte, dass das alles mit Blut besprengt werde, so folgt daraus, dass es für uns ohne Christi Blut keinen Verkehr mit Gott gibt.

**V. 20. Das ist das Blut des Testaments.** Das Testament, das Gott verordnet hat, und das Blut, das zu seiner Bestätigung dient, gehören also unzertrennlich zusammen. Ohne Blut war das Testament nicht gültig, und ohne das Testament hatte das Blut keine versöhnende Kraft.

**Das Gott euch geboten hat.** Beachte, wie dem Zeichen und Sinnbild das Wort und Gebot voranging und klar und deutlich, nicht nach Art heidnischen Priestergemurmels, ausgesprochen wurde: galten doch jene Bundesworte dem Volk. Es ist also ein Missbrauch der Sakramente und eine gottlose Entstellung, wenn sie verwaltet werden ohne Rücksicht darauf, ob der Zweck der göttlichen Verordnung verstanden werde. Man raubt dem Sakrament damit die Seele; was übrigbleibt, sind nur tote, kraftlose Zeichen. Aus dieser Stelle geht aber auch hervor, dass alle Verheißungen Gottes erst durch Christi Blut ihre Bestätigung erhalten. Wenn, wie Paulus (2. Kor. 1, 20) bezeugt, alle Gottesverheißungen in Christus Ja und Amen sind, so ist es eben das Blut Christi, das diesen Verheißungen in unseren Herzen das Siegel aufdrückt. Wir hören nicht bloß Gottes Stimme, sondern haben

Christus zum sicheren Pfand, das uns die Verheißung bestätigt. Wir würden Gottes Wort mit viel größerer Ehrfurcht betrachten, wenn wir daran dächten, dass es nicht mit Tinte, sondern mit Christi Blut geschrieben ist. Und viel aufmerksamer würden wir der Predigt des Evangeliums zuhören, wenn wir dabei im Geiste jenes heilige Blut fließen sähen.

Die Besprengung durch Mose stellte diese Wahrheit einst sinnbildlich dar. Die Schilderung unseres Briefes geht in einigem über den Bericht im zweiten Buch Mose hinaus. Es wird nämlich gesagt, dass nicht nur das Volk, sondern auch das Buch besprengt worden sei. Neu ist auch die Erwähnung von Bocksblut und Wasser, von Scharlachwolle und Ysop. Was zunächst die Besprengung des Buches betrifft, so erwähnt der alttestamentliche Bericht nur, dass Mose nach vollbrachtem Opfer das Buch nahm und vor dem Volke las, worauf sich das Volk zum Gehorsam gegen Gott feierlich verpflichten ließ. Die Hinzufügung des übrigen erklärt sich daraus, dass der Apostel die verschiedenen, im Gesetz vorgeschriebenen Arten der Reinigung mit im Auge gehabt hat (vgl. 4. Mose 19, 6. 17 f. und 3. Mose 14, 2 ff.), was leicht begreiflich ist, da es sich hier um die Bedeutung der alttestamentlichen Reinigung durch Blut im Allgemeinen handelt. Der aus dem Ysop und der Scharlachwolle verfertigte Besprengungswedel war zudem geeignet, die innere Reinigung durch den heiligen Geist darzustellen. Der Ysop war bekanntlich ein Mittel von starker, reinigender Wirkung. Wie sich der Priester bei der Besprengung mit Blut des Ysopbüschels bediente, so reinigt uns Christus mit seinem Blut durch den Geist. Durch ihn schafft er in uns eine aufrichtige Buße, durch ihn überwindet er in uns die verkehrten Triebe und sündlichen Leidenschaften, durch ihn lässt er uns teilhaben an seiner Gerechtigkeit. Gott hatte nicht ohne Absicht solche Reinigungsmittel verordnet. An ihre geistliche Bedeutung denkt auch David, wenn er sagt; Entsündige mich mit Ysop, dass ich rein werde (Ps. 51, 9). So viel mag für eine nüchterne Art der Schriftbetrachtung genügen.

**V. 22. Und es wird fast alles mit Blut gereinigt.** Das beigegefügte „fast“ scheint auf andere Arten der Reinigung, z. B. durchs Wasser, hinzuweisen. Aber auch das Wasser hat die reinigende Kraft nur durch die Opfer erhalten, so dass mit Recht schließlich gesagt wird: ohne Blutvergießen geschieht keine Vergebung. Was nicht durchs Opfer gereinigt war, blieb unrein. Das galt so allgemein und ausnahmslos wie die Regel: ohne Christus, nämlich

ohne das Opfer seines Todes, keine Versöhnung und kein Heil. Wenn also in einzelnen Fällen die Reinigung sich ohne Anwendung von Blut vollzog, so lag auch dann die reinigende Kraft im Blut, indem von dieser wichtigsten Art der Versöhnung eine Wirkung ausging, die sich allen religiösen Handlungen mitteilte. So war es z. B. bei der großen Menge des Volkes damals nicht möglich, dass jeder einzelne besprengt wurde, und doch hatten alle teil an der Reinigung. Die Vorbilder des Gesetzes weisen in dieser Beziehung durchaus keine Unvollkommenheit auf.

**Es geschieht keine Vergebung.** Da es nur ein Mittel der Versöhnung gibt, nämlich die Darbringung von Blut, so sind die Menschen ohne dieses Mittel von Gottes Gegenwart ausgeschlossen und können keine Gnade von ihm erwarten, auf keine Vergebung der Sünden hoffen. Darum bleibt uns nichts anderes übrig, als im Glauben unsere Zuflucht zu Christi Tod zu nehmen.

**V. 23. Der himmlischen Dinge Vorbilder.** Dem Einwand, dass das alte Testament mit anderem Blut als dem des Stifters geweiht worden ist, begegnet der Apostel im Hinweis darauf, dass es sich hier um die irdischen Vorbilder handle. Da ist es nicht zu verwundern, dass die Stiftshütte bloß mit dem Blut von Tieren geweiht wurde. Die Reinigung richtete sich nach dem Gegenstand, der gereinigt werden sollte. Das himmlische Urbild freilich musste ganz anders geweiht werden. Da kann nun nicht mehr von Kälber- und Bocksblut die Rede sein. Seiner Würde und Heiligkeit entsprach etwas viel Herrlicheres. Sollte das Testament wahrhaft bekräftigt werden und ewige Gültigkeit erlangen, so musste der sterben, der es gemacht hatte.

**Himmlische Dinge.** So wird das Reich Christi bezeichnet in Hinsicht auf seine geistliche Art und die Offenbarung göttlicher Wahrheit, die in ihm zu erkennen ist. **Bessere Opfer.** Die Mehrzahl erklärt sich daraus, dass das Opfer Christi, das allein hier in Betracht kommt, den früheren Opfern gegenübergestellt wird.

**V. 24. Denn Christus ist ... eingegangen** usw. Der vorhergehende Vers erhält hier seine Bekräftigung. Dort war die Rede vom wahren, d. h. himmlischen Heiligtum; hier heißt es nun, Christus sei in dieses eingegangen. Daher wird auch eine dementsprechende Bestätigung erfordert.

**Nicht ... mit Händen gemacht.** So wird das Heiligtum bezeichnet, weil es nicht zu den vergänglichen Dingen dieser Welt gerechnet werden darf. Denn nicht der Himmel, den wir mit unseren Augen sehen, an welchem die Sterne leuchten, ist gemeint, sondern das herrliche Gottesreich, hoch über allen Himmeln.

Das alttestamentliche Heiligtum heißt **Gegenbild** oder Abbild des wahrhaftigen, geistlichen; denn in ihm spiegelte sich Unsichtbares ab. Mit dem gleichen Wort haben die Kirchenväter bisweilen die Sakramente bezeichnet, geschickt und zutreffend damit andeutend, dass jedes Sakrament ein sichtbares Zeichen für unsichtbare Güter ist.

**Nun zu erscheinen vor dem Angesichte Gottes.** So trat einst der jüdische Priester im Namen des Volkes vor Gottes Angesicht; was aber damals Sinnbild war, ist in Christus volle Wirklichkeit geworden. Die Bundeslade war ein Symbol der göttlichen Gegenwart, Christus aber ist wahrhaftig vor Gottes Angesicht erschienen, um für uns Gnade zu erlangen. Wie sollten wir uns nun fürchten, vor Gottes Richterstuhl zu treten, da wir einen solchen Fürsprecher haben, auf dessen treue Fürsorge wir uns getrost verlassen können! Jedes Mal, wenn wir von seiner Himmelfahrt hören, soll es uns zum Bewusstsein kommen, was für Nutzen wir von seiner Fürsprache beim Vater haben.

V. 25. **Auch nicht, dass er sich oftmals opfere.** Wie kann er denn Priester sein, wenn er nicht mehr opfert? Antwort: es handelt sich beim priesterlichen Amt niemals um ein ununterbrochenes Darbringen von Opfern. Alle im Gesetz vorgeschriebenen Opfer hatten ihre besonderen Tage, ja ihre bestimmten Stunden am Morgen oder am Abend. Das einzige Opfer Christi, das er ein für alle Mal dargebracht hat, ist seiner Kraft und Wirkung nach jetzt und für alle Zeit gültig. Darum darf uns nicht wundern, dass kraft dieses Opfers sein Priestertum ewig bestätigt ist. Auch hier wieder wird der Unterschied zwischen Christus und dem jüdischen Priester offenbar. Von der Vorzüglichkeit des Heiligtums war vorhin schon die Rede. Jetzt werden wir auf die Verschiedenheit des Opfers aufmerksam gemacht. Christus hat sich selbst und nicht ein Tieropfer dargebracht. Sein Opfer wird nicht wiederholt, während die gesetzlichen Opfer häufig, ja fast beständig wiederholt werden mussten.

V. 26. **Sonst hätte er oft müssen leiden.** Die Vorstellung, als sei es mit dem einzigen Opfer Christi noch nicht genug, würde zu ganz ungereimten Schlüssen führen. Er hätte, da mit dem Opfer stets der Tod verbunden war, mehr als einmal, ja oft sterben müssen. Kann man sich etwas Ungereimteres denken? Die Wirkung des einzigen Opfers muss also ewig und für alle Zeiten gültig sein.

**Von Anfang der Welt her.** So lange die Welt besteht, hat es Sünde gegeben, die gesühnt werden musste. Wenn die Wirkung des Opfers Christi nicht auch allen früheren Jahrhunderten zu gut kam, so hätte ja keiner der alttestamentlichen Frommen selig werden können. Sie waren als Sünder unter Gottes Zorn und könnten ohne ein Mittel der Versöhnung vor dem Gericht nicht bestehen. Christus aber hat dadurch, dass er einmal litt, alles getan, was den Menschen Gottes Gnade zuwendet. Sein Tod ist das Opfer für alle Zeiten, von Anfang der Welt bis zum Ende.

**Nun aber am Ende der Welt** usw. Ende oder besser „Vollendung“ der Welt wird das genannt, was Gal. 4, 4 „Fülle der Zeit“ heißt. Die Zeit war nach Gottes ewigem Ratschluss gleichsam zur Reife gekommen. Dadurch wird allen neugierigen Fragen ein Riegel vorgeschoben: warum es nicht früher geschah; warum gerade zu dieser Zeit und nicht zu einer anderen. Wir sollen uns Gottes verborgenen Ratschluss gefallen lassen, auch wenn wir seine Absicht dabei nicht einzusehen vermögen. Es war, wie uns der Apostel versichert, gerade die rechte Zeit, als Christus, von Gott dazu gesandt, für uns den Tod erlitten hat. Er, der alle Dinge auf die rechte Weise lenkt, hat auch den Lauf der Zeiten in seiner Hand, und was er darin anordnet, geschieht nach seiner höchsten Weisheit, wenn sie uns auch oft verborgen bleibt. Zudem lässt uns der Ausdruck „Vollendung“ an die Unvollkommenheit der vergangenen Zeit denken. Denn Gott hatte das alttestamentliche Volk so aufs Warten angewiesen, dass die Unfertigkeit des Zustandes mit Händen zu greifen war. Daher sagt Paulus (1. Kor. 10, 11): das Ende der Welt sei auf uns gekommen, womit er darauf hindeutet, dass Christi Reich alle Dinge zur Vollendung gebracht habe. Weil also die Fülle der Zeit mit der Erscheinung Christi zur Sühne für die Sünden herbeigekommen ist, so geschieht ihm großes Unrecht, wenn man sein Opfer erneuern und wiederholen will, als ob durch seinen Tod noch nicht alles vollbracht wäre. Einmal ist er erschienen. Würde es ein zweites und drittes Mal geschehen, so hätte seinem

ersten Opfer etwas gefehlt, was sich mit dem Gedanken der Vollendung und Fülle nicht verträgt.

**Durch sein eigen Opfer die Sünde aufzuheben.** Damit stimmt überein die Weissagung bei Daniel (9, 24. 27), wo zuerst die Besiegelung der Offenbarung und die Wegschaffung der Sünden verheißt ist und dann das Ende der Opfer angekündigt wird. Wozu sollten die Versöhnungsmittel dienen, wenn die Sünde aufgehoben ist? Dieses Aufheben besteht darin, dass denen, die zum Opfer Christi ihre Zuflucht nehmen, die Sünde nicht mehr zugerechnet wird. Freilich haben wir täglich um Vergebung zu bitten, weil wir täglich Gottes Zorn gegen uns erregen. Aber doch ist die Sünde aufgehoben durch Christi Tod, weil er und nicht anderes sonst das Pfand unserer Versöhnung mit Gott ist.

V. 27. **Und wie den Menschen ist gesetzt, einmal zu sterben** usw. Wenn wir in Geduld darauf warten, dass der Tod eines Menschen, dieses natürliche Schicksal eines jeden, dem keiner entgeht, den Gerichtstag nach sich zieht, wie sollten wir mit weniger Zuversicht der Wiederkunft Christi entgegensehen? Die Hoffnung auf eine selige Auferstehung wird, wo es sich um einen gewöhnlichen Menschen handelt, durch die lange Zwischenzeit um nichts abgeschwächt. Wie widersinnig wäre es also, wollte man Christus weniger ehren! Das geschieht aber, wenn man von einem zweiten Opfertod erwartet, was er durch den einen Tod ein für alle Mal vollbracht hat. Gegenüber der Einwendung, dass etliche zweimal gestorben seien, wie Lazarus und andere, ist im Auge zu behalten, dass der Apostel hier vom gewöhnlichen Menschenlos spricht; es kommen also auch die nicht in Betracht, die durch plötzliche Verwandlung der Verwesung entgehen werden (1. Kor. 15, 51; 1. Thess. 4, 17), sondern allein die, die lange im Staube ihres Leibes auf die herrliche Erlösung zu warten haben.

V. 28. **Zum anderen Mal wird er ohne Sünde erscheinen.** Nachdrücklich betont der Apostel, wie töricht und verkehrt es ist, nach neuen Versöhnungsmitteln auszuschaun. Wir brauchen in keiner Sorge zu sein; der einmalige Tod Christi genügt uns vollkommen. Darum heißt es, einmal sei er erschienen, um mit seinem Opfer die Sünde aufzuheben; wenn er zum zweiten Mal kommt, wird die Wirkung seines Todes offen zu Tage treten und die Sünde nicht weiter Schaden stiften können.

**Wegzunehmen vieler Sünden.** Er wird durch seine Genugtuung Schuld und Verdammnis abwenden von denen, die gesündigt haben. **Viele** steht hier wie Röm. 5, 15 für „alle“. Gewiss wird der Tod Christi infolge des Unglaubens nicht allen zum Segen. Aber in diesem Zusammenhang kommt nicht in Betracht, wie vielen oder wie wenigen er nützt, sondern dass allein, dass Christus für andere und nicht für sich selbst gestorben sei. Darum stehen dem Opfer des Einen die vielen gegenüber. Was soll aber das bedeuten: er wird „ohne Sünde“ erscheinen? Einige Erklärer nehmen das Wort Sünde im Sinn von Sündopfer wie Röm. 8, 3 und 2. Kor. 5, 21. Auch im Hebräischen steht oft für beides das gleiche Wort. Aber der Apostel wollte etwas, wie mir scheint, Bezeichnenderes sagen, nämlich: Christus wird bei seinem Kommen offenbar machen, wie vollständig er die Sünde weggenommen hat, so dass es zur Versöhnung mit Gott keines neuen Opfers mehr bedarf. Mit anderen Worten: wir werden vor dem Richterstuhl Christi dessen inne werden, dass sein Tod in allen Stücken vollkommen genügt hat. Das liegt auch in dem Zusatz: **denen, die auf ihn warten** (d. h. sich an ihn halten), **zur Seligkeit.** Die, welche sich mit gläubiger Zuversicht auf Christi Tod verlassen, werden eben darin eine vollkommene Seligkeit empfinden. Andere Erklärer verbinden die Worte „warten zur Seligkeit“ miteinander und denken dabei an die Erwartung der Wiederkunft. Die heilige Schrift bezeichnet allerdings mehrmals das Warten auf den Herrn in diesem Sinne als ein Kennzeichen der Christen (1. Thess. 1, 10) im Gegensatz zu den Ungläubigen, für die es unerträglich ist, von seiner Wiederkunft auch nur zu hören. Aber die erste Auffassung passt besser in den Zusammenhang. Weil der Apostel an diesem ganzen Abschnitt von der Vollgültigkeit des einzigen Opfers Christi spricht, nennt er das ein Warten auf Christus, wenn wir, zufrieden mit dieser einmal geschehenen Versöhnung, nicht neue Mittel und Wege suchen.



## Kapitel 10.

V. 1. **Denn das Gesetz hat den Schatten** usw. Dieser Vergleich ist der Malerei entnommen. Schatten hat hier also einen etwas anderen Sinn als in der Stelle Kol. 2, 17. Dort werden die Zeremonien des alten Testaments so bezeichnet, weil ihnen das eigentliche Wesen der Dinge, die sie darstellten, abging. Hier aber soll ihre Übereinstimmung mit den wahren Dingen in den großen Grundzügen betont werden. Sie sind gleichsam der Entwurf zum Gemälde. Die Maler pflegen nämlich ihr Bild zuerst mit Kohle zu entwerfen, bevor sie mit dem Pinsel die Farben auftragen. Ein solcher Unterschied, sagt der Apostel, besteht zwischen dem Gesetz und dem Evangelium. Was heute als deutliches und schönes Farbenbild vor uns liegt, war unter dem Gesetz bloß mit vorläufigen Strichen dunkel vorgebildet. Das ist eine Bestätigung des früher Gesagten, dass dem Gesetz mit seinem Zeremoniewesen trotz seiner vergänglichen Bedeutung eine höhere Bestimmung zukam. War es auch nicht die vollkommene Darstellung der himmlischen Dinge, gleichsam das Bild, das von des Künstlers Hand die letzte Überarbeitung erfahren hat, so hatten doch die alttestamentlichen Frommen von jener unvollkommenen Darstellung großen Nutzen. Wir sind freilich in einer ungleich besseren Lage. Aber beachtenswert ist: das gleiche, das uns jetzt klar vor Augen liegt, wurde schon ihnen aus der Ferne gezeigt. Ihnen wie uns gilt also der gleiche Christus, die gleiche Gerechtigkeit und Heiligkeit, das gleiche Heil; bloß in der Art, wie es dargestellt wird, ist zwischen ihnen und uns ein Unterschied.

Unter den **zukünftigen Gütern** sind, wie ich glaube, die ewigen zu verstehen. Ich gebe zwar zu, dass das für uns jetzt gegenwärtige Reich Christi vormals als zukünftiges verheißen war. Aber der Apostel sagt ausdrücklich, dass auch wir nur das Abbild oder Ebenbild der zukünftigen Güter haben. Es kann also mit jenen Gütern nur das christliche Urbild gemeint sein, in dessen ungehinderten Genuss wir erst bei der Auferstehung in jener Welt treten werden. Freilich hat seit der Gründung von Christi Reich die Offenbarung dieser Güter begonnen. Aber hier werden sie nicht nur vom Standpunkt des alten Testaments aus als zukünftig bezeichnet, sondern eben so sehr mit Rücksicht auf uns, weil wir noch aufs Hoffen angewiesen sind.

**Alle Jahre muss man opfern immer einerlei Opfer.** Es ist hauptsächlich vom jährlichen Opfer des Hohenpriesters die Rede (3. Mose 16), doch bezieht sich das, was von dem einen gesagt wird, auf alle Opfer. Wo kein Sündenbewusstsein ist, bedarf es des Opfers nicht mehr. Unter dem Gesetz aber wird das gleiche Opfer oftmals wiederholt; mithin war weder Gott Genüge geleistet, noch die Schuld vergeben, noch waren die Gewissen versöhnt, sonst hätten ja die Opfer aufgehört.

**V. 3. Es geschieht ein Gedächtnis der Sünden alle Jahre.** Da das Evangelium die Botschaft von unsrer Versöhnung mit Gott ist, können wir nicht anders, als auch jetzt noch täglich unsrer Sünde gedenken. Aber der Apostel spricht hier von einem solchen Gedächtnis der Sünden, wobei der, der sich vor Gott schuldig bekennt, keine andere Möglichkeit der Versöhnung weiß als die Darbringung von neuen Opfern.

**V. 4. Denn es ist unmöglich** usw. Zur Begründung des vorhergehenden Satzes wird, wie schon früher, geltend gemacht, dass das Blut von Tieren die Gewissen nicht reinigen konnte. Seine Bedeutung lag einzig in dem sinnbildlichen Hinweis auf die wahre Reinigung durch Christi Blut. Kommt ohne Rücksicht hierauf das Tieropfer nach seinem eigenen Wert in Betracht, so muss ihm die reinigende Kraft abgesprochen werden. Kein Wunder also, dass die alttestamentlichen Opfer wirkungslos waren, so dass sie beständig wiederholt werden mussten. Es war ja nur Tierblut, dessen Wirkung nicht bis ins Herz dringt. Christi Blut aber, das bildet hier stillschweigend den Gegensatz, ist von ganz anderer Kraft. Jene früheren Opfer dürfen dem, das er dargebracht hat, gar nicht an die Seite gestellt werden.

**V. 5. Darum, da er in die Welt kommt.** Mit diesem Kommen ist die Menschwerdung Christi gemeint. Als er zu unsrer Erlösung im Fleisch geoffenbart wurde und den Menschen erschien, ist er in die Welt gekommen oder, wie es Joh. 6, 41 heißt: vom Himmel gekommen. Es scheint zwar, der angeführte 40. Psalm lasse sich nur willkürlich auf Christus beziehen, besonders wenn es dort heißt: es haben mich meine Sünden ergriffen, wobei indessen an die Sünden der Glieder gedacht werden kann, die er, das Haupt, freiwillig als die seinen anerkennt. Jedenfalls geht der Psalm seinem ganzen Inhalt nach zunächst auf David. Weil aber David als Vorbild auf Christus zu betrachten ist, so lässt sich nichts dagegen einwenden, wenn man die davidischen Aussagen auf Christus bezieht, und zwar umso weniger, als es sich

hier um die Worte des Psalms handelt, die von der Aufhebung der gesetzlichen Opfervorschriften reden. Einige Erklärer verstehen zwar diese Stelle nicht so, als ob die Opfer schlechtweg verworfen würden. Die Worte seien vielmehr nur gegen die überhand nehmende, abergläubische Wertschätzung dieser Opfer gerichtet, als gäbe es außer ihnen keinen Gottesdienst. In diesem Falle hätte die Anführung der Psalmworte keine Beweiskraft. Es lohnt sich daher der Mühe, diese Stelle genauer zu untersuchen. Daraus wird sich ergeben, ob sie vom Apostel hier zutreffend angezogen wird.

Bei den Propheten begegnen wir häufig Aussprüchen wie diesen: Gott habe nicht Wohlgefallen an Opfern; er verlange sie auch nicht; sie seien wertlos, ja geradezu verwerflich. Damit wurde die Heuchelei gebrandmarkt, die darin zu Tage trat, dass man mit den Opfern sich Gott wohlgefällig erweise, aber dabei doch von seinem bösen Wesen nicht lassen wollte. Wenn also die Propheten die Opfer bekämpfen, so richten sie sich nicht gegen deren göttliche Einsetzung, sondern gegen den Missbrauch und die Entweihung durch die Arglist schlechter Menschen. Anders aber liegt die Sache in der Psalmstelle. Hier handelt es sich nicht um heuchlerische Opfer oder um solche, die sonst infolge menschlicher Verkehrtheit und Bosheit zu verwerfen sind. Vielmehr heißt es bezüglich der Opfer überhaupt, fromme und aufrichtige Gottesverehrung bedürfe ihrer nicht. Der Psalmdichter spricht ja von sich selber und von den Opfern, die er mit reinem Herzen und mit unbefleckten Händen darbrachte. Und gerade von diesen sagt er, sie gefallen Gott nicht. Nun war aber doch David zu seiner Zeit durchs Gesetz zum Opfern verpflichtet und durfte, mochte er noch so weit über seine Zeit hinausblicken, nicht von sich aus eine andere Form des Gottesdienstes wählen. Infolgedessen können sich jene Worte nur auf Christi Reich beziehen. Da erst ist es völlig wahr geworden: Gott will keine Opfer.

Von großer Bedeutung ist es, dass zugleich mit der Zurückweisung der Opfer der Entschluss ausgesprochen wird, Gottes Willen zu tun. Daraus geht klar hervor, dass es auch ohne Opfer einen vollkommenen Gehorsam gibt. Dies war freilich unverständlich, solange das Gesetz nicht aufgehoben war.

**Den Leib aber hast du mir bereitet.** Die Worte lauten im Psalm anders, nämlich: die Ohren hast du mir aufgetan, was so viel sagen will wie: Du hast mich gelehrig und gehorsam gemacht. Bevor uns Gott das Ohr auftut und die Verstocktheit unseres Herzens überwindet, sind wir taub und un-

empfänglich. Der Apostel aber folgt der griechischen Übersetzung des Psalms und sagt: den Leib hast du mir bereitet. Die Apostel waren bei Anführung der heiligen Schrift nicht so ängstlich an den Wortlaut gebunden, sofern sie nur der Schrift nicht nach eigenem Gutdünken einen anderen Sinn gaben. Man hat immer darauf zu achten, was sie mit den Schriftziten beweisen wollen. Denn in der Hauptsache halten sie sich genau an die Schrift, wenn sie sich auch bezüglich des Wortlautes und alles dessen, was den Gegenstand nicht unmittelbar berührt, ziemlich frei bewegen.

**V. 7. Im Buch steht von mir geschrieben.** Im Hebräischen heißt es eigentlich: Buchrolle. Bekanntlich waren die Bücher im Altertum in Form von Rollen geschrieben. Es ist nicht undenkbar, dass das Gesetzbuch gemeint ist, das ja allen Kindern Gottes Anweisung für ein heiliges Leben gibt. Immerhin verdient vielleicht die Erklärung den Vorzug, dass der Psalmdichter sagen will, sein Name sei im Verzeichnis derer aufgeschrieben, die sich Gott zu völligem Gehorsam ergeben. Das nämlich darf er von sich bezeugen. Wiederum liegt hierin ein deutlicher Hinweis auf Christus. Nach Gottes Gerechtigkeit haben alle Frommen getrachtet, aber nur Christus war ganz und gar auf nichts anderes als auf die Erfüllung des göttlichen Willens gerichtet. Wir alle sollen uns aber durch dieses Wort zum Gehorsam angetrieben fühlen. Denn dazu ist Christus das Vorbild eines vollkommenen Gehorsams, damit alle, die ihm angehören, wetteifern im Bestreben, ihm nachzufolgen, so dass es auch von ihnen sogleich bei der göttlichen Berufung und hernach in ihrem ganzen Leben gilt: Siehe, ich komme, zu tun deinen Willen. Nach einem anderen Wort der Schrift ist ja das Ziel unsrer Erwählung, dass wir seien heilig und unsträflich vor ihm (Eph. 1, 4).

**V. 9. Da hebt er das Erste auf.** Hier tritt Grund und Zweck der Anführung der Psalmstelle deutlich hervor. Christus hat uns eine so vollkommene Gerechtigkeit erworben, dass die gesetzlichen Opfer nicht mehr nötig sind. Sie werden aufgehoben, und an ihre Stelle tritt der Wille Gottes als Regel und Richtschnur unseres Strebens nach Vollkommenheit. Somit sind vom Priestertum Christi die Tieropfer als etwas durchaus Fremdartiges ausgeschlossen. Denn, wie wir sagen, verwirft der Psalm die Opfer nicht deswegen, weil Heuchelei und Aberglauben sie entstellen, sondern er erklärt, dass der Fromme sie nicht mehr brauche und ohne sie Gott vollkommenen Gehorsam beweisen könne.

V. 10. **In diesem Willen sind wir geheiligt.** Einzelne Worte der Psalmstelle geben dem Apostel Anlass, das Gesagte noch weiter auszumalen. David bezeugt, allerdings mehr als Repräsentant Christi denn in seinem eigenen Namen, er sei zur Erfüllung von Gottes Willen bereit. Das soll freilich von allen Christen gelten; denn die Mahnung des Paulus lautet ganz allgemein: Das ist der Wille Gottes, eure Heiligung, dass ihr meidet die Unreinigkeit (1. Thess. 4, 3). Aber in Christus ist uns das herrlichste Vorbild des Gehorsams gegeben, so dass der Apostel im Hinblick auf seinen Opfertod am Kreuz sagen kann, er habe Gottes Auftrag erfüllt, und wir seien nun durch ihn geheiligt.

Der Zusatz **durch das Opfer des Leibes** entspricht den Worten des Psalms, wenigstens nach der griechischen Übersetzung: den Leib hast du mir bereitet. Christus war nicht auf fremde Hilfsmittel angewiesen, sondern er hat die Versöhnung mit Gott durch sich selber zustande gebracht. Anders der levitische Priester, der Tieropfer darbrachte, weil sein eigener Leib nicht zum heiligen Opfer bereitet war. Christus aber bedarf keiner Zutaten, sondern trägt in sich selbst das Vermögen zu allem, was Gott verlangt.

V. 11. **Und ein jeglicher Priester ist eingesetzt** usw. Hier stehen wir am Schluss der ganzen Ausführung: das tägliche Darbringen von Opfern ist mit dem Priestertum Christi völlig unvereinbar, und daher ist das alttestamentliche Priestertum mit den ihm verordneten, täglichen Opfern seit dem Kommen Jesu hinfällig geworden. Beide Arten von Priestertum sind Gegensätze, die einander ausschließen. Der Apostel hat zur Genüge dargetan, dass Christi Priestertum gültig sei; es bleibt also nichts anderes übrig, als das alte für aufgehoben zu erklären, da es sich mit dem seinigen nicht vereinigen lässt.

V. 14. **Mit einem Opfer hat er vollendet** oder, da von der Wirkung einer Handlung gottesdienstlicher Art die Rede ist, besser: geweiht. Von dem einen Opfer Christi geht eine Weihe aus, an der alle Frommen vollen Anteil haben. Der Ausdruck „**die geheiligt werden**“ umfasst alle Kinder Gottes. Sie würden die Gnade der Heiligung anderswo vergeblich suchen. Man darf sich aber Christus jetzt, wo er im Himmel ist, nicht untätig denken. Auch hier wieder heißt es von ihm (V. 12): **Er sitzt zur Rechten Gottes.** Damit wird, wie Kap. 1, 3, die Herrschaft und Macht Christi bezeichnet. Man hat nicht zu befürchten, er lasse die Kraft seines Todes erlöschen oder im Grabe

ruhen. Er lebt vielmehr, um Himmel und Erde mit seinen Gnadenwirkungen zu erfüllen. Die Psalmstelle (110, 1) zeigt uns überdies, wie lange sein Herrschen währt: bis er alle Feinde sich unterworfen hat. Wenn nun unser Glaube ihn zur Rechten Gottes sucht und daraus seine sichere Ruhe schöpft, so werden wir endlich die Frucht dieses Sieges genießen: gemeinsam mit ihm, unserem Haupte, werden wir, frei von des Fleisches Verderben, triumphieren, da wir unsere Feinde überwunden sehen, den Satan, die Sünde, den Tod und die ganze Welt.

V. 15. **Es bezeugt uns aber das auch der heilige Geist.** Zum zweiten Mal wird die Jeremiastelle (31, 33 f.) angeführt, diesmal aber aus einem anderen Grund als im 8. Kapitel. Dort sollte gezeigt werden, dass das alte Testament aufgehoben werden musste, weil ein anderes, besseres verheißen war. Jetzt liegt der Nachdruck auf den Worten: **ihrer Sünden und Ungerechtigkeit will ich nicht mehr gedenken.** Sind aber die Sünden vergeben, so sind auch keine Opfer mehr nötig. Man könnte dagegen einwenden, dass, trotzdem im Gesetz und in den Propheten unzählige Mal die Vergebung der Sünden verheißen ist, die Opfer dennoch fortbestanden haben; die Vergebung der Sünden schließe daher die Opfer nicht aus. Richtig ist allerdings, dass den alttestamentlichen Frommen gleichwie uns Sündenvergebung verheißen war: im Vertrauen darauf riefen sie Gott an und rühmten die Gnade, die ihnen gewährt war. Wenn aber der Prophet als etwas Neues und bisher Un-erhörtes in Aussicht stellt, dass Gott im neuen Bund der Sünden nicht mehr gedenken werde, so muss es jetzt mit der Sündenvergebung doch eine andere Bewandnis haben als früher. Nicht die Verheißung ist eine andere geworden, auch der Glaube bleibt derselbe; aber die Sündenvergebung ist jetzt ganz anders verbürgt, nämlich durch das Opfer Christi, das ein für alle Mal eine Versöhnung für alle Sünden geschaffen hat. Nur aus diesem Grund kann es der Prophet als das Vorrecht des neuen Testaments bezeichnen, dass Gott der Sünden nicht mehr gedenken werde.

Hier am Schluss der ganzen Ausführung über das Priestertum Christi darf in Kürze darauf hingewiesen werden, dass sie sich nicht nur gegen die gesetzlichen Opfer richtet, sondern ebenso sehr die papistische Erdichtung des Messopfers trifft. Die römische Kirche erblickt in der Messe ein Opfer mit der Kraft, die Sünden Lebender und Verstorbener zu sühnen. Der Apostel dagegen sagt, es gebe kein Opfer mehr für die Sünde, seitdem die Weissa-

gung des Jeremia erfüllt ist (10, 18). Nichts anders als eine Ausrede ist es, wenn man vorgibt, es sei nicht ein neues Opfer, sondern nur die Wiederholung des einmaligen Opfers Christi. Der Apostel erklärt im Gegensatz hierzu, Christi Opfer brauche nicht wiederholt zu werden, sondern sei ein für alle Mal geschehen (9, 26; 10, 14). Auch kann die Bezeichnung Christi als des einen, wahren Priesters nur den Sinn haben, dass sonst keiner imstande ist, das Opfer Christi darzubringen; in der Messe aber wird er durch andere geopfert. Eine weitere Ausflucht der Römlinge ist es, wenn sie das Messopfer ein unblutiges nennen. Der Apostel dagegen kennt kein Opfer ohne Tod und Blutvergießen (9, 22). Ebenso verkehrt ist es zu behaupten, die Messe sei nichts anderes als die Zueignung des einen Opfers, das Christus dargebracht hat. Demgegenüber lehrt der Brief, Christi Tod habe den gesetzlichen Opfern ein Ende gemacht, weil sie sich durch ihre beständige Wiederholung als unwirksam erwiesen und keine Gewissheit der Sündenvergebung brachten (10, 3). Daraus geht hervor, dass auch die Art, wie sich die Römischen das Opfer Christi zu eigen machen wollen, keine Berechtigung mehr hat. Sie mögen sich drehen und wenden, wie sie wollen, daran kommen sie nicht vorbei, dass die vorliegenden Ausführungen des Apostels eine Menge von gottwidrigen Gedanken, die der Messe zu Grunde liegen, in ein helles Licht setzen. Wenn der Apostel von der Sündenvergebung spricht, so heißt er uns unsere Zuflucht nehmen zu jenem einen Opfer Christi am Kreuz und erblickt darin den Unterschied zwischen Christen und alttestamentlichen Frommen, dass seit Christi Erscheinen der fortwährende Opferdienst aufgehört hat. Wenn das tägliche Messopfer nötig wäre, um Christi Tod für uns wirksam zu machen, so würden sich die Christen durch nichts anderes von den Juden unterscheiden als durch das äußere Zeichen der sinnbildlichen Handlung.

V. 19. **So wir denn nun haben** usw. Der Apostel fasst den vorhergehenden, lehrhaften Abschnitt kurz zusammen und knüpft daran eine eindringliche Ermahnung und sodann eine besonders ernste Drohung gegen die, die Christi Gnade verwerfen würden. Der lehrhafte Abschnitt hat dargetan, dass alle Zeremonien, ohne die es unter dem Gesetz keinen Zugang zum Heiligtum gab, nur Sinnbilder der ewigen, in Christus erschienenen Wahrheit gewesen sind. Wer Christus hat, bedarf also ihrer nicht mehr. Bei der Beschreibung des Zugangs, den Christus uns eröffnet hat, bedient sich der Apostel zum besseren Verständnis der Ausdrücke, die dem alttestamentli-

chen Gottesdienst entlehnt sind. Den Himmel nennt er das Heilige, und die geistlichen Güter, die Christus uns erworben hat, stellt er unter ähnlichen Bildern dar. Bisweilen wird durch solche bildliche Redeweise der Sinn eher verhüllt als verdeutlicht. Hier aber ist die Einkleidung des Werkes Christi in die Sinnbilder des Gesetzes ebenso sinnig wie einleuchtend, weil dadurch hervorgehoben ist, dass jetzt wahrhaft erfüllt sei, was im Gesetz nur angedeutet war. Jedes Wort ist hier von Bedeutung und soll uns zum Bewusstsein bringen, dass die alten Sinnbilder notwendig der in Christus erschienenen Wahrheit weichen müssen.

Wir haben **die Freudigkeit zum Eingang in das Heilige**. Die alttestamentlichen Frommen hatten dieses Vorrecht nicht. Dem Volk war der Eingang in das Heiligtum verwehrt. Nur sinnbildlich war sein Einzug dadurch angedeutet, wenn der Hohepriester auf seinen Schultern die Namen der zwölf Stämme und auf seiner Brust zu ihrem Gedächtnis die zwölf Edelsteine trug. Jetzt aber verhält es sich ganz anders. Es gibt für uns durch Christus einen wirklichen Eingang in den Himmel; er hat uns zu königlichen Priestern gemacht (1. Petr. 2, 9).

**Durch das Blut Jesu.** Nur durch Blut durfte der Hohepriester bei dem feierlichen Gang am Versöhnungstag ins Allerheiligste eingehen. Wie groß aber ist der Unterschied zwischen dem Blut von Tieren und diesem Blut! Jenes büßte mit seiner Frische jeweilen bald auch die wirksame Kraft ein, Christi Blut aber verdirbt nicht, sondern fließt in immerwährender Reinheit, so dass es uns durchhelfen kann bis ans Ende der Welt. Kein Wunder, wenn die Opfer geschlachteter Tiere keine lebenbringende Kraft hatten, da sie ja etwas Totes waren. Aber Christus, der vom Tode Auferstandene, kann uns zum Leben wecken, indem er sein Leben in uns überströmen lässt. So ist denn der Weg für immer bereit und geweiht durch sein Blut, das vor des Vaters Angesicht sozusagen beständig fließt als Besprengungsmittel für Himmel und Erde.

V. 20. **Durch den Vorhang.** Der Vorhang verdeckte die Geheimnisse des Allerheiligsten und diente zugleich als Eingang dorthin. So verhüllte Jesu Knechtsgestalt im Fleisch Gottes Herrlichkeit und führt uns doch bis in den Himmel. Niemand kann zu Gott kommen, ohne dass ihm der Mensch Christus Jesus Weg und Tür geworden ist (1. Tim. 2, 5). Wir dürfen die Herrlichkeit Christi nicht nach seiner äußeren Erscheinung im Fleisch beurteilen



und doch auch wieder diese nicht darum, weil sie Gottes Herrlichkeit verhüllt, verachten. Ist sie uns doch der Wegweiser zum Gewinn aller himmlischen Güter.

**V. 21. Und haben einen Hohenpriester.** Wir müssen uns hier in Erinnerung rufen, was zuvor über die vergängliche Bedeutung des alttestamentlichen Priestertums ausgeführt war. Mit Christi Eintritt in das Priestertum müssen notwendig jene früheren Priester, die einer anderen Ordnung angehören, zurücktreten. Was durch Christi Kommen aufgehoben ist, darf nicht mehr festgehalten werden. Ist er jetzt über das ganze Haus Gottes gesetzt, so muss jeder, der seiner Gemeinde angehören will, sich ihm unterwerfen und ihn zum Führer und Herrn erwählen und keinen anderen sonst.

**V. 22. So lasset uns hinzugehen mit wahrhaftigem Herzen.** Dem geistlichen und himmlischen Wesen von Christi Hohenpriestertum muss auch unsere Stellung zu ihm entsprechen. Bei den Israeliten gab es einst verschiedene Arten der Besprengung, um sich zum Gottesdienst zu reinigen. Weil der Gottesdienst selbst nur in äußerlichen Sinnbildern bestand, so ist es nicht zu verwundern, dass auch die Reinigungen rein äußerlich waren. Der Priester, der für eine gewisse Zeit den Dienst im Heiligtum zu verrichten hatte, war ein sterblicher, sündiger Mensch; sein Kleid, wiewohl kostbar, ein vergänglicher, irdischer Schmuck. Um vor Gott zu erscheinen, dazu trat er bloß bis vor die Bundeslade hin; um sich für diesen Gang zu heiligen, nahm er sich jeweilen aus der Herde ein Opfertier. Wie ganz anders Christus! Er ist nicht nur selbst heilig und unschuldig, sondern der Quell aller Heiligkeit und Gerechtigkeit, durch göttlichen Spruch und Eid zum Priester eingesetzt, nicht nur für die kurze Zeit eines Menschenlebens, sondern ewiglich. Er tritt sein Priesteramt an, ausgerüstet mit den allervollkommensten Gaben des heiligen Geistes; er bewirkt die Versöhnung zwischen Gott und Menschen durch sein eigenes Blut und steigt empor über alle Himmel, um als unser Mittler vor Gott zu erscheinen. Danach soll sich unser Verhalten richten, da ja zwischen Priester und Volk Übereinstimmung herrschen muss. So sollen denn jene äußerlichen Waschungen des Leibes verschwinden, und der ganze Aufwand von Zeremonien soll ein Ende haben. Jenen äußeren Sinnbildern wird das wahrhaftige Herz gegenübergestellt, die Gewissheit des Glaubens und die Reinigung von allen Sünden. Hier lernen wir auch, auf welchem Wege wir des Segens Christi teilhaftig werden. Man

kann zu ihm nur kommen mit wahrhaftigem, aufrichtigem Herzen, mit völligem Glauben und reinem Gewissen. Wahrhaftig und rein ist das Herz, das frei ist von Verstellung und Zwiespältigkeit. Der Ausdruck: in völligem Glauben, wörtlich: in der Fülle des Glaubens, zeigt, welches die rechte Art des Glaubens ist, nämlich eine feste und gewisse Überzeugung, ohne die man der Gnade Christi nicht teilhaftig werden kann. Die Reinigung des Herzens vom bösen Gewissen kann man auf den Trost der Sündenvergebung oder auf die Überwindung der bösen Lüste des Fleisches beziehen. Am besten denkt man an beides.

Das folgende: **gewaschen am Leibe mit reinem Wasser**, verstehen die meisten Erklärer von der Taufe. Es ist aber wahrscheinlicher, dass der Ausdruck bloß mit Rücksicht auf die gesetzlichen Waschungen gewählt ist. Unter dem Wasser ist der heilige Geist zu verstehen, wie in der Weissagung des Hesekeil (36, 25): Ich will rein Wasser über euch sprengen, dass ihr rein werdet. Kurz zusammengefasst: wir werden Christi teilhaftig, wenn wir, nach Leib und Seele geheiligt, zu ihm hingehen. Diese Heiligung besteht aber nicht in der Vornahme äußerer Zeremonien, sondern im festen Glauben, im reinen Gewissen und in der Unbeflecktheit von Leib und Seele, die durch den Geist Gottes in uns zustande kommt. So ermahnt auch Paulus die Gläubigen (2. Kor. 7, 1), sie sollten sich reinigen von aller Befleckung des Fleisches und des Geistes, da Gott sie zu Kindern angenommen hat.

V. 23. **Lasset uns halten an dem Bekenntnis der Hoffnung.** Weil die Leser zur Standhaftigkeit ermahnt werden sollen, tritt hier an Stelle des Glaubens die Hoffnung. Hoffnung ist des Glaubens Frucht, aber auch seine Kraft und Stütze bis ans Ende. Vom Bekenntnis ist die Rede, weil der Glaube, wenn er rechter Art ist, sich den Menschen gegenüber Ausdruck verschaffen muss. Es liegt in dieser Ermahnung zum Bekennen ein leiser Tadel ausgesprochen gegen die, welche, mehr nur ihren Volksgenossen zuliebe als aus eigenster Überzeugung, allzu ängstlich an den gesetzlichen Zeremonien festhielten. Sie sollen bedenken, dass es mit dem Herzensglauben noch nicht getan ist, sondern dass man mit der Tat zeigen und bekennen muss, wie hoch man Christus schätze.

Beachtenswert ist die Begründung der Ermahnung durch den Zusatz: **Gott ist treu, der verheißt hat.** Unser Glaube beruht darauf, dass Gott wahrhaftig ist und als der Wahrhaftige uns die Verheißung gegeben hat. Wir kön-

nen ja überhaupt nicht glauben, ohne dass Gott sein Wort an uns richtet. Doch ist nicht jedes Wort geeignet, Glauben in uns zu wecken, sondern durch die Verheißung erst erhält der Glaube sein wahres Fundament. So geht aus dieser Stelle hervor, dass zwischen dem Glauben der Menschen und Gottes Verheißung ein inniger Zusammenhang besteht; ohne Gottes Verheißung kein Glaube.

**V. 24. Lasset uns untereinander unser selbst wahrnehmen.** Diese Ermahnung ist wohl hauptsächlich im Blick auf die jüdische Herkunft der Leser gesprochen. Das stolze Volksbewusstsein der Juden ist ja bekannt. Sie rühmten sich, als Nachkommen Abrahams die einzigen Menschen zu sein, die Gott in den Bund des ewigen Lebens aufgenommen habe. Mit anmaßender Verachtung aller übrigen Völker nahmen sie allen Ernstes für sich allein das Vorrecht in Anspruch, die Gemeinde Gottes darzustellen. Zur Bekämpfung dieses Hochmutes mussten die Apostel viel Mühe aufwenden. So soll wohl auch hier der jüdische Unwille über den gleichberechtigten Anteil der Heiden am Leben der Gemeinde zurechtgewiesen werden. **Mit Reizen zur Liebe.** Gott sammelte sich damals eine Gemeinde aus Juden und Heiden, zwischen denen immer eine erbitterte Feindschaft geherrscht hatte, so dass ihre Vereinigung so unmöglich schien wie die Verbindung von Feuer und Wasser. Wenn nun die jüdischen Christen die Gleichstellung mit den heidnischen unter ihrer Würde hielten, so stellt der Apostel solcher eifersüchtigen Gereiztheit die wetteifernde Anreizung zur Liebe gegenüber. Statt durch die Gefühle des Neides sich zum Streit hinreißen zu lassen, sollen sie sich vielmehr in frommem Eifer gegenseitig zur Liebe anspornen.

**V. 25. Und nicht verlassen unsere Versammlungen.** Im griechischen Urtext deutet das Wort Versammlung nach seiner Zusammensetzung hin auf die Vermehrung, die eine Gemeinschaft durch den Hinzutritt neuer Glieder erfährt. Nach der Entfernung der Scheidewand zwischen Juden und Heiden (Eph. 2, 14) hat Gott die, die fern waren, in die Gemeinschaft seiner Kinder aufgenommen. Die durch diesen Zuwachs eingetretene Vermischung betrachteten viele Juden für sich als entehrend und glaubten daher hinreichenden Grund zu haben, sich von der Christengemeinde zu trennen. Es war wirklich nicht leicht, sie zum Aufgeben ihres ausschließlichen Standpunktes zu bringen. Daher die Ermahnung des Apostels, sich durch jene Gleichstellung nicht zum Verlassen der christlichen Gemeinde bestimmen zu lassen.

Aber abgesehen von dieser dem Apostel vorschwebenden Gefahr, hat die Ermahnung für uns eine allgemeine Bedeutung. Weit verbreitet ist unter den Menschen die krankhafte Sucht, sich über andere zu erheben, und zumal solche, die in irgendeiner Beziehung vor andern einen Vorzug zu haben scheinen, lassen sich nur widerwillig mit den niedriger Stehenden in ein Band fassen. Ja, sie möchten sich wohl lieber ein jeder seine eigene Gemeinde gründen, wenn es anginge; so groß ist fast bei allen der Eigensinn, der die Anpassung an fremde Anschauungen erschwert. Die Reichen sind unter sich schon eifersüchtig, und unter hundert fände man kaum einen, der einen Armen als seinen Bruder anerkannte. Wenn uns nicht Übereinstimmung der Sitten und höfliche Rücksichten gegenseitig nahe brächten, so wäre nichts schwieriger, als untereinander auf die Dauer ein freundliches Verhältnis aufrecht zu erhalten. Daher tut uns allen jene Ermahnung überaus not, uns mehr durch Liebe als durch Eifersucht reizen zu lassen und uns nicht loszutrennen von denen, die Gott uns zur Seite gestellt hat, sondern mit brüderlichem Sinn und Wohlwollen alle zu umfassen, die durch gemeinsamen Glauben mit uns verbunden sind. Weil der Satan darauf ausgeht, uns auf jede Weise, sei es durch offenen Bruch oder durch innere Entfremdung, auseinander zu bringen, so müssen wir umso mehr mit allem Eifer auf die Einigkeit der Kirche bedacht sein. Zu dem Ende darf keiner von sich selber allzu sehr eingenommen sein, vielmehr müssen wir alle nur von dem Bestreben beseelt sein, uns gegenseitig zur Liebe anzuspornen und unter uns keinen anderen Eifer aufkommen zu lassen als den, Gutes zu tun. Wenn wir aber die Brüder verachten, eigensinnig und eifersüchtig sind, zu viel von uns selber halten oder sonst einander kränken, so ist das ein sicheres Zeichen von Erkaltung oder gar Abwesenheit der Liebe.

**Sondern untereinander ermahnen.** Es ist Pflicht aller Frommen, auf jede mögliche Weise das Ihrige beizutragen, dass die Gemeinde Christi sich von überall her sammle. Der Ruf, der vom Herrn an uns ergeht, schließt ohne weiteres die Pflicht ein, dass jeder hinfort trachte, andere herbeizuführen, Irrende zurecht zu bringen, Strauchelnden die Hand zu reichen, Ungläubige zu gewinnen. Solche Mühe sollen wir uns geben um die, die der Herde Christi noch nicht angehören; wie groß muss dann erst der Eifer sein, die Brüder zu ermahnen, mit denen Gott uns schon verbunden hat.

**Wie etliche pflegen.** Nicht ohne Grund ermahnt der Apostel die Leser. Die Krankheit ist schon ziemlich fortgeschritten, für die er das nötige Heilmittel vorschreibt. Wir vernehmen, dass es schon zur Zeit der Apostel unter den Christen solche gab, die dem Evangelium untreu wurden und sich von der Gemeinde absonderten. Umso weniger darf es uns beunruhigen und verwirren, wenn wir heutzutage ähnlichen Abfall erleben; dies ist keine neue Erscheinung. Ein ernstes Ärgernis ist es immerhin, wenn Menschen, die eine gewisse Frömmigkeit gezeigt und mit uns den gleichen Glauben bekannt haben, vom lebendigen Gott abfallen. Alle Spaltungen in der Kirche sind immer aus der stolzen Selbstüberhebung der Menschen entstanden.

**Und das so viel mehr** usw. Es ist hier die Rede von der Wiederkunft Christi, deren Erwartung uns mächtig antreiben soll, sowohl auf unsere persönliche Heiligung bedacht zu sein (Röm. 13, 11 f.; 2. Petr. 3, 11 f.), als die Sammlung und Einigung der Kirche mit Sorgfalt und brennendem Eifer zu betreiben. Wenn Christus kommen wird, will er uns aus der gegenwärtigen Zerrissenheit zur Einigkeit zusammenbringen. Je näher daher der Tag seines Kommens ist, desto mehr muss uns die Einigung der zerstreuten Glieder am Herzen liegen, damit eine Herde und ein Hirt werde (Joh. 10, 16). Man könnte sich darüber verwundern, dass der Apostel zu solchen, für die die Erscheinung Christi noch in weiter Ferne lag, sagt, sie sehen den Tag nahen, ja er stehe unmittelbar bevor. Aber von Anfang an handelte es sich für die Glieder der Christengemeinde darum, das baldige Kommen des Richters zu erwarten. Sie waren nicht in einem falschen Wahn befangen, wenn sie jeden Augenblick auf Christi Ankunft gerüstet waren. Denn seit das Evangelium in die Welt gekommen ist, wird mit Recht und im eigentlichen Sinn die ganze christliche Epoche als die letzte Zeit bezeichnet. So haben auch die vor Jahrhunderten Verstorbenen so gut wie wir in den letzten Tagen gelebt. Die naseweisen Spötter freilich lachen über unsere Einfalt und begreifen es nicht, wie man an eine Auferstehung des Fleisches und an ein letztes Gericht glauben kann. Aber unser Glaube wird durch solchen Spott nicht erschüttert: lehrt uns doch die Schrift, dass tausend Jahre vor Gott sind wie ein Tag (2. Petr. 3, 8). Im Hinblick auf die Ewigkeit des himmlischen Reiches kann für uns die Dauer einer, wenn auch langen Zeit nichts ins Gewicht fallen. Zudem ist uns seit jenem Tag, da Christus nach vollbrachtem Erlösungswerk gen Himmel gefahren ist, die Zeit seiner Wiederkunft ver-

borgen, so dass wir recht tun, sie jederzeit zu erwarten und jeden Tag anzusehen, wie wenn er der letzte wäre.

V. 26. **Denn so wir mutwillig sündigen** usw. Dieses Wort gibt uns zu bedenken, was für ein Strafgericht denen bevorsteht, die von Christi Gnade abfallen. Des alleinigen Heils verlustig, sind sie dem gewissen Verderben anheimgegeben. Indessen schützt die richtige Erklärung des Wortsinnes für sich allein schon vor dem Missverständnis, das sich in der alten Kirche an den Namen der Novatianer<sup>7</sup> knüpft. Der Apostel spricht hier nicht von einzelnen Fehlritten, sondern von dem völligen Bruch mit der Kirche und von der bewussten Abwendung von Christus und seiner Gnade. Eine solche allgemein widerstrebende Haltung setzen auch die Worte voraus: nachdem wir die Erkenntnis der Wahrheit empfangen haben. Dass nur von Abtrünnigen die Rede ist, geht übrigens aus dem Zusammenhang hervor. Der Apostel warnt ja die einmal in die Gemeinde Aufgenommenen davor, sie wieder zu verlassen, wie etliche taten. Für solche, sagt er, gibt es **fürder kein anderes Opfer**, da sie mit freiem Willen sündigen und wider besseres Wissen und Gewissen die Gnade von sich weisen, nachdem sie die Erkenntnis der Wahrheit empfangen hatten. Diese göttliche Strenge, so fruchtbar ernst und erschreckend sie auch ist, darf nicht als Grausamkeit ausgelegt werden. Christi Tod ist das alleinige Heilmittel, um uns vom ewigen Tode zu erlösen. Wer dessen Segenskraft nicht annehmen will, dem bleibt nichts anderes übrig als Verzweiflung; er beraubt sich selbst aller Hoffnung auf Vergebung. Anders ist es, wenn einer, von einem Fehltritt übereilt, in Sünde gerät. Sofern er nur in Christus bleibt, bietet ihm Gott täglich Gnade und Vergebung an. Für die Frommen hat das Opfer Christi sündentilgende Kraft bis zu ihrem Tod, wie oft sie auch in menschlicher Schwachheit fehlen. Aber nicht davon spricht der Apostel, sondern von der frevelhaften Abkehr von Christus und seinem Erlösungstod. Die Worte: **nachdem wir die Erkenntnis der Wahrheit empfangen haben**, heben die Undankbarkeit eines solchen Verhaltens deutlich hervor. Wer eigenwillig und vorsätzlich das Licht, das Gott in seinem Herzen hat aufgehen lassen, auslöscht, kann zu seiner Entschuldigung nichts vorbringen. Mögen wir also die uns angebotene Wahrheit nicht nur mit ehrfurchtsvollem und lernbegierigem Sinn annehmen, sondern in ihrer Erkenntnis fest beharren, damit dieses über ihre Missachtung verhängte, schreckliche Strafgericht uns nicht treffe.

V. 27. **Sondern ein schrecklich Warten.** Darunter hat man sich die Qualen des bösen Gewissens zu denken, unter denen die Gottlosen leiden, die nicht bloß in keiner Weise Gottes Gnade verspüren, sondern, nachdem sie geschmeckt haben die himmlische Gabe, erkennen müssen, dass sie durch eigene Schuld ewig ausgeschlossen sind. Solche Gewissensangst muss eine wahre Folterqual sein. Daher denn auch der trotzig Groll gegen Gott und die Auflehnung gegen einen so strengen Richter. Mit allen Mitteln sucht man den Gedanken an Gottes Zorn los zu werden, aber vergebens. Gott gibt solchen Menschen wohl bisweilen auf kurze Zeit Ruhe, aber nur um sie bald vor seinen Richterstuhl zu fordern und mit den gefürchtetsten Qualen zu ängstigen.

**Feuereifer**, eigentlich Eifer des Feuers, das verzehren wird. Eifer bezeichnet die brennende Hitze und ungestüme Macht des Feuers. Feuer ist hier, wie auch sonst etwa, im übertragenen Sinn zu verstehen. Wie die Gottlosen jetzt durch den bloßen Gedanken an den göttlichen Zorn in heftige Aufregung und Angst geraten, so werden sie dann vor Qual eigentlich verzehrt werden. Über dieses Feuer darf man nicht spitzfindige Untersuchungen anstellen. Wenn die heilige Schrift Feuer und Wurm miteinander nennt (Jes. 66, 24), so ist offenbar beides bildlich zu verstehen. Der Wurm wenigstens bedeutet ohne Zweifel die Gewissensqualen, die an den Gottlosen nagen.

**Der die Widersacher verzehren wird.** Zu den Feinden Christi wird gerechnet, wer den Kreis der Gläubigen, zu dem er gehört hat, verlässt. Einen Mittelweg gibt es nicht.

V. 28. **Wenn jemand das Gesetz Moses bricht** usw. Schon die Übertretung des Gesetzes war ein todeswürdiges Verbrechen; wieviel mehr verdient die leichtfertige Verwerfung des Evangeliums Strafe! Das musste auf die jüdischen Leser Eindruck machen. Die strengen Maßnahmen des Gesetzes gegen die Abtrünnigen waren ihnen weder unbekannt, noch konnten sie ihnen unbillig hart erscheinen. Daher mussten sie die, wenn auch strenge Bestrafung, durch welche Gott heute die Herrlichkeit seines Evangeliums vor Entheiligung schützt, als gerecht anerkennen. Auch hier bestätigt es sich, dass der Apostel bei dem mutwillig Sündigen (V. 26) nicht an einzelne sündliche Regungen denkt, sondern an die gänzliche Verwerfung Christi. Denn nicht jede Gesetzesübertretung wurde mit dem Tode bestraft, sondern nur der bewusste Abfall von Gott und die völlige Lossagung von seinem Gesetz. Der

Apostel hat die Stelle 5. Mose 17, 2 ff. im Auge: „Wer den Bund des Herrn, deines Gottes, übertritt und hinget und anderen Göttern dient, den sollst du ausführen zu deinem Tor und zu Tode steinigen.“ Das Gesetz hatte seinen Ursprung in Gott, und Mose war nicht sein Urheber, sondern bloß sein Diener. Gleichwohl wird es das Gesetz Moses genannt, weil es durch ihn vermittelt ist, damit das Evangelium, das vom Sohne Gottes ausgegangen ist, nach seiner Erhabenheit in umso hellerem Licht erscheine.

**Er muss sterben durch zwei oder drei Zeugen.** Daraus ist deutlich zu erkennen, welche Gesetzesübertretung der Apostel bezeichnen will. Ohne den Zusatz „durch zwei oder drei Zeugen“ wäre die Möglichkeit zu allerlei falschen Vermutungen gegeben gewesen. Jetzt ist es völlig klar, dass von der Abtrünnigkeit die Rede ist. Nebenbei bemerkt ist dieser Rechtsgrundsatz von den meisten Gesetzgebern anerkannt worden, dass niemand verurteilt werde ohne auf die Aussage von zwei Zeugen hin (5. Mose 19, 15).

**V. 29. Der den Sohn Gottes mit Füßen tritt.** Die Abtrünnigen gehen ohne Barmherzigkeit zu Grunde, wie unter dem Gesetz, so unter dem Evangelium. Aber ungleich schlimmer ist der Untergang derer, die Christus verachten, weil ihnen nicht nur der leibliche Tod, sondern das ewige Verderben in Aussicht steht. Ihnen wird daher mit schwerer Strafe gedroht. Mit drei verschiedenen Ausdrücken wird der Abfall vom Christentum beschrieben: den Sohn Gottes mit Füßen treten, sein Blut unrein achten und den Geist der Gnade schmähen. Schon der Ausdruck „mit Füßen treten“ lautet viel ernster als das V. 28 gebrauchte „brechen“, und dazu handelt es sich um Christus und sein Ansehen, nicht bloß um Mose. Außerdem verdient Beachtung, dass im Gegensatz zum Gesetz nicht einfach vom Evangelium die Rede ist, sondern Christus und der heilige Geist persönlich Mose gegenübergestellt werden.

**Das Blut des Testaments.** Die Undankbarkeit erscheint umso größer, je mehr man bedenkt, wie viel reicher die Segnungen sind, die von Christus ausgehen. Sein Blut zu verachten, das unsere Heiligung bewirkt, ist über die Maßen unwürdig. Aber das tun die, die vom Glauben abtreten; denn unser Glaube sieht nicht auf eine bloße Lehre, sondern auf das Blut, durch das unser Heil verbürgt ist. Daher wird es das Blut des Testaments genannt, weil uns erst jetzt, nachdem dieses Pfand gegeben ist, die Verheißungen bestätigt sind. Die Zueignung vollendet sich in dem „geheiligt sein“, da das vergos-



sene Blut uns nichts nützte, wenn wir nicht durch den heiligen Geist damit besprengt würden. So wird es uns zur Versöhnung und zur Heiligung. Die gesetzliche Art der Besprengung, auf die hier angespielt wird, brachte nicht wahre Heiligung, sondern war nur deren Schatten und Vorbild.

**Den Geist der Gnade.** So heißt der heilige Geist kraft seiner Wirkung, weil wir durch ihn die in Christus angebotene Gnade bei uns aufnehmen. Er erleuchtet unsern Sinn mit des Glaubens Licht, er besiegelt die Gotteskindschaft in unseren Herzen, er wirkt in uns die Wiedergeburt zum neuen Leben und macht uns zu Gliedern am Leibe Christi, so dass er in uns lebt und wir in ihm. Mit Recht wird er also Geist der Gnade genannt, weil wir durch ihn Christi und aller seiner Gaben teilhaftig werden. Ihn schmähen, von dem uns so viele und reiche Segnungen zufließen, ist in der Tat Zeichen einer höchst schändlichen Gottlosigkeit. Den Geist Gottes schmähen aber alle, die seine Gnadenwirkung an sich erfahren haben und dann willentlich wieder zunichtemachen. Kein Wunder, wenn Gott eine solche Entweihung auf die strengste Weise bestraft; kein Wunder, wenn er sich unerbittlich zeigt denen gegenüber, die Christus mit Füßen getreten haben, den Mittler, auf dessen Fürbitte wir angewiesen sind; kein Wunder, wenn Gott den Zugang zum Heil denen verschließt, die den alleinigen Führer, den heiligen Geist, von sich gewiesen haben.

V. 30. **Denn wir wissen den, der da sagte** usw. Die beiden Schriftstellen sind dem 5. Buch Mose entnommen (32, 35 f.). Dort verheißt Gott, er werde das seinem Volk durch die Feinde zugefügte Unrecht rächen. Es scheint zunächst, diese Stelle lasse sich nur willkürlich brauchen als Stütze für den hier ausgesprochenen Gedanken, dass Gott die nicht ungestraft lässt, die seiner spotten. Dem ursprünglichen Sinn der Stelle entspricht es, wenn Paulus (Röm. 12, 19) uns zur Geduld ermahnt mit dem Wort: Gebt Raum dem Zorngericht Gottes, und sich dabei auf Mose beruft. Allein der besondere Sinn solcher Aussprüche hindert nicht, dass wir auf sie eine allgemeine Wahrheit anwenden. War es auch Moses Absicht, die Gläubigen zu trösten mit der Zusicherung, dass sie an Gott einen Rächer haben für erlittenes Unrecht, so darf man immerhin seinen Worten entnehmen, dass das Strafgericht an den Gottlosen Gottes Sache sei. Und wenn er eine Menschen widerfahrene Unbill nicht ungerächt lässt, wird ihm dann an seiner eigenen Ehre

weniger gelegen sein? Gott lässt seiner nicht spotten; er wird den Gottlosen vergelten nach ihren Werken.

**Der Herr wird sein Volk richten.** Auch hier entsteht die gleiche oder gar eine noch größere Schwierigkeit, weil die Worte bei Mose einen anderen Sinn zu haben scheinen. Der Zusammenhang, in welchen sie durch den Apostel gestellt werden, erweckt den Gedanken, **richten** bedeute so viel wie strafen, während Mose der nachfolgende Satz: „und über seine Knechte wird er sich erbarmen“, zeigt, dass von der Ausübung des Herrscheramtes im Allgemeinen die Rede ist. Aber auch in dieser Bedeutung passt die Schriftstelle gut hierher; denn wenn Gott über seine Gemeinde herrscht, wird er sie auch reinigen und alle Verwirrung in ihr zurechtbringen. Daher haben die Heuchler mit Fug und Recht eine solche Herrschaft Gottes zu fürchten. Wenn der Hausherr selbst für Ordnung in seinem Hause sorgt, werden sie der Strafe dafür nicht entgehen, dass sie sich unter die Frommen eingeschlichen und Gottes heiligen Namen schändlich missbraucht haben. In diesem Sinne heißt es von Gott, er mache sich auf, um sein Volk zu richten: er scheidet die Heiligen von den Heuchlern (Ps. 50, 3 – 6). Und der 125. Psalm spricht von der Austilgung der Gottlosen, die sich nicht länger darum, weil Gott sie gewähren lässt, mit ihrer Zugehörigkeit zur Gemeinde brüsten sollen. Das Strafgericht wird an ihnen vollzogen werden, und dann heißt es: Friede über Israel! So darf der Apostel wohl darauf hinweisen, dass Gott seine Gemeinde regiert und nichts versäumt, was zur Ausübung seiner Herrschaft gehört, damit jeder lerne, sich völlig unter sein Regiment zu stellen, und daran denke, dass er seinem Richter wird Rechenschaft geben müssen.

V. 31. Den Schluss macht das Wort: **Schrecklich ist es, in die Hände des lebendigen Gottes zu fallen.** Wie sehr auch ein sterblicher Mensch zu fürchten sei, über den Tod hinaus vermag er nicht zu schaden. Der Allmacht Gottes aber sind nicht so enge Grenzen gezogen. Und während wir die Menschen oft täuschen können, so entgeht man doch dem göttlichen Strafgericht nicht. Wer da inne wird, dass er es mit Gott zu tun hat, den muss, falls er nicht völlig verstockt ist, Furcht und Zittern ankommen, ja ein Schrecken von Gott her, womit sich keine Schmerzen und Qualen vergleichen lassen. So oft unser Fleisch uns einen Genuss vorspiegelt oder die Sünde in irgendeiner Gestalt uns lockt, muss dieses eine Wort genügen, uns

aufzurütteln: schrecklich ist es, in die Hände des lebendigen Gottes zu fallen, dessen Zorn so viele und so schreckliche Strafen verhängen kann zu ewigem Verderben. Nur scheinbar ist es ein Widerspruch, wenn David ausruft (2. Sam. 24, 14), es sei besser, in die Hand des Herrn zu fallen, als in der Menschen Hand. David spricht im Vertrauen auf Gottes Barmherzigkeit und wählt lieber ihn als die Menschen zu seinem Richter. Weil er sich in seiner Niedergeschlagenheit an der verheißenen Gnade aufrichtet, glaubt er, dass sich der Zorn Gottes, den er ja wohl verdient habe, wenden werde. Da er gewiss ist, Gott werde nach seiner Bitte tun, so ist es kein Wunder, wenn er den Zorn Gottes weniger fürchtet als den der Menschen. Hier aber spricht der Apostel vom Zorn Gottes gegen die Verworfenen, die ohne Hoffnung auf Vergebung die äußerste Strenge über sich ergehen lassen müssen, weil sie selber der Gnade Gottes den Zugang verschlossen haben. Wie wir wissen, richten sich die biblischen Aussagen über Gott nach dem Verhalten der Menschen zu ihm: „Bei den Reinen bist du rein, und bei den Verkehrten bist du verkehrt“ (Ps. 18, 27).

V. 32. **Gedenket aber an die vorigen Tage.** Die Erinnerung an die früheren Erweise ihrer Frömmigkeit soll die Leser zum freudigen Beharren aufmuntern. Nach gutem Anfang mitten im Lauf ermatten ist schmähhlich; noch schmähhlicher aber ist es zurückzuweichen, nachdem man schon weit vorangekommen ist. Nur dann ist uns die Erinnerung an die früher bewiesene Standhaftigkeit und Treue im Kampf unter Christi Fahne heilsam und nützlich, wenn sie uns nicht zum Anlass feiger Ermattung wird, als hätten wir unsere Pflicht schon vollständig erfüllt, sondern uns vielmehr zur Vollendung des vorgeschriebenen Laufes umso williger macht. Christus hat uns berufen, nicht damit wir nach Verlauf von einigen Jahren wie ausgediente Soldaten unseren Abschied nehmen, sondern um bis zum Ende in seinem Dienste zu stehen. Die Ermahnung wird zudem umso nachdrücklicher, wenn von den Lesern gesagt werden kann, sie hätten den Beweis ihrer Kriegstüchtigkeit schon als junge Rekruten in hervorragender Weise geleistet; umso schimpflicher wäre daher ihr Abfall nach so langer Übung im Kriegsdienst. Durch den Zusatz nämlich: **nachdem ihr erleuchtet waret**, wird die Aussage auf jene ersten Erfahrungen in der Nachfolge Christi bezogen, so dass sie den Sinn erhält: gleich am Anfang eures christlichen Lebens habt ihr große und heftige Kämpfe erduldet; nachdem ihr diese Schule durchgemacht, solltet ihr nun umso mutiger geworden sein. Der Ausdruck

lässt aber auch erkennen, dass der Anfang ihres Glaubens auf Gott und nicht auf ihre eigene Kraft zurückzuführen ist. Erleuchtet werden solche, die vorher in der Finsternis lebten und mit ihren Augen nicht sehen konnten, wenn ihnen nicht von außen das Licht käme. So oft also in unserer Erinnerung auftaucht, was wir für Christus getan und gelitten haben, so oft sollen wir uns angetrieben fühlen zu noch weiterem Fortschritt.

**V. 33. Zum Teil selbst durch Schmach** usw. Die Angeredeten hatten ungewöhnliche Proben ihres Glaubens bestanden. Sie sind durch Schmach und Trübsal ein Schauspiel geworden, haben also sehr schwere Verfolgungen standhaft ertragen. Dennoch werden sie zu noch Größerem aufgefordert. Niemand soll sich in verkehrter Selbstgefälligkeit einreden, er habe das Ziel schon erreicht, oder er bedürfe keiner weiteren Antriebe mehr. Besonders aber ist auf das zu achten, was weiter folgt. Es heißt, sie hätten **Gemeinschaft** gehabt mit den Gläubigen, die verfolgt wurden. Da alle Frommen gleicherweise für Christi Sache kämpfen, so muss ihnen das Leiden, das über die einen kommt, als gemeinsames gelten (1. Kor. 12, 26). Das soll stets unser Grundsatz sein, wollen wir uns nicht von Christus selber lossagen.

**V. 34. Ihr habt den Raub eurer Güter mit Freuden erduldet.** Ohne Zweifel hat die Einbuße ihrer Güter die Leser, sofern sie menschlich empfanden, in Trauer versetzt. Armut gehört zu den Widerwärtigkeiten dieses Lebens, und so berührte sie der Verlust der Güter an und für sich schmerzlich. Aber ihre Traurigkeit war derart, dass sie die Freude nicht ausschloss, von der der Apostel hier spricht. Der Blick nach oben gab ihnen eine Befriedigung, die ihren Schmerz um das Verlorene linderte. So soll auch unser Herz durch das Sehen auf die himmlische Belohnung (11, 26) von der Welt abgelenkt werden. Das ist eine Glaubenserfahrung aller Frommen. Wir lassen uns sicher alles mit Freuden gefallen, was nach unserer Überzeugung zum Heil dienen muss. Kinder Gottes haben aber diese Gewissheit vor allem in Bezug auf die Kämpfe, die sie zur Ehre Christi auf sich nehmen. Daher kann bei ihnen auch im tiefsten Schmerz die natürliche Regung nie so sehr die Oberhand gewinnen, dass sie unfähig wären, ihren Sinn zum Himmel zu erheben und so zur Freude im Geist durchzudringen.

**Als die ihr wisset, dass ihr bei euch selbst eine bessere und bleibende Habe im Himmel habt.** Hierin liegt der Grund der Freude. Fröhlich haben

sie den Raub ihrer Güter erduldet, nicht weil sie sich gern beraubt sahen, sondern weil sie ihren Geist auf den reichen Ersatz richteten und daher die schmerzlichen Erfahrungen des gegenwärtigen Verlustes leicht vergessen konnten. Gegenüber dem kräftig empfundenen Vorgeschmack der himmlischen Güter verliert die Welt mit ihren Lockungen ihren Reiz so völlig, dass wir weder Armut noch bei Schmach im Schmerz völlig versinken können. Es gibt daher kein besseres Mittel, geduldig und gelassen alles, was es auch sei, um Christi willen ertragen zu können, als häufiges Sichversenken in das Glück, das wir bei dem Herrn finden. Demgegenüber sind alle irdischen Güter als Kot zu betrachten (Phil. 3, 8).

**Bei euch selbst.** Übersehen wir das nicht. Was hilft es, die von Gott seinen Kindern gegebene Verheißung des Erbes im Allgemeinen zu kennen, wenn man sie nicht auf sich zu beziehen vermag?

V. 35. **Werfet euer Vertrauen nicht weg.** Nichts trägt so sehr dazu bei, uns standhaft zu machen, als kräftiges Festhalten am Vertrauen. Werfen wir dieses weg, so bringen wir uns selbst um die in Aussicht gestellte Belohnung. Dieses Vertrauen ist also das Fundament eines frommen und heiligen Wandels. Wenn von einer **Belohnung** die Rede ist, so wird dadurch die freie Gnadenverheißung in keiner Weise abgeschwächt. Denn wenn auch die Gläubigen wissen, dass ihre Arbeit in dem Herrn nicht vergeblich ist (1. Kor. 15, 58), so verlassen sie sich doch auf nichts anderes als auf Gottes Erbarmen. Übrigens ist bei anderer Gelegenheit oft genug davon die Rede gewesen, dass sich der Ausdruck Lohn wohl verträgt mit der freien Gnade, durch die uns Gerechtigkeit geschenkt wird.

V. 36. **Geduld aber ist euch not,** - nicht nur, weil bis ans Ende ausgeharrt werden muss, sondern weil der Satan ungezählte Hemmnisse, Schwierigkeiten und Widerwärtigkeiten auf unserem Weg häuft, um uns wo möglich aufzuhalten. Wären wir daher nicht mit einer ganz besonderen Widerstandskraft ausgerüstet, so würden wir tausendmal entmutigt zusammenbrechen, bevor wir die Hälfte unseres Laufes nach dem vorgesteckten Ziel zurückgelegt haben. Ja keine zwei Schritte kann der Christ tun, ohne zu ermatten, wenn er sich nicht mit Ausdauer wappnet. Das ist die einzige Möglichkeit, beständig vorwärts zu kommen; anders werden wir weder Gott gefallen, noch je das verheißene Erbe, das hier **die Verheißung** genannt wird, erlangen.

V. 37. **Noch über eine kleine Weile.** Um die Ausdauer zu erleichtern, erinnert der Apostel, es werde nicht lange währen. Nichts kann zage Gemüter mehr aufrichten als die Aussicht auf einen nahe bevorstehenden Ausgang. Ähnlich wie ein Feldherr seinen Soldaten das nahe Ende des Krieges zeigt, sofern sie nur noch ein wenig ausharren, gibt hier der Apostel den tapferen Kämpfern zu bedenken, dass der Herr bald kommen werde, der sie aus allen Übeln herausreißt. Diesen feinen Trost kleidet er mit Nachdruck in eine Anführung aus dem Propheten Habakuk (2, 3 f.). Da er jedoch der griechischen Übersetzung des alten Testaments folgt und von den eigenen Worten des Propheten einigermaßen abweicht, gebe ich zunächst eine kurze Darlegung der letzteren. Nachdem der Prophet die furchtbare Niederlage seines Volkes geschaut, fasst ihn Entsetzen darüber, und es drängt ihn, sich gleichsam aus der Welt zurückzuziehen auf eine Warte. Unsere Warte aber ist Gottes Wort, das uns in den Himmel erhebt. So auf seiner Feste stehend, erhält er den Befehl, eine neue Weissagung niederzuschreiben, die den Frommen gewisse Rettung verheißt. Weil aber die Menschen einmal von Natur in ihrem Wünschen und Begehren so stürmisch sind, dass sie immer dazu neigen, Gott der Langsamkeit zu zeihen, wie sehr er auch eilt, so wird erklärt, die Verheißung werde ohne Verzug erfüllt werden; dann wird freilich gleich beigefügt: „Ob sie verzieht, so harre ihrer.“ Damit soll angedeutet sein, was Gott verheißt, geschehe nie so schnell, dass es uns nicht spät vorkomme, wie das alte Sprichwort sagt, dem Wartenden werde die Zeit immer lang. Hierauf folgt das Wort: „Siehe, wer halsstarrig ist, der wird keine Ruhe in seinem Herzen haben; der Gerechte aber wird seines Glaubens leben.“ Die Gottlosen, wird damit gesagt, haben trotz aller Hilfsmittel, auf die sie sich verlassen, keinen Halt, weil nur im Glauben wahres Leben ist. Mögen sich darum die Ungläubigen sichern, wie sie wollen, sie finden in der ganzen Welt nur hinfällige Stützen, so dass sie immer wieder in ängstliche Unruhe versetzt sind; wogegen die Frommen ihr Glaube niemals täuscht, da er auf Gott ruht. Dies ist der Sinn des Prophetenworts. Der Apostel überträgt nun, was von der Verheißung gesagt ist, auf Gott selbst – im Grunde ein kleiner Unterschied, da Gott in der Erfüllung seiner Verheißungen gewissermaßen sich selbst offenbart. Ist es doch ein Kommen des Herrn, so oft er seine Hand ausstreckt, uns zu helfen. Bald werde dies geschehen, sagt der Apostel mit dem Propheten; denn Gott schiebt seine Hilfe nicht länger als nötig auf. Nie tut er es, um uns, wie Menschen pflegen, in eitler Weise hinzuhäl-

ten, sondern er kennt seine Zeit, und im entscheidenden Augenblick greift er ein.

**V. 38. Der Gerechte aber wird des Glaubens leben.** Das bedeutet hier zunächst, die ausharrende Geduld werde aus dem Glauben geboren. Gewiss ist es so: nur vermöge des Glaubens werden wir den unser wartenden Kämpfen gewachsen sein; er ist in Wahrheit für uns, wie 1. Joh. 5, 4 sagt, der Sieg, der die Welt überwindet. Er ist es, in dessen Kraft wir uns aufwärts schwingen, durch den wir alle Krisen des gegenwärtigen Lebens, alles Leid und Mühsal besiegen, - mitten im Wetter ein sicherer Bergungsort. Der Apostel wollte daher den Gedanken ausdrücken, dass die vor Gott Gerechtfertigten ihr neues Leben überhaupt einzig durch den Glauben haben.

Die Zukunftsform: er „wird leben“ – deutet die ewige Dauer dieses Lebens an. Für das Nähere verweise ich auf die Erklärung zu Röm. 1, 7 und Gal. 3, 11, wo die nämliche Stelle zitiert wird.

**Wer aber weichen wird.** Der Prophet sagt: „Wer halsstarrig ist, der wird keine Ruhe in seinem Herzen haben.“ Der Apostel hält sich auch hier an die griechische Übersetzung, die teils mit dem Sinn des Propheten übereinstimmt, teils sich davon unterscheidet. Was das „Weichen“ betrifft, so berührt es sich sehr nahe mit dem halsstarrigen, d. h. hochmütig aufgeblasenen Wesen der Gottlosen; denn ihre trotzigte Auflehnung wider Gott hat ihren Grund eben darin, dass sie, von falscher Sicherheit trunken, sich Gottes Machtbereich meilen entziehen und dabei ruhig und straflos bleiben zu können. Ihr Weichen ist eine Flucht hinter allerlei Verschanzungen, die sie der Notwendigkeit, Gott zu fürchten und zu verehren, entheben soll. Daher wird mit diesem Ausdruck ebenso die Art des Glaubens wie der Geist der Gottlosigkeit gekennzeichnet. Der Glaube weicht nicht; er führt den Menschen aus seinem Versteck heraus, löst ihn von sich selbst und bringt ihn in die demütige Abhängigkeit von Gott.

**V. 39. Wir aber sind nicht von denen, die da weichen.** Das angeführte Wort passte sehr gut zu der früheren Mahnung (V. 25), die Versammlung der Christen nicht zu verlassen, um sich nicht schließlich dem Glauben und der Gnade Christi zu entfremden. Jetzt gibt ihm der Apostel die feine Wendung: ihre Berufung schließe ein für alle Mal das Weichen aus. Und nochmals stellt er Glauben und Weichen, Rettung der Seele und Verdammnis

einander gegenüber. Bedenken wir wohl, dass dies auch uns angeht. Hat Gott uns einmal des Lichts des Evangeliums gewürdigt, so kann der Zweck unserer Berufung nur sein, Gott immer gehorsamer zu werden und ihm beständig näher zu kommen. Auf diesem Wege entfliehen wir dem ewigen Verderben und retten unsere Seele.



## Kapitel 11.

V. 1. **Es ist aber der Glaube** usw. Wer immer hier den neuen Kapitelanfang gemacht hat, - der Zusammenhang wird dadurch übel zerrissen. Der Apostel will ja beweisen, dass Geduld nottue. Zu dem Ende hat er das Wort Habakuks angeführt, der Gerechte habe sein Leben durch den Glauben. Jetzt bleibt noch zu zeigen, dass zum innersten Wesen des Glaubens Geduld gehört. Der Gedankenzusammenhang ist also folgender: Zum vollendeten Heil gelangen wir niemals ohne Geduld; denn nur dem Glauben ist Leben verheißen, der Glaube aber weist uns auf Dinge, die für uns noch in der Ferne liegen, und schließt deshalb notwendig die Geduld in sich. Daraus geht auch hervor, wie irrtümlich es ist, hier eine vollständige Begriffsbestimmung des Glaubens zu erwarten: nicht vom Glauben nach allen seinen Seiten spricht hier der Apostel, sondern sofern er für seine gegenwärtige Absicht in Betracht kommt, nämlich hinsichtlich der engen Verbindung mit der Geduld. Nun lasst uns die Worte erwägen.

Den Glauben nennt er **eine gewisse Zuversicht des, das man hofft**. Nun hofft man aber bekanntlich nicht auf Dinge, die einem zur Hand sind, sondern auf noch verborgene, oder deren Genuss wenigstens erst einer späteren Zeit vorbehalten ist. So wie Paulus Röm. 8, 24 f., nachdem er betont hat, wie sähen nicht, worauf wir hofften, daraus den Schluss zieht: wir warten sein durch Geduld, so erinnert unser Apostel daran, das Vertrauen, das wir Gott schenken, beziehe sich nicht auf gegenwärtige, sondern erst zu erwartende Güter. Der scheinbar widersprechende Ausdruck ist voll Feinheit. Der Glaube, sagt er, ist eine gewisse Zuversicht oder wörtlich Übernahme, Besitzergreifung – von was für Dingen? Von solchen, die wir zurzeit weder greifen noch auch nur mit dem Verstande im Entferntesten fassen können.

Ebenso verhält es sich mit dem zweiten Glied: **ein Überführtwerden von dem, das man nicht sieht**. Gerade nur auf das Augenscheinliche erstreckt sich sonst die Möglichkeit einer Überführung. Daher liegt auch hier ein scheinbarer Widerstreit vor, der sich indessen vollkommen löst, wo vom Glauben die Rede ist. Denn der Geist Gottes entdeckt uns verborgene Dinge, von denen keine sinnliche Kenntnis zu uns gelangen kann. Ewiges Leben wird uns verheißen – nach dem Tode; man sagt uns von seliger Aufer-

stehung – und überall schauen wir Verwesung; für gerecht werden wir erklärt – und in uns wohnt die Sünde; wir hören von Seligkeit – inzwischen drückt ungezähltes Leid; die Fülle aller Güter wird in Aussicht gestellt – einstweilen ist reichlich Anlass zum Hungern und Dürsten; Gott ruft, seine Hilfe sei vor der Tür – und scheint taube Ohren zu haben bei unserem Schreien. Was wären wir da ohne den Stab der Hoffnung und ohne dass sich unser Geist, dem Lichte des göttlichen Wortes und Geistes folgend, durch alle Finsternis über diese Welt hinaus erheben könnte! Mit Recht heißt darum der Glaube eine gewisse Zuversicht des, das man hofft, und ein Überführtwerden von dem, das man nicht sieht.

V. 2. **Die Alten.** Bis ans Ende dieses Kapitels lautet das Thema: die Väter sind auf keinem anderen Wege als dem des Glaubens zum Heile gekommen oder Gott angenehm geworden. Dass die Juden für ihre Vorväter große Verehrung hatten, war nicht ohne Grund. Allein es mischte sich darin so viel eitler Stolz und abergläubische Befangenheit in überlebten Formen, dass diese Verehrung zum großen Hindernis ward, sich ganz der Führung Christi zu überlassen. Deswegen zeigt der Apostel, was den Hauptvorzug jener ausmachte, und worin also auch die Nachkommen die heilige Gemeinschaft mit ihnen suchen müssten. Das werden wir als Haupt- und Angelpunkt der ganzen Rede festzuhalten haben: von Anbeginn der Welt sind die Väter, so viele ihrer Gottes Wohlgefallen genossen, einzig durch den Glauben mit ihm verbunden gewesen; wer vom Glauben weicht, sagt sich eben damit von ihnen und von der Gemeinde los und gehört nicht mehr zu den wahren Söhnen Abrahams.

V. 3. **Durch den Glauben merken wir** usw. Das zuletzt Gesagte findet hier seine Bestätigung. Die Erkenntnis des Welterschöpfers ist das, was uns über das unvernünftige Tier erhebt; denn wozu anders wäre der Mensch mit Verstand und Vernunft begabt worden, als um seinen Schöpfer zu erkennen? Ist dies aber einzig durch den Glauben wahrhaft möglich, so ist leicht ersichtlich, dass der Glaube die hervorstechende Tugend der Väter gewesen sein muss.

Es könnte aber hier eingewendet werden, dass doch auch der Ungläubige durch den Anblick des Weltgebäudes gezwungen werde, irgendeinen Werkmeister anzunehmen; wie denn Paulus auch die Heiden der Undankbarkeit anklagt, weil sie trotz ihres Wissens von Gott ihm nicht die schuldige Ehre

erwiesen (Röm. 1, 21). Gewiss hätte ferner die Religion nicht zu allen Zeiten einen solchen Platz im Leben der Völker behauptet, ohne die allgemeine und tiefgewurzelte Überzeugung von Gott als dem Schöpfer der Welt. Mit dem Glauben scheint also diese Erkenntnis nichts zu tun zu haben. Ich antworte: eine gewisse Ahnung davon, dass die Welt von Gott erschaffen sei, haben allerdings die Heiden immer gehabt, aber keine feste und sichere Erkenntnis. Denn sobald sie sich nähere Vorstellungen darüber machen wollten, verlieren sich ihre Gedanken im Nebel, und sie tasten nach dem bloßen Schatten eines göttlichen Wesens. Man denke auch daran, wie sie in der Weltregierung dem „Schicksal“ die Herrschaft zuschreiben: von einer Vorsehung Gottes wissen sie nichts. So ist denn der menschliche Geist blind für dieses natürliche Licht, das von allen Kreaturen ausstrahlt, bis er, von Gottes Geist erleuchtet, im Glauben zu fassen anfängt, was er anderswie nie erfassen würde. Der Apostel hat darum recht, wenn er eine solche volle und wahre Erkenntnis dem Glauben vorbehält. Die Gläubigen nehmen die Macht des schöpferischen Wortes Gottes wahr, die sich als solche nicht etwa nur vorübergehend bei Erschaffung der Welt gezeigt hat, sondern fort und fort in deren Erhaltung offenbart. Sie fühlen auch nicht bloß die Macht Gottes, sondern seine Güte, Weisheit und Gerechtigkeit, wodurch sie getrieben werden, ihm zu dienen, ihn zu lieben und zu verehren.

**Der Schauplatz unsichtbarer Kräfte.** Bei diesem Satzglied haben sich meines Erachtens alle Ausleger getäuscht. Der Sinn ist, dass wir in der geschaffenen Welt ein deutliches Spiegelbild göttlicher Kraft und Herrlichkeit haben. Unser Apostel lehrt hier das Nämliche, wie Paulus Röm. 1, 20: Gottes unsichtbares Wesen komme für uns irgendwie zur Erscheinung in den Werken der Schöpfung, indem der ganze Bau des Weltalls von seiner ewigen Weisheit, Güte und Macht ein leuchtendes Zeugnis gebe. Nicht als ob wir Menschen schon aus der Betrachtung der Welt eine hinreichend klare Erkenntnis Gottes gewinnen könnten. Aber den Gottlosen offenbart er sich doch auf diese Weise so, dass sie für ihre Unwissenheit keine Entschuldigung mehr haben; und den Gläubigen, denen er das Auge geöffnet hat, schimmern in allen Kreaturen Funken seiner Herrlichkeit entgegen.

V. 4. **Durch den Glauben.** Die folgenden Beispiele sollen zeigen, dass allen hervorragenden Taten der frommen Helden ohne Ausnahme der Glaube den eigentlich auszeichnenden Wert verliehen habe. Der Glaube seinerseits

aber wird in zweierlei Hinsicht gerühmt: einmal wegen seines Gehorsams, indem er nichts gegen die Regel des göttlichen Wortes anfängt oder unternimmt; sodann weil er, auf Gottes Verheißungen sich stützend, keine anderen Wert und keine andere Würdigkeit kennt als die aus reiner Gnade geschenkte. Dies beides den Lesern einzuschärfen, darauf sieht es der Apostel bei der immer wiederkehrenden Betonung des Glaubens ab.

Zunächst sagt er: Abel habe Gott **ein größeres Opfer** gebracht als Kain, nur weil es durch den Glauben geheiligt war; denn ohne Zweifel war es nicht der Wohlgeruch des Fettes der Tiere, der Gott versöhnen konnte. Die Schrift sagt auch deutlich genug, warum sein Opfer Gott angenehm gewesen sei: „Der Herr sah gnädiglich an Abel und sein Opfer“ (1. Mose 4, 4). Darum also fand die Gabe Gefallen, weil er selbst Gott wohlgefällig war; und woher anders nun dieses Wohlgefallen, als weil er ein durch den Glauben gereinigtes Herz hatte?

**Da Gott zeugte.** Das über seine Gabe ausgesprochene Zeugnis war ein Zeugnis für seine eigene Gerechtigkeit. Denn vor Gott gelten keine andern Werke für gerecht als die des gerechtfertigten Menschen. Diese Wahrheit ist wichtig und umso sorgfältiger zu beachten, als sie uns nicht leicht eingeht; denn durch die blendende Außenseite irgendeiner Tat lassen wir uns alsbald zur Bewunderung hinreißen und meinen, Gott könne sie doch nicht verwerfen. Aber Gott, der nur auf die Reinheit des Herzens schaut, fragt nichts nach äußerem Schein. Bedenken wir denn, dass wir zu keiner wahren Tugend fähig sind, bis Gott uns selbst in seine Gnade aufgenommen hat.

**Durch denselbigen redet er noch.** Auch das schreibt der Brief dem Glauben zu, dass Gott noch nach dem Tode Abels, nicht weniger als in seinem Leben, sich sichtlich seiner angenommen habe. Dass Abel, wiewohl gestorben, noch rede, bezieht sich nämlich auf die mosaische Erzählung, wonach er oder sein Blut – was beides gleicherweise bildlich zu verstehen ist – zum Himmel geschrien habe und Gott dadurch bewogen worden sei, den schändlichen Mord zu rächen. Dieses besondere Zeichen göttlicher Liebe und Teilnahme stellt ihn in die Reihe der Heiligen Gottes, deren Tod wert gehalten ist vor dem Herrn.

V. 5. **Henoeh** . Mit wenigen Beispielen aus der ältesten Zeit bahnt sich der Verfasser den Weg zu Abraham und dessen Nachkommen. Die ungewohnte

Art, wie Gott den Henoeh von der Erde nahm, war für jedermann ein auffallender Beweis, wie wert ihm dieser war. Gottlosigkeit und Sittenverderbnis herrschten damals überall. Wäre er gestorben wie andere auch, so wäre kein Mensch auf den Gedanken gekommen, dass Gottes Vorsehung ihn durch den Tod vor der Ansteckung bewahrt habe. Indem er aber ohne Tod dahingerafft wurde, zeigte sich vom Himmel her die Hand Gottes, die ihn wie aus dem Feuer riss. So wurde er einer außerordentlichen Ehre gewürdigt. Durch den Glauben, sagt der Apostel, sei sie ihm zuteil geworden; denn er war ein frommer Mann und „führte ein göttlich Leben“ (1. Mose 5, 24), und die Grundlage der Frömmigkeit ruht im Glauben.

V. 6. **Aber ohne Glauben** usw. Der erste der beiden Sätze findet seine Erklärung durch den zweiten. Der Grund, warum niemand ohne Glauben Gott gefallen kann, ist der: es gibt kein Hinzutreten zu Gott ohne durch Glauben. Und zwar verschafft uns der Glaube den Zugang auf doppelte Weise: er ist unser Führer zum Dienst des wahren Gottes, den er uns als solchen erst gewiss macht; und er gibt uns auf Grund des göttlichen Heilswillens die Überzeugung, dass wir Gott nicht vergeblich suchen werden.

Wenn der Apostel Glauben daran verlangt, dass Gott sei, so scheint er freilich damit zunächst nichts Großes zu sagen. Und doch: wenn uns der Herr nicht in der Erkenntnis seiner selbst festhält, so beschleichen uns immer wieder Zweifelsgedanken, die das Gefühl für Gott gänzlich verdrängen können. In seinem Hang zur Oberflächlichkeit sieht der Mensch so leicht über Gott hinweg. Der Apostel meint ja auch nicht bloß die Überzeugung, dass es einen Gott gäbe, sondern er spricht vom wahren Gott. Es genügt nicht, sich irgendeinen Gott zu denken und vorzustellen, ohne Augen zu haben für den wahren Gott. Denn was könnte ein erdichtetes Gedankenbild helfen, das man mit göttlicher Würde bekleidet? So verstehen wir den Gedanken des Apostels: er betont, wir hätten keinen Zugang zu Gott, wenn wir nicht von der Wirklichkeit Gottes tief durchdrungen seien, so dass wir uns auf keinen Abweg schwankender Einbildungen mehr einlassen. Ohne Innehalten der rechten Spur ist jedes Bemühen, Gott zu dienen und ihn zu verehren, umsonst; und von Religion kann schließlich doch nur da gesprochen werden, wo man Gott als Wahrheit und Realität besitzt. Wenn aber wahre Gotteserkenntnis, eine Erfahrung von seiner Majestät, in unseren Herzen wohnt, erwacht notwendig die Ehrfurcht; dann entsteht auch der Trieb, ihm

zu dienen, und das ganze Leben bekommt seine Richtung auf ihn als das Ziel hin.

Das zweite, was zum Glauben gehört, ist die Überzeugung, dass wir Gott nicht umsonst suchen. Daran hängt die Gewissheit des Heils und des ewigen Lebens. Denn was uns zum Suchen Gottes veranlasst, ist der Gedanke an seine Güte und die Hoffnung, dass uns bei ihm Heil bereit sei; ohne solche frohe Aussicht fliehen oder verachten wir Gott. Erinnern wir uns jedoch, dass es dabei auf festen und standhaften Glauben ankommt, nicht auf eine Ansicht, wie sie auch die Gottlosen zuzeiten haben können, ohne damit Gott näher zu kommen! Auf dieses gläubige Suchen bezieht sich die „Vergeltung“, welche Gott übt, niemals aber auf verdienstliche Werke, die er uns vergelten müsste. Von solchen weiß die Schrift nirgends; der einzige Weg, Gott zu suchen, führt nach ihr durch Zerschlagenheit und Angst des Herzens hindurch. Aber wie hoch hinauf stellt uns nun diese gewisse Zusage, dass Gott nicht vergeblich gesucht wird! Weit übersteigt sie unser Verständnis, zumal wenn wir sie nicht nur im Allgemeinen gelten lassen, sondern jeder sie, wie er soll, sich persönlich zueignet: Gott kümmert sich um mich; an meinem Heil liegt ihm so viel, dass er mir niemals seinen Beistand entziehen wird; er erhört meine Bitten und führt mich aus aller Gebundenheit heraus.

Aus diesen beiden Stücken lässt sich jetzt erkennen, wieso und warum es unmöglich ist, ohne Glauben Gott zu gefallen. Er hätte ein Recht, uns zu hassen, da wir von Natur unter dem Fluche sind; zudem steht das Heilmittel nicht in unserer Macht. So muss uns Gott selbst mit seiner Gnade zuvorkommen. Das geschieht, wenn uns ein für alle Mal die Erkenntnis des lebendigen Gottes aufgeht, ohne den wir nichts können und vermögen und dessen Verherrlichung das einzig rechtmäßige Ziel des Lebens ist, und wenn dann weiter unser Glaube sich vollendet im festen Vertrauen, dass wir nicht umsonst ihn suchen und unser Heil von ihm erwarten. Nur verblendeter Hochmut und Eigendünkel könnten dieses Vertrauen zu Gott als dem Vergelter auf verdienstliche Werke und eigene menschliche Würde, statt auf die Gnade Gottes, gründen wollen. Da aber Gottes Gnade durch Christus vermittelt ist, so muss der Glaube stets auf ihn zurückgehen, auf ihn allein schauen, an ihm allein hängen.

V. 7. **Noah.** Bisher war vom Glauben der Väter die Rede, welche im ersten Weltzeitalter gelebt hatten. Als Noah mit seiner Familie der Sintflut entran, begann gleichsam die Geschichte einer neuen Menschheit. Aber zu allen Zeiten ist es immer wieder der Glaube gewesen, durch den die Menschen Gott angenehm geworden sind oder etwas Rühmliches vollbracht haben. An Noah wird uns ein Vierfaches zur Betrachtung vorgehalten: er fürchtete das göttliche Gericht, wiewohl es noch weit in der Zukunft lag; er baute die Arche; er sprach der Welt damit das Urteil; er wurde ein Erbe der Gerechtigkeit, die durch den Glauben kommt.

**Einen göttlichen Befehl von dem, das man noch nicht sah.** Da schauen wir wieder das eigentümliche Wesen des Glaubens: Verborgenes und den Sinnen Unzugängliches wird ihm im Worte Gottes sichtbar. Als hundertundzwanzig Jahre zum voraus die Sintflut angekündigt wurde, hätte schon die lange Frist gegen die Furcht abstumpfen können. Überhaupt war die Sache ungläubhaft; die ganze Welt ergab sich nach wie vor sorgloser Üppigkeit, und die ernste Botschaft konnte als ein leeres Schreckgespenst erscheinen. Allein Noah hält das göttliche Wort so hoch, dass er trotz dem, was vor Augen liegt, den angedrohten Untergang fürchtet, als sei er schon gegenwärtig. Der Glaube, den er dem Worte Gottes schenkt, macht ihn tüchtig zum Gehorsam gegen Gott. Es möchte indessen auffallen, dass hier von Noah gesagt wird, der Glaube habe ihn zur Furcht bewogen, da doch der Glaube viel eher mit Gnadenerweisungen als mit Drohungen zu tun hat, weshalb Paulus das Evangelium Wort des Glaubens nennt (Röm. 10, 8). In der Tat, aus der Verheißung empfängt der Glaube Leben, Kraft und Richtung; darum ist uns Christus, in welchem alle Verheißungen des Heils bestätigt und besiegelt sind, das wahre Ziel des Glaubens. Nichtsdestoweniger nimmt der Glaube auch die Befehle und Drohungen, die aus Gottes Munde gehen, ehrfürchtig an und unterwirft sich ihnen ohne Wanken. Nur weil sie für sich allein nie das Gott wohlgefällige Verhalten bewirken würden, wird vorzugsweise das Evangelium als die Kunde von dem göttlichen Heilswillen das Wort des Glaubens genannt.

**Die Arche zubereitet.** Hierin zeigt sich der Gehorsam, der aus dem Glauben fließt, wie der Bach aus der Quelle. Der Bau der Arche war ein langwieriges, mühsames Werk, das die Spöttereien tausendmal zum Stillstand hätten bringen können; denn es ist nicht zu zweifeln, dass dem heiligen

Manne von allen Seiten übel mitgespielt wurde. Dass er den frechen Hohn ungebeugten Mutes ertrug, offenbart einen ungewöhnlich standhaften Gehorsam. Und dieser wiederum hatte seinen Grund darin, dass Noah die Verheißung, die ihm Rettung zusagte, ergriffen hatte und im Vertrauen darauf bis aufs äußerste beharrte. Im andern Fall wäre er einer solchen Menge von Hindernissen und Beschwerden nicht gewachsen gewesen und in seinem Vorhaben nicht so lange fest geblieben. So ist der Glaube allein Lehrmeister des Gehorsams; sowie umgekehrt der Unglaube uns hindert, Gottes Willen zu tun. Und wenn heutzutage so wenige sind, die sich Gott zu Gebote stellen, so wirft das ein erschreckendes Licht auf den Unglauben der Welt.

**Und die verdammte die Welt.** In doppeltem Sinn gereichte seine Tat der Welt zur Verurteilung. Seine lange Beschäftigung mit dem Bau der Arche nahm den Gottlosen jede Entschuldigung; und der schließliche Ausgang, die Verschonung des einen Gerechten mit seiner Familie, brachte es an den Tag, dass der Untergang der übrigen ein gerechter war. Indem Noah dem Gebot Gottes gehorcht, verurteilt er mit der Tat den Trotz der Welt; und indem er dem allgemeinen Tode wunderbar entgeht, zeigt sich, dass die Gesamtheit an eigener Schuld zu Grunde geht. Gott hätte sie zweifellos gerettet, wenn sie nicht der Rettung unwürdig gewesen wäre.

**Und hat ererbet die Gerechtigkeit.** Dies das letzte, was der Apostel in Bezug auf Noah zu bedenken gibt. Er war ein Mann ohne Tadel (1. Mose 6, 9). Der Apostel bezeugt, dass der Glaube Ursache und Wurzel dieser Gerechtigkeit gewesen sei. Das ist richtig nicht nur darum, weil kein Mensch je ganz aufrichtig sich Gott zur Verfügung stellt, er hege denn, gestützt auf die Verheißungen des väterlichen Wohlwollens, das Vertrauen, das Opfer seines Lebens werde gnädig angenommen, sondern auch deshalb, weil das Leben keines noch so geheiligten Menschen, an der göttlichen Regel gemessen, ohne Sündenvergebung wohlgefällig sein kann. Notwendig beruht also Gerechtigkeit auf Glauben.

**V. 8. Durch den Glauben ward gehorsam Abraham.** Jetzt kommt der Brief auf Abraham zu sprechen, den vornehmsten Vater der Gemeinde Gottes auf Erden, dessen Namen die Juden mit Stolz zu nennen pflegten, als ob sie schon dadurch, dass sie zum heiligen Samen Abrahams gehörten, mehr wären als alle anderen Menschen. Der Verfasser zeigt, worin sich jene Abstammung in erster Linie zu bewähren habe: im Glauben. Denn alles Große,



das an Abraham zu finden ist, ist aus dem Glauben geflossen. Zwei Tatsachen stellen seinen Glauben in ein helles Licht: der unverzügliche Gehorsam gegenüber dem göttlichen Befehl zum Verlassen des Vaterlandes, so- dann das stete Beharren auf dem Wege der Berufung.

**Da er berufen ward auszugehen.** Freiwillig legte er sich Verbannung auf und tat doch nichts ohne Gottes Auftrag. Und gewiss gehört das zu den Grundlagen des Glaubens, keine Fuß zu versetzen, ohne dass Gottes Wort uns den Weg weist und gleich einer Leuchte uns voraufgeht (Ps. 119, 105). Darum sei unser Augenmerk im ganzen Leben darauf gerichtet, nichts zu unternehmen, wozu Gott uns nicht aufruft.

**In das Land, das er ererben sollte.** Zum Gebot trat die Verheißung, ihm das Land zum Erbe zu geben. Unverzüglich umfasst er sie und eilt gerade so, wie wenn er den Besitz gleich antreten sollte. Das ist ein seltener Erweis des Glaubens: lassen, was einem zur Hand ist, um Fernes und Unbekanntes zu suchen. Denn da Gott Abraham auswandern heißt, bezeichnet er ihm den Ort nicht, wo er künftig leben soll, sondern lässt ihn einstweilen darüber ganz im Ungewissen. Gehe, spricht er, in ein Land, das ich dir zeigen will (1. Mose 12, 1). Wozu anders verschiebt er die Angabe des Ortes, als um den Glauben in steigendem Maße zu üben? Schon die Liebe zur angestammten Heimat hätte nicht bloß Abraham freudigen Entschluss verzögern, sondern wie eine Fessel die Ausführung gänzlich hindern können. Ungewöhnlicher Art war darum sein Glaube, der ihn allen Hindernissen zum Trotz trieb, wohin Gott ihn rief.

**V. 9. Durch den Glauben ist er ein Fremdling gewesen.** Dass er nach Betreten des Landes kaum als Gast und Fremdling Aufnahme fand, ist das zweite, worauf hingewiesen wird. Wo war nun das Erbe, darauf er gehofft? Da hätte ihm doch gleich der Gedanke kommen können, er sei von Gott betrogen worden, besonders als er dann bald durch eine Teuerung von dort vertrieben wurde und später abermals (nach Gerar) fliehen musste. Der Apostel erwähnt davon nichts; schon allein ein Fremdling sein zu müssen, war ein Widerspruch zur Verheißung. Dass Abraham in dieser Versuchung standhaft aushielt, erforderte eine ungemaine Kraft, wie sie nur aus dem Glauben stammen konnte.

**Mit Isaak und Jakob.** Die Meinung ist nicht, als ob Abraham mit seinem Sohn und seinem Enkel in den nämlichen Zelten oder zur gleichen Zeit gelebt hätte; aber sie gehören mit ihm als Genossen zusammen, insofern auch sie sich in dem verheißenen Erbe als Fremdlinge aufhielten, ohne doch den Mut zu verlieren, wie sehr sie auch Gott aufs Warten verwies. Je länger der Aufschub, desto gefahrdrohender war die Versuchung, hätten sie nicht mit dem Schild des Glaubens alle Anläufe des Zweifels abgewehrt.

V. 10. **Denn er wartete** usw. Sie schauten nach dem Himmel, und das war ein Sehen auf das Unsichtbare. War es schon etwas Großes, die Verheißung einer neuen irdischen Heimat gläubig festzuhalten, bis nach mehreren Jahrhunderten die Erfüllung da war, so gaben sie doch noch einen helleren Beweis ihres Glaubens, indem sie darüber hinaus nach dem himmlischen Reiche trachteten.

Dieses wird genannt **eine Stadt, die einen Grund hat**. Sie steht ewig fest, während auf Erden alles dem Wechsel und Unbestand unterworfen ist. Gott ist dieser Stadt Baumeister. Was Menschenhände schaffen, trägt die Spuren der Hinfälligkeit an sich; was Gott im Himmel bereitet, ist unvergänglich wie er selbst. Und darauf die Erwartung gerichtet halten, hilft wider alle Verdrossenheit und Ermüdung im Wandel nach Gottes Wort.

V. 11. **Auch Sara.** Damit die Frauen wissen, dass die vorgetragene Wahrheit ihnen nicht weniger gelte als den Männern, fügt der Apostel das Beispiel der Sara, der Mutter aller Gläubigen, hinzu. Sie hat zwar zunächst über die Ankündigung der Geburt Isaaks ungläubig gelacht; aber weil sie, darüber zurechtgewiesen, ihr Misstrauen besiegte und das Wort gehorsam annahm, gilt ihr Glaube dennoch vor Gott. Daraus mögen wir den Trost schöpfen, dass, wenn auch unser Glaube in dieser oder jener Hinsicht auf schwachen Füßen steht, Gott ihn trotzdem anerkennt, vorausgesetzt nur, dass wir gegen unser Misstrauen ankämpfen.

**Sie achtete ihn treu.** Ihr Glaube bestand darin, dass sie Gott für wahrhaftig hielt, wahrhaftig in seinen Verheißungen. Ohne dass wir Gott zu uns reden hören, entsteht kein wahrer Glaube, keine Überzeugung von seiner Wahrheit; diese enge Verbindung zwischen Gottes Wort und dem Glauben ist immer festzuhalten. Weil aber, wie früher ausgeführt wurde, der Glaube vornehmlich auf Gottes Güte sich gründet, so würde, um ihn hervorzurufen,

nicht jedes beliebige Wort genügen, und wäre es direkt aus Gottes Mund hervorgegangen; sondern dazu braucht es die Verheißung als Zeugnis der Gnade. Darum heißt es von Sara, sie habe Gott für treu gehalten, als der eine Verheißung gegeben hatte. Das macht also den Glauben aus: auf Gottes Rede horchen und auf seine Verheißung sich verlassen.

**V. 12. Darum sind auch von einem, wiewohl erstorbenes Leibes, viele geboren.** Eher hätte man erwarten können, aus einem Felsen Öl fließen zu sehen, als dass eine Nachkommenschaft hervorgehe von jenen beiden kinderlosen Ehegatten, die schon im Greisenalter standen; und nun erwächst ihnen doch ein unzählbares Geschlecht. Wenn daher das jüdische Volk stolz sein will auf seine Abstammung, so soll es auch bedenken, dass es seine ganze Existenz dem Glauben Abrahams und seines Weibes verdankt. Und ebenso kann es seinerseits seine hohe Stellung nicht anders behalten und wahren als durch den Glauben.

**V. 13. Diese alle sind gestorben im Glauben.** Von einer besonderen Seite her erscheint der Glaube der Patriarchen noch größer. Wiewohl sie von der Erfüllung der göttlichen Verheißungen nur wenig zu kosten bekamen, haben sie doch über ihrer Süßigkeit nichts weiter hinzubegehrt von allen den Dingen, die in der Welt waren, und niemals, weder im Leben noch im Sterben, die Erinnerung an den ihnen zuteil gewordenen geringen Vorgeschmack eingebüßt. Die Worte „im Glauben gestorben“ werden allerdings verschieden erklärt. Manche verstehen sie einfach so: im diesseitigen Leben hätten sie eben die verheißenen Güter noch nicht erlangt, gerade so wie auch heutzutage unser volles Heil unter der Hoffnung verborgen ruht. Dagegen gebe ich eher denen recht, welche hier einen Unterschied zwischen uns und den Vätern ausgedrückt sehen, so dass der Sinn entsteht: Obschon Gott die Gnade, die über uns reichlich ausgegossen ist, den Vätern nur spärlich gewährte und ihnen Christi Bild, das sich unsern Augen jetzt deutlich enthüllt, bloß aus dunkler Ferne zeigte, so haben sie trotzdem darin Ruhe gefunden und sind nie vom Glauben gefallen bis an den Tod. Wie viel mehr Grund zum Beharren haben wir heute! Werden wir mutlos, so sind wir zwiefach unentschuldigt. Es soll also der Umstand hervorgehoben sein, dass die Väter das geistliche Reich Christi von weitem schauten, dessen Anblick heute so nahe gerückt ist, dass sie von fern die Verheißungen begrüßten, die uns so vertraut sind. Verheißungen sind allerdings auch ihnen geworden, sonst wäre

ihnen das Glauben nicht möglich gewesen; aber der klare Ausblick in das Heil, wie er uns in Christus gegeben ist, war ihnen nicht vergönnt, und dennoch ließen sie sich genügen.

**Und bekannt, dass sie Gäste und Fremdlinge wären.** So sagt Jakob vor Pharao: „Wenig und böse ist die Zeit meiner Wallfahrt und langet nicht an die Zeit meiner Väter in ihrer Wallfahrt“ (1. Mose 47, 9). Wenn er sich als einen Pilgrim erkennt in dem Lande, das ihm zum bleibenden Erbe verheißen war, so muss er sich überhaupt nicht auf Erden festgewurzelt, sondern seinen Sinn über alle Himmel erhoben haben. Darum folgert der Apostel, die Väter hätten mit jenem Bekenntnis ihres Pilgerstandes zu verstehen gegeben, dass sie ein besseres Vaterland und einen dauernden Wohnsitz im Himmel hätten. Wenn sie nun trotz dem sie beschattenden Dunkel den Geistesflug nach oben nahmen, was haben wir heute zu tun, da Christus uns vom Himmel her seine hilfreiche Hand reicht? Wenn das Land Kanaan sie nicht festzuhalten vermochte, wie viel mehr sollen wir, denen kein sicherer Aufenthalt auf Erden winkt, zum Reisen fertig sein!

**V. 15. Wo sie das gemeint hätten.** Nicht etwa darum wollen sie Fremdlinge heißen, weil sie ihr erstes Vaterland Mesopotamien verlassen haben. Hätten sie darnach wieder verlangt, so stand ihnen die Rückkehr dorthin frei. Aber darauf haben sie ein für alle Mal verzichtet; ein anderes Vaterland meinen sie, das außer der Welt sei.

**V. 16. Darum schämt sich Gott nicht** usw. Das geht auf jenes Wort: „Ich bin der Gott Abrahams, der Gott Isaaks und der Gott Jakobs“ (2. Mose 3, 6). Welche große Ehre, dass Gott seinen Namen mit den Namen menschlicher Personen verknüpft und daran gleichsam sein Erkennungszeichen zum Unterschied von den falschen Göttern haben will. Auch dieses Vorrecht erlangten nach dem Apostel die Väter durch den Glauben: da sie nach dem himmlischen Vaterland getrachtet haben, will Gott sie seinerseits als Bürger seiner Stadt ansehen. Wir aber sollen daraus lernen, dass wir der Welt entsagen müssen, um zu den Kindern Gottes zu gehören, und Fremdlinge sein auf Erden, um den Himmel zu erben. Aus jenem Worte: „Ich bin der Gott Abrahams usw.“ kann der Apostel mit Recht schließen, dass die Väter Erben des Himmels sind; denn der, welcher so spricht, ist nicht ein Gott der Toten, sondern der Lebendigen (Mt. 22, 32).

V. 17. **Durch den Glauben opferte Abraham den Isaak.** Noch eins ist bei Abraham zu erwähnen: die Opferung seines Sohnes. Sie ist ein so hervorragender Erweis der Glaubensstärke, dass kaum etwas Ähnliches gefunden werden kann. Darum wird sie besonders hervorgehoben durch die Worte: **da er versucht ward.** In vielen Proben hatte sich Abraham früher schon bewährt; aber diese Versuchung übertraf weit alle übrigen und soll demnach vor allem gewürdigt werden. Die „Versuchung“ ist so viel wie eine Prüfung. Gott versucht uns nie in dem Sinne, dass er uns zum Bösen reizen würde (Jak. 1, 13); wohl aber stellt er unsere Unschuld und unseren Gehorsam auf die Probe. Und doch ist das wieder nicht so zu denken, als ob er ohne dieses Mittel nicht wüsste, was in unseren Herzen ist. Gott bedarf, möchte ich sagen, nicht erst einer Probe, um uns kennen zu lernen. Allein diese Redeweise ist der Schrift ja geläufig, auf Gott zu übertragen, was unter Menschen geschieht. Er prüft oder versucht uns, das heißt: er sorgt dafür, dass in unseren Werken offen an den Tag kommt, was zuvor verborgen war. Ihm wird eine Sache kund, das will sagen: er lässt sie hervortreten ans helle Licht.

Bei der Opferung Isaaks kommt die Gesinnung des Herzens in Betracht, da es nicht von Abraham abhing, dass der Auftrag nicht zur vollen Ausführung kam. Die Bereitschaft zum Gehorsam gilt so viel, wie wenn er den Sohn geopfert hätte. **Und gab dahin den Eingeborenen.** Dieser Umstand samt den anderen, die dem mosaischen Bericht zu entnehmen sind, zeigt die Größe und Schwere der Versuchung Abrahams. Isaak, seinen Sohn, den einzigen und den er lieb hat – soll er nehmen, um ihn zum Opfer zu bringen. Die gehäuften Bezeichnungen sind ebenso viele Wunden für das Herz des zärtlich liebenden Vaters. Noch größer wird die Qual, da er einen Weg von drei Tagereisen zurücklegen soll, immer den Sohn vor Augen, den er bereits dem herben Tod geweiht hat. Am Orte angelangt, bereitet Isaak ihm neues Herzbrechen mit der Frage, wo denn das Opfertier sei. Jeder Tod des Sohnes wäre ihm mehr als bitter gewesen und ein gewaltsamer Tod erst recht; dass er ihn nun aber mit eigener Hand opfern soll, ist wahrlich zu viel für das väterliche Gefühl. Tausendmal hätte er unterliegen müssen, hätte nicht der Glaube sein Herz über diese Welt erhoben. Nicht umsonst erwähnt darum der Apostel, damals sei er versucht worden.

**Da er schon die Verheißungen empfangen hatte.** Dies steigerte die Versuchung vollends ins Riesengroße. Denn alle Verheißungen ruhten auf dieser

einen: In Isaak soll dir der Same genannt werden (1. Mose 21, 12). Würde diese umgestoßen, so blieb keine weitere Segens- und Gnadenhoffnung übrig. Da kam nicht etwas Irdisches in Frage, sondern das ewige Heil Abrahams, ja der ganzen Welt. Und trotz alledem schlägt er im Glauben alle Bedenken aus dem Felde, um zu tun, was er geheißen ward. Wahrlich, ein solcher Glaube verdient den höchsten Preis, da er ihn befähigte, sich mit bewundernswerter Kraft unbesiegt durch so viele grause Schwierigkeiten durchzuringen.

Allein es entsteht hier die schwierige Frage, wieso Abrahams Glaube gelobt wird, da er doch von der Verheißung Abschied nimmt. Denn wie am Glauben der Gehorsam hängt, so der Glaube selbst an der Verheißung. Und nun bedeutete doch der Tod Isaaks den Untergang aller Verheißungen; denn Isaak kam nicht als ein beliebiger Mensch in Betracht, sondern als der, der Christus in sich schloss. Wird also Abraham der Verheißung beraubt, so muss notwendig auch sein Glaube zusammenfallen. Der Apostel löst diesen Zwiespalt durch die nachfolgende Bemerkung, Abraham habe Gott zuge-  
traut, dass er den Sohn von den Toten erwecken könne. Die empfangene Verheißung wirft er also nicht weg, er dehnt nur ihre Kraft und Wahrheit aus über das Leben des Sohnes hinaus, indem er Gottes Macht nicht in so enge Schranken fasst, dass sie mit dem Tode Isaaks gehemmt oder ausgelöscht wäre. Auf diese Weise hielt er fest an der Verheißung; die Macht Gottes war für ihn nicht gebunden an das Leben Isaaks, sondern er hatte die Überzeugung, dass sie sich ebenso gut noch über dessen Asche wirksam erweisen könne.

**V. 19. Daher er auch ihn gleichnisweise wieder bekam.** Der Sinn ist: jene Hoffnung war auch nicht trügerisch, weil es allerdings eine Art von Wiedererweckung war, als der Sohn plötzlich frei wurde. „Gleichnisweise“ hat ihn der Vater wieder bekommen. Ich verstehe das einfach so, dass Isaak, obwohl er nicht wirklich auferweckt werden musste, doch durch Gottes unvermutetes Eingreifen gleichsam vom Tode erstand. Doch missfällt es mir auch nicht, wenn andere Ausleger in dem Widder, der an Isaaks Stelle trat, ein Gleichnis unseres Fleisches sehen, welches dem Tode unterworfen wird. Ebenso erkenne ich den Gedanken noch anderer als richtig an, dass in dieser Opferung die Geschichte Christi vorgebildet sei. Aber es handelt sich jetzt nicht darum, was mit Grund bemerkt werden kann, sondern was der

Apostel gemeint hat; und da ist nach meinem Dafürhalten der wahre Sinn der, dass Abraham seinen Sohn nicht anders zurückerhielt, als wäre er ihm aus dem Tode erstattet worden zu neuem Leben.

**V. 20. Durch den Glauben segnete Isaak.** Auch das war eine Tat des Glaubens, über zukünftige Dinge segnend zu verfügen. Wo von der Sache noch nichts zu sehen ist, sondern das bloße Wort erscheint, da kann es nur auf Glauben ankommen. Das Segnen, wovon hier die Rede ist, bedeutet nicht, wie sonst oft, im Allgemeinen eine fromme Fürbitte; im Munde Isaaks war es wie eine Besitzübertragung in Bezug auf das Land, das Gott ihm und seinen Nachkommen verheißen hatte. Und doch besaß er darin weiter nichts als das Recht eines Begräbnisplatzes. Recht eigentümlich hören sich deshalb jene kühnen Worte an: „Völker müssen dir dienen, und Leute müssen dir zu Fuße fallen“ (1. Mose 27, 29). Welche Herrschaft hatte er zu verleihen, der sich selbst kaum seine Freiheit gewahrt hatte? Wir sehen, dass dieser Segen sich ganz auf Glauben stützte, indem Isaak außer dem Worte Gottes nichts zu übertragen hatte.

**V. 21. Durch den Glauben segnete Jakob.** Was irgend Erwähnenswertes die Geschichte des Volkes aufweist, ist nach des Apostels Meinung dem Glauben zuzuschreiben. Doch kann er nicht alles aufzählen, sondern wählt aus der Menge wenige Beispiele, wie das vorliegende, aus. Der Stamm Ephraim spielte eine so hervorragende Rolle, dass andere vor ihm in den Schatten traten; oft fasst die Schrift unter seinem Namen das ganze Zehnstämmereich zusammen. Und doch ist Ephraim der jüngere der zwei Söhne Josephs gewesen. Was fand Jakob an ihm, dass er ihn, als er beide segnete, dem Erstgeborenen vorzog und absichtlich seine rechte Hand auf das Haupt Ephraims legte? Zudem weist er dem Hause Josephs zuversichtlich zwei Teile an, wie wenn er schon Herr des Landes wäre, aus welchem die Hungersnot ihn vertrieben hat. Nur vom Standpunkt des Glaubens aus wird das alles verständlich. Mögen darum die Juden, wenn sie etwas sein wollen, in nichts anderem als im Glauben ihren Ruhm suchen.

**Und neigte sich gegen seines (Josephs) Stabes Spitze.** Der Apostel folgt hier der Leseart der griechischen Übersetzung des alten Testaments, welche seinen jüdischen, aber griechisch sprechenden Lesern vertrauter war als der hebräische Grundtext. Nach dem letzteren lautet die betreffende Stelle (1. Mose 47, 31) vielmehr: „Er neigte sich zu Häupten des Bettes“. In der Sa-

che selbst macht es einen geringen Unterschied aus. Jakob neigte sich verehrend vor dem Symbol der Gunstbezeugung; durch den Glauben ist er bewogen worden, sich so unter seinen Sohn zu stellen.

**V. 22. Durch den Glauben redete Joseph.** Das ist das letzte, was der mo-saische Bericht aus dem Leben des Patriarchen als denkwürdig hervorhebt. Dass weder Reichtum, noch Wohlleben und Ehrenstellen Joseph die Verhei-ßung vergessen lassen, beweist in der Tat einen nicht geringen Glauben. Denn woher anders als aus seinem himmelwärts gerichteten Sinn stammt die Seelengröße, dass er alles, was in der Welt angestaunt wird, gering-schätzt, alles, was sonst für wertvoll gilt, für nichts achtet? Wenn er be-fiehlt, seine Gebeine von dannen zu führen, so geschieht es nicht seinetwil-len, als ob er im Lande Kanaan süßer und besser gebettet wäre als in Ägypten; es ist ihm nur darum zu tun, das Verlangen und die Sehnsucht seines Volkes nach Errettung kräftig anzufachen, sowie auch den Glauben zu stär-ken, damit sie umso gewisser auf ihre endliche Befreiung hofften.

**V. 23. Mose, da er geboren war.** Es ist auch bei nicht besonders frommen Eltern schon vorgekommen, dass sie ihre Kinder selbst unter Gefahren ret-teten, nicht aus Gottesfurcht, sondern einfach aus Sorge um ihre Nachkom-menschaft. Aber der Apostel sagt, Moses Eltern seien von einem höheren Beweggrund geleitet gewesen. Im Vertrauen auf die Hilfe, die Gott seinem geknechteten Volke verheißen hatte, stellten sie die Rettung des Kindes über ihre eigene Sicherheit. Indessen scheint die Bemerkung, dass seine schöne Gestalt sie bewogen habe, etwas dem Glauben Fremdes zu enthal-ten. Wurde doch Isai von Samuel getadelt, da er ihm seine Söhne nach ihren leiblichen Vorzügen vorstellte (1. Sam. 16, 7); Gott will wahrlich nicht, dass wir uns bei Äußerlichkeiten aufhalten. Allein die Eltern Moses werden zu seiner Rettung auch nicht durch ein oberflächliches Mitleid und bloßes Wohlgefallen an seiner Schönheit veranlasst worden sein. Vielmehr muss ir-gendetwas an dem Knäblein seine künftige, hohe Bestimmung haben ahnen lassen und im Zusammenhang damit die Hoffnung auf Befreiung belebt ha-ben. Für die Leser des Briefes war es aber von großem Gewicht zu hören, dass Mose, der Retter ihres Volkes, seine wunderbare Bewahrung vor dem Tode dem Glauben verdankt habe. Ein sehr schwacher Glaube ist es aller-dings gewesen, dem hier Anerkennung widerfährt; das ist zuzugeben. Denn später, als es sich darum gehandelt hätte, ohne feige Rücksicht den Knaben



aufzuerziehen, setzen ihn die Eltern aus. Ihr Glaube ist also offenbar bald ins Wanken gekommen und sogar zusammengebrochen; wenigstens lassen sie, indem sie das Kind an das Ufer des Flusses legen, ihre Pflicht ganz außer acht. Aber uns kann es zu umso stärkerer Aufmunterung dienen, wenn wir vernehmen, dass selbst ein schwacher Glaube Gott dermaßen wohlgefalle, dass ihm etwas so Großes wie die Bewahrung Moses, wovon die Befreiung des Gottesvolkes abhing, gewährt wird.

V. 24. **Mose, da er groß ward.** Moses eigenes Beispiel musst für die Hebräer vor allem denkwürdig sein, weil durch seinen Dienst das Volks aus der Knechtschaft herausgeführt, mit Gott in einen Bund getreten und vermittels des Gesetzes zum Gottesvolk geworden war. Wenn daher an ihm vorzüglich zu sehen ist, was Glaube heißt, so können sie in seiner Nachfolge unmöglich anderswohin als auch zum Glauben gelangen. Das wären schlechte Schüler des Gesetzes, die nicht durch dieses zum Glauben hingeleitet würden. Worin sieht denn aber der Verfasser den gepriesenen Glauben Moses? In erster Linie hebt er hervor, dass er, schon erwachsen, es verschmäht habe, als ein Sohn der Tochter Pharaos zu gelten. Das Alter wird erwähnt, weil jener Entschluss als Tat eines Knaben den Leichtsinns oder Unverstand hätte zugeschrieben werden können; denn Kinder und junge Leute lassen sich leicht aus Mangel an Einsicht zu unbesonnenen Schritten fortreißen. Hier aber ist nichts ohne lange und reifliche Überlegung geschehen; daher betont der Apostel die Übereinstimmung mit den geschichtlichen Tatsachen, Mose sei damals erwachsen gewesen. Weiter wird von ihm gesagt, er habe es abgelehnt, ein Sohn der Fürstentochter zu heißen. Wenn er seine Brüder besuchte, ihre Lage zu erleichtern strebte, ihre Unbilden ahndete, so zielte das ja alles auf eine Rückkehr zu seinem Geschlechte und galt so viel wie ein freiwilliger Verzicht auf das Bleiben am königlichen Hofe. Darin war Glaube: ohne das Überzeugtsein von dem Segen, den dem Geschlechte Abrahams die göttliche Zusage verbürgte, wovon aber äußerlich nichts zu sehen war, hätte er viel besser getan, in Ägypten zu bleiben. Im Glauben schaute er, was leiblichen Augen weit entrückt war.

V. 25. **Und erwählte viel lieber** usw. Es ist wohl zu achten auf die Lehre, die uns hier gegeben wird, dass alles, was nur um den Preis einer Beleidigung Gottes erlangt wird, wie tödliches Gift gemieden werden muss.

**Ergötzung der Sünde** heißen nämlich alle weltlichen Genüsse, welche von Gott und göttlicher Berufung abziehen. Die Bequemlichkeiten dagegen, die mit reinem Gewissen und nach Gottes Erlaubnis gebraucht werden dürfen, sind nicht dahin zu rechnen. Möchten wir also stets zu unterscheiden wissen, was Gott uns gestattet. Es gibt aber gewisse, an sich erlaubte Dinge, die uns in Ansehung der Zeit oder des Orts oder anderer Umstände verwehrt sind, so dass bei allen Bequemlichkeiten des irdischen Lebens darauf zu sehen ist, dass sie uns zu Hilfen im Dienste Gottes und nicht zu Hindernissen werden.

„**Zeitlich**“ heißt die Ergötzung der Sünde, weil sie schnell vorübergeht, zugleich mit diesem Leben.

Dem ist (V. 26) die „**Schmach Christi**“ gegenübergestellt, welche alle Frommen willig auf sich nehmen sollen. Denn welche Gott erwählt hat, die hat er auch verordnet, dass sie gleich sein sollen dem Ebenbild seines Sohnes (Röm. 8, 29): nicht so, dass er alle in gleicher Weise Schmach und sonstiges Kreuz erdulden lässt, aber so, dass alle bereit sein müssen, mit Christus Genossen des Kreuzes zu werden. Prüfe darum ein jeder, inwieweit er zu solcher Gemeinschaft berufen sei, um dann mit allem zu brechen, was da hindert. Es ist auch nicht zu übersehen, dass nach der Meinung des Apostels jede Kränkung, die seit Anfang der Welt von Gläubigen ertragen worden ist, zur „Schmach Christi“ gehört. Denn wie sie Glieder eines Leibes mit uns sind, so ist auch hier gesamtes Ergehen für und nichts Fremdes. Nun ist zwar jedes Leiden als Lohn der Sünde und Frucht des über die ersten Menschen verhängten Fluches zu betrachten; allein, was immer wir an Unbill von gottlosen Menschen her um Christi willen erfahren, das sieht er als ihm angetan an. So kann Paulus rühmen, er erstatte an seinem Fleisch, was noch mangle, an den Trübsalen Christi (Kol. 1, 24). Würden wir das gehörig bedenken, so käme es uns nicht so hart und sauer an, für Christus etwas zu leiden. Mose konnte seine Zugehörigkeit zum Volke Gottes nicht anders beweisen als durch Teilnahme an dessen Ungemach; das war für ihn die Schmach Christi. Und wenn für uns höchstes Ziel ist, vom Leibe der Gemeinde nicht geschieden zu werden, so mögen wir wissen, dass all unser Leiden geheiligt ist im Namen unseres Hauptes.

Im Gegensatz dazu sind die **Schätze Ägyptens** solche, deren Besitz mit der Verleugnung der Gemeinde unausweichlich verbunden ist.

**Denn er sah an die Belohnung.** Aus dem Glauben, wie er oben beschrieben wurde, ging jene Seelenstärke hervor, indem Mose die Augen auf Gottes Zusage gerichtet hielt. Er hätte nicht hoffen können, das bessere Teil zu wählen mit dem israelitischen Volke, wenn er nicht einzig auf die Verheißung vertraut hätte.

V. 27. **Durch den Glauben verließ er Ägypten.** Dies könnte ebenso gut von der Flucht aus dem Hause Pharaos verstanden werden wie vom späteren Auszug mit dem Volke; denn damals schon kehrte er dem Lande Ägypten den Rücken. Dazu kommt, dass die Feier des Passah erst nachher erwähnt wird. Der Beziehung auf Moses Flucht stehen auch die Worte: „er fürchtete nicht des Königs Grimm“ nicht entgegen, wiewohl wir 2. Mose 2, 14 lesen, dass die Angst ihn gedrängt habe; denn auf den Anfang gesehen, da er sich zum Beschützer des Volkes aufwarf, hatte er keine Furcht. Dennoch leuchtet mir, wenn ich alles erwäge, die Beziehung auf den zweiten Auszug besser ein. Damals zeigte er jene überlegene Verachtung des königlichen Zorns, durch Gottes Geist so stark gewaffnet, dass er die wütende Bestie gelegentlich selbst herausforderte. Eine bewunderungswürdige Kraft des Glaubens lag wahrlich darin, dass er an der Spitze einer schwerfälligen, des Kriegs ungewohnten Menge sich darauf verließ, Gottes Hand werde ihnen durch ungezählte Schwierigkeiten hindurch den Weg bahnen. Er sah den mächtigsten Fürsten außer sich vor Wut und wusste, dass er es aufs äußerste würde ankommen lassen. Doch da die Reise auf Gottes Geheiß unternommen ward, befiehlt er ihm den Ausgang und zweifelt nicht, dass er jeden Anprall der Ägypter zur rechten Zeit aufhalten werde.

**Denn er war stark geworden, als hätte er den Unsichtbaren gesehen.** Im feurigen Busch hatte er allerdings Gott gesehen und war durch jenes Gesicht mit Mut erfüllt worden, bevor er das kühne Wagnis der Befreiung des Volkes unternahm. Immerhin war diese Gottesschau nicht derart, dass sie ihn gegen jedes sinnliche Gefühl und alle Gefahren der Welt abgehärtet hätte. Nur ein Zeichen seiner Gegenwart gewährte ihm Gott damals, aber von ferne nicht den vollen Anblick seines ganzen Wesens. Der Apostel will indessen sagen, Mose sei so stark geworden, als hätte er, zum Himmel entrückt, nur Gott vor Augen gehabt, und als wären ihn die Menschen und die Gefahren dieses Lebens und der Streit mit Pharao gar nichts angegangen. Und doch hätten die vielen Schwierigkeiten ihm sicherlich zuweilen den

Gedanken nahe legen können, Gott sei ferne, oder die reichen Machtmittel des Königs würden wenigstens schließlich den Sieg davontragen. Gott hatte sich ihm geoffenbart und ihm damit eine Hilfe gegeben, aber nicht so, dass für den Glauben kein Raum mehr blieb. Da sammelte denn Mose, rings von Schrecken umdroht, alle seine Sinne auf Gott; er sah mehr, als was ihm jenes sichtbare Zeichen von Gott her zugetragen hatte. Er schaute Gottes Macht, die imstande war, alle Besorgnisse und Gefahren hinweg zu tilgen, und im Vertrauen auf die Verheißung erschien ihm das unterdrückte Volk bereits als Herr über das gelobte Land. Hieraus sehen wir, dass es dem Glauben wesentlich ist, Gott allezeit vor Augen zu haben; sodann, dass alles, was wir mit unseren leiblichen Sinnen erfassen, nie heranreicht an die Blicke, die der Glaube in Gottes verborgenes Wesen tut; endlich, dass der Blick auf Gott allein genügt, um unsere weichliche Schwäche zu heilen und uns gegen alle Anläufe des Satans härter als Stein zu machen. Darum kann man sagen: je schwächer und unmännlicher einer seiner Gesinnung nach ist, desto mehr fehlt ihm der Glaube.

**V. 28. Durch den Glauben hielt er die Ostern.** Dies musste bei den Lesern zur Empfehlung des Glaubens viel beitragen, weil das Passah den Juden als vornehmstes und verehrungswürdigstes Opfer galt. Der Verfasser sagt, im Glauben sei es das erste Mal gefeiert worden: nicht darum, weil das geschlachtete Lamm eine Weissagung auf Christus war, sondern weil die Besprengung der Türpfosten ihre schützende Wirkung nicht sogleich bei sich hatte. Im Glauben musste darauf gewartet werden. Es konnte sogar lächerlich scheinen, dass Mose in dieser Weise dem göttlichen Strafgericht Einhalt tun wollte. Trotzdem genügten ihm Gottes Befehl und Zusage, um nicht zu zweifeln, dass das Volk frei bleibe von der Plage, die den Ägyptern bevorstand.

**V. 29. Durch den Glauben gingen sie durchs Rote Meer.** Gewiss gab es in der großen Menge auch viele Ungläubige; aber um des Glaubens der wenigen willen gewährte der Herr allen einen sicheren Durchgang durch das Meer. Das verschiedene Schicksal der Israeliten und der nachdrängenden Ägypter führt sich darauf zurück, dass die ersteren im Vertrauen auf Gottes Wort sich zwischen die Wassermassen hineinwagten, während jene mit ihrem Untergang nur ihre Vermessenheit büßten.

**V. 30. Durch den Glauben fielen die Mauern Jerichos.** Durch denselben Glauben, in welchem das Volk das Joch der Knechtschaft abgeworfen hat, ergreift es nun auch Besitz vom verheißenen Erbe. Die uneinnehmbaren Mauern der Stadt Jericho, die beim ersten Betreten des Landes ihren Vormarsch aufhielten, sind gewiss nicht infolge des Geschreis und Lärmens des umziehenden Kriegsvolkes oder durch das Schmettern der Posaunen gefallen, sondern weil das Volk fest auf das zählte, was der Herr zu tun verheißt. Auch das dürfen wir auf uns anwenden: im Glauben entrinnen wir der Zwingherrschaft des Teufels und sehen die Bollwerke der Hölle fallen.

**V. 31. Durch den Glauben ward die Hure Rahab nicht verloren.** Obwohl dieses Beispiel auf den ersten Blick wegen der niedrigen Abkunft der Person schlecht in die Reihe zu passen scheint, wird es doch nicht ohne Grund vom Apostel herbeigezogen. Bis dahin wurde gezeigt, dass die ausgezeichnetsten Männer der israelitischen Vorzeit vor Gott nichts galten ohne durch den Glauben; jetzt weist er auf ein fremdes und aus den untersten Schichten seines Volkes hervorgegangenes Weib, das um des Glaubens willen ein Glied des heiligen Gottesvolkes wurde. Die Rahab, auf deren Glauben auch der Brief des Jakobus (2, 25) Bezug nimmt, hielt für wahr, was Gott den Israeliten verheißt hatte, und erbat sich von ihnen, als wären sie schon Sieger, Schonung für sich und die Ihrigen, während sie noch furchtsam außerhalb des Landes standen. Sie schaute dabei nicht auf Menschen, sondern auf Gott; und dass sie die Kundschafter unter eigener Lebensgefahr verbarg, dient zur Bestätigung ihres Glaubens, um dessentwillen sie dann dem Verderben ihrer Stadt entrann.

Die Bezeichnung „Hure“ lässt die Gnade Gottes umso größer erscheinen, hat indessen sicherlich auf das vergangene Leben Bezug; denn eben der Glaube ist Gewähr einer erfolgten Umkehr.

**V. 32. Was soll ich mehr sagen?** Er möchte dem Schein vorbeugen, als gehörte der Ruhm des Glaubens einigen wenigen; darum will er nicht länger bei einzelnen verweilen: die bisherigen Beispiele ließen sich leicht aus der ganzen Geschichte des Gottesvolkes vervielfältigen. So weist er zunächst auf jenen Zeitraum zwischen Josua und David hin, als der Herr zur Regierung des Volkes Richter erweckte, wie die vier genannten.

**Gideon, Barak, Simson, Jephthah.** Der Angriff Gideons mit seinen dreihundert Mann auf ein großes Kriegsheer war ein lächerlicher Gedanke, und mit dem Zerschlagen der Krüge konnte man Kinder schrecken. Barak war seinen Gegnern bei weitem nicht gewachsen, und von einem Weibe empfing er seine Befehle. Und was vermochte Simson, der bis dahin nur die Geräte eines Landmanns zu führen verstand, wider den stolzen Feind, dessen Faust auf dem ganzen Lande lag? Wer hätte nicht Jephthah anfangs der Tollkühnheit zeihen mögen, als er sich in verzweifeltster Lage zum Retter aufwarf? Aber weil sich diese alle der Führung und Verheißung Gottes überließen, als sie an ihr Werk gingen, bezeugte sich der heilige Geist herrlich in ihnen. Was Gutes sie wirkten, entstammte dem Glauben, der freilich bei keinem von ihnen ein tadelloser war; denn Gideon kommt nur recht mühsam zu seinem Entschluss, Barak muss durch hartes Zureden der Debra fast gezwungen werden, Simson fällt zu seinem und des Volkes Schaden in die Stricke der Wollust, und Jephthah tut ein sehr übereiltes Gelübde, dessen starre Ausführung den herrlichen Sieg mit dem grausamen Tod der Tochter befleckt. So findet sich bei allen Frommen immer etwas Tadelnswertes. Dennoch hört der Glaube, mag er auch unvollkommen sein, nicht auf, Gottes Beifall zu finden, weshalb wir uns durch unsere Fehler nicht brauchen beirren und entmutigen zu lassen, wofern wir nur im Glauben auf dem Wege unserer Berufung fortschreiten.

**David** . Er steht da als Repräsentant aller frommen Könige des Reiches Juda, und ihm zur Seite stehen **Samuel** und die **Propheten**. Jedermann kennt die vielen Siege, die David über seine Feinde erfochten hat, die Charakterfestigkeit und unübertreffliche Regierungskunst Samuels, die göttlichen Machterweisungen im Leben der heiligen Propheten und Könige. Das alles, versichert der Apostel, ist auf Rechnung des Glaubens zu setzen. Von den ungezählten Beispielen göttlichen Beistandes berührt er dann nur einige wenige. David ist so oft als Sieger nach Hause gekehrt, Hiskia ist gesund geworden von schwerer Krankheit, Daniel der Löwengrube unversehrt entstiegen, seine Gefährten im glühenden Ofen umhergegangen wie auf einer Wiese im Morgentau. Ist hierin überall der Glaube wirksam gewesen, so sollen wir wissen, dass er auch heute noch das einzige Mittel ist, in unserem Leben der göttlichen Güte einen großen Platz zu sichern.

Besonders beachtenswert ist der Satz: durch den Glauben haben sie **Verheißungen erlangt**. Denn wiewohl Gott wahrhaftig bleibt, auch wenn wir alle ungläubig wären, so berauben wir uns doch durch den Unglauben der Kraft und Wirkung seiner Verheißungen.

V. 34. **Sind kräftig geworden aus der Schwachheit.** Diese Worte scheinen mir gut auf Hiskia zu passen, obschon ihnen der weitere Sinn gegeben werden kann, dass der Herr seine Heiligen immer wieder aufgerichtet hat, wenn sie darniederlagen, und ihre Schwachheit in Vollkraft verwandelte.

V. 35. **Andere aber sind zerschlagen.** Soeben war von glücklichen Erfolgen die Rede, die Gott dem Glauben der Seinen als Belohnung zuteilwerden ließ, jetzt dagegen von Heiligen, welche auch im schwersten Leiden sich glaubend durchkämpften, ja bis zum Tod unbesiegt ausharrten. Zwischen beiden Fällen klafft auf den ersten Blick ein großer Unterschied: dort solche, die über ihre Feinde herrlich triumphieren, vom Herrn wunderbar bewahrt werden, auf immer neue Weise dem Tod entrinnen, hier andere schmähdlich behandelt, verspien von der ganzen Welt, durch Mangel erschöpft, vor dem Hass der Menschen in die Schlupfwinkel wilder Tiere sich verbergend, auf grausame und schreckliche Art dem Tod überliefert. Diese letzteren scheinen von Gottes Hilfe völlig verlassen zu sein, da er sie so dem Stolz und der Erbarmungslosigkeit der Bösen preisgibt – wo ist da die Übereinstimmung mit jenen anderen? Und doch, dort und hier regiert der Glaube, hier wie dort erweist er sich kräftig; ja in den letzteren sieht man noch deutlicher, was er vermag. Denn den Tod verachten ist ein glänzender Sieg des Glaubens, als sein Leben auf fünf Menschenalter bringen. Im geduldigen und standhaften Ertragen von Schmach und Mangel und äußerster Not wirkt er sich herrlicher aus, als wenn einer auf wunderbare Weise seine Gesundheit oder ein anderes leibliches Gut erlangt. Halten wir fest: die Widerstandskraft der Heiligen ist zu allen Zeiten des Glaubens Werk gewesen. Wer irgend sich wahrhaft auf Gott verlässt, ist gegenüber jeglichem Ansturm des Satans mit der nötigen Macht zum Überwinden ausgerüstet, und zumal im Leiden soll es uns niemals an Geduld mangeln, wenn wir Glauben haben. Denn die Art des Glaubens ist heute dieselbe wie bei den Vätern, an die der Apostel erinnert. Verlieren wir im Kreuz und Verfolgung aus Feigheit den Halt, so machen wir uns des Unglaubens schuldig.

V. 37. Die **Schafpelze und Ziegenfelle** bezeichnen wohl nicht Zelte aus Tierhäuten, sondern vielmehr die armseligen, rauen Gewänder, mit denen diese frommen Märtyrer bei ihrer Flucht in die Einöde bekleidet waren.

Jeremia soll gesteinigt, Jesaja zersägt worden sein, und von Elia, Elisa und anderen Propheten erzählt die heilige Geschichte, dass sie in Bergen und Höhlen umhergeirrt seien. Ich glaube indessen, dass der Verfasser an dieser Stelle des Briefes die wütenden Verfolgungen, die unter Antiochus Epiphanes und noch später über das Volk Gottes hereinbrachen, im Auge hat.

**Haben keine Erlösung angenommen.** Der Ausdruck ist durchaus angemessen. Den kurzen Genuss dieses Lebens, der für sie nur um den unheilvollen Preis der Verleugnung Gottes und des Verzichts auf ihren Beruf zu erkaufen gewesen wäre, haben sie fahren lassen, um dafür das ewige Leben im Himmel zu gewinnen (Mt. 10, 39). Wenn wahre Sehnsucht nach der zukünftigen Auferstehung in unseren Herzen wohnt, wird es uns leicht, vom Tod gering zu denken. Zu welchem anderen Zweck leben wir denn, als um Gott zu leben? Verwehrt man uns das, wie sollten wir nicht ohne Bedauern sterben können? Die Hoffnung der seligen Auferstehung, die jene aufrecht erhalten hat, ist auch unsere Kraft in allen Widerwärtigkeiten, die in unserem Leben so wenig fehlen können wie in der vergangenen Geschichte der Gemeinde und für uns ebenso wenig ein Zeichen sind, dass wir Gott gleichgültig wären, wie für die heiligen Väter.

V. 38. **Deren die Welt nicht wert war.** Es könnte scheinen, als ob jene von den Menschen geächteten, heiligen Propheten, die gleich wilden Tieren gehetzt wurden, nicht verdienten, dass die Erde sie trüge. Der Apostel kehrt die Sache um: die Welt war ihrer nicht wert. Denn überall, wo die Knechte Gottes hinkommen, bringen sie seinen Segen wie einen Wohlgeruch mit. So wurde Potiphars Haus gesegnet um Josephs willen (1. Mose 39, 5), und Sodom wäre verschont geblieben, wenn man zehn Gerechte hätte darin finden können (1. Mose 18, 32). Mag darum die Welt die Knechte Gottes wie Auswürflinge behandeln, sie straft damit doch nur sich selbst. Jede gewaltsame Ausstoßung eines Gerechten kommt einem unheildrohenden Vorzeichen gleich; die Welt war nicht wert, ihn zu beherbergen, und er sollte nicht mit ihr verderben (Jes. 57, 1). Die Frommen aber mögen ihrerseits, wenn sie in Acht und Bann erklärt werden, ausgiebigen Trost darin finden, dass dasselbe den Propheten widerfahren ist, die bei den wilden Tieren mehr Milde



antrafen als bei den Menschen und in Bergen und Wäldern, Gruben und Gefängnissen die Stimme des Geistes Gottes frei erschallen ließen. Auch wir sollen Mut genug haben, durch die ganze Welt uns nicht anfechten zu lassen, also dass, wenn sie uns ausspeit aus ihrem Munde, wir es für ein Entinnen aus dem Rachen des Todes und für eine gnädige Veranstaltung Gottes zu unserer Rettung achten.

V. 39. **Diese alle** usw. Es ist ein ungleiches Maß der Gnade, das Gott den Gläubigen unter dem Gesetz zu teil werden ließ und dessen er uns heute würdigt. Denn sie haben „die Verheißung“, d. h. den großen Abschluss aller Verheißungen in Christus, noch nicht sich erfüllen sehen. Wenn sie darum bei dem so viel spärlicheren Lichte, das ihnen gewährt war, dennoch solche Standhaftigkeit im Leiden und himmelwärts gerichteten Sinn zeigten, womit wollten wir unseren kleinen Glauben und unser Kleben an der Erde entschuldigen, da unsern Weg der volle Glanz des Evangeliums bestrahlt!

V. 40. Als Grund, warum die Väter noch nicht die reiche Befriedigung ihres Glaubens erlebten wie wir, wird angeführt: Gott hat das vollendete Heil auf unsere Zeit, auf die Zeit der Erscheinung Christi, verschoben, dieweil er uns alle mit jenen zu einer heiligen Gemeinschaft verbinden wollte. Und darin liegt wahrlich ein großer Beweis von Gottes Güte gegen uns, dass er, wie wohl huldvoll gesinnt gegen seine Kinder von Anfang der Welt her, doch seine Gnade stufenweise entfaltet hat zum Besten der Gesamtheit seines Leibes. Was kann ich mir Größeres denken, als dass bei allen Gnadenerweisungen Gottes gegen Abraham, Mose, David und alle Patriarchen, Propheten und frommen Könige auch auf mich schon Bedacht genommen ist, dass ich in Christus mit jenen Teil bekäme am gleichen Heil? Aber dann sind wir auch doppelt und dreifach undankbar gegen Gott, wenn wir jetzt, unter Christi Herrschaft, weniger Glauben an den Tag legen, als die Väter unter dem Gesetz in so hervorragenden Proben bewiesen haben.

## Kapitel 12.

V. 1. **Darum auch hier** usw. Die Folgerung fügt sich wie ein Nachwort dem vorhergehenden Kapitel an. Dazu hat der Brief jene lange Reihe von Glaubenshelden des alten Bundes aufgezählt, dass jeder Christ sich anschicke, ihnen nachzufolgen.

Von einer **Wolke** spricht der angesichts ihrer großen Zahl. Das Vorbild wäre wirksam, auch wenn es wenige wären; die große Schar will uns ein umso stärkerer Antrieb sein. Wir haben diese Wolke um uns, sie umgibt uns; denn wohin wir schauen, treten uns alsbald Beispiele des Glaubens entgegen. **Zeugen** heißen sie, insofern ihre Tat genügend für den Glauben spricht, um jedem Zaudern zu wehren. Alle Tugenden der Heiligen sind Zeugnisse, die uns Mut machen sollen, in ihren Fußstapfen umso entschlossener Gott zu unserem Ziele zu wählen.

**Lasset uns ablegen jede Bürde.** Dies gehört zum Bilde vom Wettlauf; nichts hindert die Eile so sehr wie eine Last auf dem Rücken. Mancherlei Bürde gibt es, die unseren geistlichen Lauf aufhalten kann, Hangen am zeitlichen Leben, weltliche Ergötzung, fleischliche Lüste, irdische Sorgen, auch Reichtum, Ehre und dergleichen. Wer die Bahn Christi gehen möchte, muss vor allen Dingen brechen mit allem, was für ihn zu einer satanischen Verstrickung werden will; denn schon ohnedies sind wir nur zu schwerfällig von Natur. Der Gedanke ist dieser: wir sind zum Wettlauf berufen, und zwar auf einer Rennbahn sondergleichen; ringsum steht die Menge der Zeugen, und der Sohn Gottes als Kampfrichter hält uns den Siegespreis vor – schmäählich, wenn wir da mitten im Lauf erlahmten! Alle jene früher genannten, heiligen Männer sind mit uns Genossen desselben Wettkampfes und unsere Vorläufer auf dem Wege; dennoch werden sie hier als Zeugen genannt, denn sie sollen uns nicht als gefährliche Nebenbuhler erscheinen, sondern eher als Beifall spendende, unsern Sieg mitfeiernde Zuschauer, sowie auch Christus nicht bloß der Kampfrichter ist, sondern uns die Hand reicht, Mut und Stärke einflößt, kurz von Anfang bis zu Ende des Laufes uns tüchtig macht allein durch seine Kraft.

**Und die Sünde, so uns immer anklebt.** Dies die schwerste Bürde, die uns beeinträchtigt und unseren Lauf zuschanden macht, wenn wir uns ihrer Fes-

sel nicht entreißen. Es ist hier aber nicht von besonderen äußeren Verschuldungen die Rede, sondern von der bösen Wurzel, der fleischlichen Gesinnung, die unserem ganzen Wesen so sehr anhaftet, dass wir auf allen Seiten ihren Druck verspüren.

**Lasset uns laufen durch Geduld.** Dieses Wort erinnert uns immer wieder daran, worauf es nach dem Apostel beim Glauben am meisten ankommt: er lässt uns trachten nach Gottes Reich, dem unsichtbaren und über alle unsere Sinne erhabenen. Wer seinen Blick darauf gerichtet hält, dem hat alles Irdische wenig zu bedeuten.

V. 2. **Da er wohl hätte mögen Freude haben.** Die Freude bedeutet allseitiges Wohlergehen. Christus sah sie vor sich gelegt; er hätte seine Hand danach ausstrecken können. Aber wiewohl es ihm frei stand, sich von jeder Beschwerde loszumachen und ein Leben in Glück und Überfluss zu führen, nahm er statt dessen freiwillig den bitteren und schmachvollen Tod auf sich. Will man jedoch den Sinn des Satzes so verstehen, Christus sei um des in Aussicht stehenden Lohnes der Freude willen dem Kreuzestod nicht aus dem Wege gegangen, indem er auf den seligen Ausgang sah, so habe ich nicht viel dawider einzuwenden, bleibe aber für meine Person bei jener anderen Auslegung. Nach zwei Seiten wird uns die Geduld Christi zum Vorbild hingestellt: er ertrug den bittersten Tod, und er achtete der Schande nicht. Dann folgt die Erwähnung des glorreichen Ausganges, damit die Gläubigen wissen, dass sich, wofern sie Christus nachfolgen, auch ihre Leiden in Heil und Ruhm wandeln werden (Röm. 8, 17; 2. Tim. 2, 12). So auch Jakobus (5, 11): die Geduld Hiobs habt ihr gehört, und das Ende wisset ihr.

V. 3. **Gedenket an den** usw. Die Ermahnung, die der Apostel aus der Vergleichung mit Christus herleitet, bekommt noch größeres Gewicht. Denn wenn der Sohn Gottes, dem vor allem Anbetung gebührte, aus freien Stücken so harte Kämpfe auf sich nahm, wer von uns dürfte sich dann weigern, Gleiches mit ihm zu tragen? Dieser eine Gedanke, dass wir den Sohn Gottes zur Seite haben, und dass er, der uns so hoch Überragende, in unsere Lage eingehen wollte, um uns durch sein Beispiel Mut einzuflößen, soll alle Anfechtung zu überwinden imstande sein. Ja, das hebt unsere Herzen, die sich sonst in Leid und Verzweiflung verzehren müssten, mächtig empor.

**V. 4. Ihr habt noch nicht bis aufs Blut widerstanden.** Der Verfasser geht noch weiter: er spricht von einem Kampf wider die Sünde, der selbst dann statthaben muss, wenn wir um Christi willen verfolgt werden. In solchen Kampf konnte Christus freilich nicht eingehen, da er rein und frei von jeder Sünde war. In uns aber wohnt sie stets, und die Trübsale dienen zu ihrer Zähmung und Überwindung. Darauf zielt hier der Apostel; er meint, dass die Verfolgungen, die wir um des Evangeliums willen erleiden, in anderer Hinsicht uns wieder von Nutzen seien, nämlich als Heilmittel wider die Sünde. Gott hält uns auf diese Weise unter dem Joch seiner Zucht, damit unser Fleisch nicht mutwillig werde, oder damit ein schon vorhandener Übermut gedämpft werde und wir uns künftig vor Fehlritten besser in achtnehmen. In beiden Fällen sollen wir in jenem Kampf gegen die Sünde geübt werden. Indem wir die Sache Christi führen und verteidigen, haben wir gleichzeitig den Feind in der eigenen Brust zu bekriegen, und durch Gottes Gnade muss die eine Aufgabe zur Förderung der anderen ausschlagen.

Bedenken wir aber, an wen er diese Ermahnung richtet: an Christen, die mit Freuden den Raub ihrer Güter erduldet und manche Schmach getragen haben. Nichtsdestoweniger wirft er ihnen vor, dass sie träge ermattet seien, bevor sie sich bis zum Ziele hindurchgekämpft. Keine überstandene Beschwerde gibt uns das Recht, vom Herrn unsere Entlassung aus dem Dienste zu fordern; denn ausgediente Soldaten kennt Christus nicht, ohne die, welche auch durch den Tod hindurchgedrungen sind.

**V. 5. Und habt ihr bereits vergessen?** Ich nehme das als Frage. Der Sinn ist: es ist noch nicht an der Zeit, es zu vergessen. Die Ausführung dreht sich im Folgenden um den Gedanken, dass Erziehung durch Leiden uns heilsam sei. Dahin zielt das angeführte Wort aus den Sprüchen Salomos (Spr. 3, 11 f.), das zunächst eine Mahnung ausspricht und dann den Grund dafür angibt.

Schon die Anrede „**mein Sohn**“, womit sich Gott in diesem Worte an uns wendet, soll uns durch ihre große Herzlichkeit locken, dass wir die Aufforderung recht zu Herzen fassen. Und der Kern der Mahnung selber ist der: sind Gottes Züchtigungen ein Beweis seiner Liebe gegen uns, so dürfen sie nicht mit Verdruss oder Hass aufgenommen werden; denn es wäre doch mehr als Undank, nicht annehmen zu wollen, was zum eigenen Heile dient, ja zu missachten, was ein Zeichen väterlichen Wohlwollens ist.

**V. 6. Welchen der Herr lieb hat** usw. Da die Angeredeten Gläubige sind, wird das Leiden hier begreiflicher Weise nur vom Standpunkt der gläubigen Erfahrung aus beleuchtet. Mag Gott sich gegenüber den Gottlosen im Strafen immer als strengen und erzürnten Richter beweisen, bei seinen Auserwählten sieht er es auf nichts anderes ab, als ihr Heil zu fördern; das ist seine väterliche Liebe gegen sie. Weil ferner die Gottlosen überhaupt an keine höhere Führung glauben, schreiben sie ihre Heimsuchungen meistens dem bloßen Zufall zu; flüchtigen und oberflächlichen Geistes, wie sie sind, merken sie nichts von Gottes Hand, die auch in ihr Leben eingreift. Die Gedanken göttlicher Liebe, die in der Züchtigung verborgen liegen, lassen sich nur dann herausfühlen, wenn wir mit Bestimmtheit daran festhalten, dass es väterliche Zuchtruten sind, die wir zu spüren bekommen. Übrigens muss das Gericht anfangen am Hause Gottes (1. Petr. 4, 17); reckt er seine strafende Hand nach den eigenen Hausgenossen aus, so geschieht es, weil sie ihm in besonderer Weise am Herzen liegen. Aber für jeden, der sich von Gott gezüchtigt weiß und in der Strafe die Nähe Gottes verspürt, handelt es sich darum, dass er dann wirklich auch den weiteren Schritt zu dem Glauben vollzieht, solches widerfahre ihm, weil er von Gott geliebt sei. Ohne Liebe würde er sich ja um unser Heil nicht kümmern. Deshalb schließt der Apostel, Gott biete sich allen, welche die Züchtigung willig auf sich nehmen, zum Vater an. Wer ausschlägt wie ein störrisches Pferd oder unbeugsam bleibt, wird nie zu der Höhe dieser Erfahrung gelangen. So bleibt es denn dabei: Gottes Züchtigungen werden zu väterlichen Züchtigungen erst dadurch, dass wir uns ihnen gehorsam unterwerfen.

**V. 7. Denn wo ist ein Sohn, den der Vater nicht züchtigt?** Wenn sich unter den irdischen Vätern, sofern sie wenigstens verständig sind, keiner findet, der seine Kinder ungestraft lässt, weil diese ohne Zucht nicht wohl geraten mögen, wie viel weniger wird Gott, der beste und weiseste Vater, dieses unentbehrliche Heilmittel außeracht lassen? Wollte man einwenden, solche Züchtigung höre auf, sobald die Kinder herangewachsen seien, so ist zu erinnern, dass wir vor Gott lebenslang mehr als unmündig bleiben und deshalb der Rute nie entbehren können. Mit Recht bemerkt daher der Apostel, wer allem Kreuz aus dem Weg gehen wolle, schließe sich damit von der Zahl der Kinder Gottes aus. Wir schätzen unser Kindsrecht nicht nach Gebühr und stoßen die Gnade von uns, wenn wir durch Mangel an Geduld in

der Trübsal verraten, dass wir uns der göttlichen Zucht am liebsten ganz entzögen.

Von **Bastarden**, nicht von Fremden, spricht er, weil seine Leser immerhin Glieder der Gemeinde und darum dem Namen nach Gottes Kinder waren. Aber ihr christliches Bekenntnis ist falsch und erlogen und ihre Kindschaft unehelich, wenn sie sich außer des Vaters Zucht stellen.

V. 9. **So wir haben unsere leiblichen Väter** usw. Diese Vergleichung weist mehrere Beziehungspunkte auf. Erstlich, wenn wir unseren Vätern, von denen wir dem Fleische nach abstammen, so große Achtung erwiesen haben, dass wir ihre Zucht willig annahmen, wie viel mehr Ehre gebührt dann Gott, dem Vater der Geister, der unsere Seelen geschaffen hat und sie durch die Kraft seines Geistes wunderbar erneuert! Sodann ist die Zucht der irdischen Väter nur auf die kurze Spanne des gegenwärtigen Lebens berechnet, während Gott das viel weitere Ziel im Auge hat, uns zum ewigen Leben zu heiligen. Drittens erziehen sterbliche Menschen ihre Kinder so gut, wie sie es verstehen; in Gottes Zucht aber ist alles durch die beste Einsicht und vollkommenste Weisheit bestimmt und geordnet. Der Zusatz „**und sie gescheuet**“ deutet auf das tief eingewurzelte Gefühl kindlicher Ehrfurcht hin, das auch gegenüber harter Behandlung durch den Vater standhält.

**Untertan sein dem Vater der Geister.** Gott hat Vaterrechte an uns; so ist es billig, dass wir seiner Macht nicht widerstreben.

**Dass wir leben.** Darauf ist es bei des Vaters Zucht abgesehen. Und mit nichts schädigen wir unser Leben mehr, als wenn wir Gottes Führungen gegenüber den Gehorsam verweigern.

V. 10. **Jene haben uns gezüchtigt für wenig Tage.** Menschliche Erziehungsarbeit hat, wie alle menschlichen Veranstaltungen, ihr Ziel innerhalb des gegenwärtigen Lebens. Gewiss sieht sie es auch auf Pflanzung von Gottesfurcht und Frömmigkeit ab; aber in das Herrschaftsgebiet des Geistes Christi einzugreifen, hat sie keine Macht. Darum steht Gottes Zuchtübung unendlich viel höher. Indem sie eine Neuschöpfung ins himmlische Leben und Wesen hinein anbahnt, wirkt sie eine unvergängliche Frucht.

Der Ausdruck **auf dass wir seine Heiligung erlangen** darf freilich nicht so verstanden werden, als ob die göttlichen Züchtigungen an und für sich heiligende Kraft hätten. Sie sind aber für uns wirksame Förderungsmittel, da der Herr sie braucht, um die Macht unseres Fleisches zu brechen.

V. 11. **Alle Züchtigung ... dünkt uns nicht Freude.** Bei alledem dürfen wir die göttlichen Züchtigungen nicht nach der ersten Empfindung, die wir davon haben, beurteilen. Wir sind ja in dieser Hinsicht wie die Kinder, die, wenn es auf sie ankäme, niemals mit der Rute Bekanntschaft machten. Die richtige Schätzung ergibt sich erst aus dem über augenblickliche Stimmungen Herr werdenden Blick auf das Ziel und die zu erlangende, köstliche Frucht.

Diese **Frucht der Gerechtigkeit** ist der geheiligte Wandel in der Furcht des Herrn, dessen Übungsschule das Kreuz ist.

**Friedsam** heißt sie im Gegensatz zu der zaghaften Aufregung und stürmischen Ungeduld, wovon wir, solange die Trübsal währt, angefochten werden. Hinterher sehen wir ruhigen Geistes ein, wie viel Segen uns das gebracht hat, was zuvor bitter und verdrießlich schien.

V. 12. **Darum richtet wieder auf** usw. Nichts schwächt, ja lähmt uns so sehr wie die trüben Wahngedanken, die uns in schwerer Zeit beherrschen und über denen wir das Gefühl für Gottes Gnade ganz verlieren. Und nichts kann uns eher aufrichten als die Gewissheit: Gott steht uns zur Seite und sorgt für uns, auch wo er uns darnieder beugt. Die Mahnung des Apostels geht übrigens hier nicht mehr bloß auf geduldiges Ertragen der Trübsale, sondern spornt zu frischem, unverdrossenem Angreifen unserer pflichtmäßigen Aufgaben an. Wir erfahren es ja zur Genüge, wie sehr Kreuzesfurcht uns daran hindert, Gott zu dienen, wie wir sollten. Viele würden ganz gern ihren Glauben bekennen, für Gottes Ehre kämpfen, im kleinen Kreise und öffentlich der gerechten Sache sich annehmen; aber weil der Hass der Gottlosen droht und eine Menge von Verdrießlichkeiten in Aussicht steht, versagen Hände und Füße, und es bleibt beim frommen Wunsche. Wenn darum jene übergroße Leidensscheu einmal überwunden ist und wir die heilsame Wirkung des Kreuzes erkennen, dann erwacht in allen unseren Gliedern ein neuer Mut, und Hände und Füße stellen sich willig in den Dienst der göttlichen Berufung. Die Stelle enthält eine Anspielung auf Jes. 35, 3, wo der

Prophet die treuen Lehrer ermahnt, mit der vorgehaltenen Heilshoffnung die strauchelnden Knie und die lassen Hände zu stärken. In unserem Brief ist es der Segen der Trübsal, der jedem einzelnen vorgehalten wird; eignet er sich ihn persönlich an, so mag er damit sich selbst aufrichten und Mut schöpfen.

**V. 13. Und tut gewisse Tritte.** Der Verlass auf die göttlichen Trostzusprüche macht uns stark und munter zum Handeln. Dann gilt es aber weiter auch vorsichtig wandeln und gewisse Tritte auf dem rechten Wege tun; denn ebenso schädlich wie Lässigkeit und Schwäche ist ein unbedachter Eifer. Doch wird es auch an diesem Innehalten des rechten Weges nicht fehlen, wenn wir, ledig aller verkehrten Furcht, nur sinnen, was vor Gott recht ist. Denn wie uns die Furcht auf allerlei krumme Wege verleitet, so lässt umgekehrt die mutige Bereitschaft zum Leiden den Menschen geradeswegs vorrücken, ohne je auf etwas anderes als auf den Ruf und Willen Gottes zu achten.

**Dass nicht jemand strauchle.** Das Straucheln bedeutet, ähnlich wie das „Hinken auf beiden Seiten“ (1. Kön. 18, 21), ein launenhaftes Schwanken im Unterschied von der einfältigen Übergabe des Herzens an Gott. Es führt, wenn auch nicht sogleich, so doch allmählich, vom rechten Wege ab, bis der Mensch schließlich ganz von Gott wegkommt und sich in das Lügennetz des Satans verstrickt. Darum die Mahnung, ohne Verzug Heilung zu suchen.

**V. 14. Jaget nach dem Frieden.** Die Menschen sind von Natur so beschaffen, dass sie den Frieden eher zu fliehen scheinen: da ist jeder mit sich selbst beschäftigt und fordert Rücksicht auf seine eigene Art, während er die Art der anderen nicht gelten lassen will. Wenn wir daher dem Frieden nicht mit ganzem Ernste nachjagen, entschwindet er uns beständig; denn an Gelegenheiten und Anlässen zum Zwiste fehlt es keinen Tag. Der Apostel ermahnt uns, den Frieden nicht nur zu schätzen, solange uns dies bequem ist und leicht fällt, sondern ihm aus aller Macht nachzutrachten, damit er unter uns unversehrt bleibe. Das ist aber dann nur möglich, wenn wir viele Kränkungen übersehen und einander in vielen Dingen Verzeihung gewähren.

Weil sich indessen mit den Gottlosen nicht anders Frieden halten lässt als durch Zustimmung zu ihrem Tun und Lassen, so fügt der Apostel sofort bei:



**und der Heiligung.** Den Frieden empfiehlt er uns mit der bestimmten Einschränkung, dass wir uns nicht mit der Freundschaft der Schlechten beflecken. Und sollte es in der ganzen Welt darüber zum Krieg kommen, die Heiligung, das Band unserer Gemeinschaft mit Gott, darf nicht hintenangesetzt werden.

Ohne sie **wird niemand den Herrn sehen:** nur wer zum göttlichen Ebenbilde erneuert ist, hat Augen, Gott zu schauen.

V. 15. **Und sehet darauf,** oder: seht euch wohl vor, **dass nicht jemand Gottes Gnade versäume.** Die Gnade schließt unsere ganze Berufung in sich. Leicht fällt man aus ihr heraus. Nicht umsonst wird Aufmerksamkeit in diesem Punkte verlangt, weil im Augenblick, da wir die angestrengte Wachsamkeit außeracht lassen, der Satan uns umgarnt. Aber niemand soll deswegen sagen, die göttliche Gnade erlange erst durch unsere eigene Mitwirkung ihre Kraft. Denn wenn der Herr uns, wie wir es bei der Trägheit unseres Fleisches fortwährend bedürfen, durch Ermahnungen aneifert, so ist er es gleichweise, der unsere Herzen also erweckt, dass die Mahnungen nicht wirkungslos an uns abprallen. Auch die Behutsamkeit, die der Apostel hier fordert, ist unzweifelhaft Gottes Gabe.

**Dass nicht etwa eine bittere Wurzel aufwachse.** Offenbar wird auf die Stelle 5. Mose 29, 17 Bezug genommen, wo ebenfalls von einer aufschießenden, bitteren Wurzel, einem giftigen Gewächs innerhalb des Volkes Gottes, die Rede ist, d. h. von dem frechen Beispiel sich straflos wöhnender Sünder, die um sich her Verachtung Gottes aufbringen. Eine solche Wurzel, sagt der Apostel, wird, wenn man sie gewähren lässt, viele vergiften und verderben. Wir sollen sie nicht nur jeder in seinem Herzen ausrotten, sondern überall, wo sie sich in unserer Mitte zeigen will, ihr entgegentreten. Da stets Heuchler und Gottlose den Frommen zur Seite wohnen, kann zwar die Gemeinde Gottes von jenen Giftwurzeln nicht verschont bleiben; aber es gilt, sie unnachsichtig zurückzuschneiden, damit sie nicht im Wachsen den guten Samen ersticken.

V. 16. **Dass nicht jemand sei ein Hurer oder ein gemeiner Mensch.** Die unreine, geschlechtliche Lust ist eine der Befleckungen, vor denen gewarnt wird. Sie fließt aber aus der gemeinen Gesinnung, welche der Heiligung direkt entgegengesetzt ist. Wenn der Herr uns beruft, so will er uns zu seinem

Dienste heiligen; das schließt in sich, dass wir der Liebe zur Welt entsagen. Gemeine Menschen sind nun solche, die im Streben nach Ehre, Macht und Reichtum, Wohlleben und Ergötzungen so sehr aufgehen, dass ihnen die Gnade Gottes kaum mehr des Begehrens wert erscheint und Christi geistliche Herrschaft unter ihren Sorgen keine oder doch jedenfalls die letzte Stelle einnimmt. Aber auch der macht sich gemein, der aus der Heiligungsgnade wieder in den Kot der Welt zurücksinkt.

**Wie Esau.** Am Beispiel Esaus wird das Wesen des gemeinen Menschen deutlich: ein einziges Linsengericht galt ihm mehr als sein Erstgeburtsrecht, und darüber ging er des Segens verlustig. Das Bild ist umso treffender, als der Herr, wenn er seine große Liebe gegen sein Volk ausdrücken will, die zur Hoffnung des ewigen Lebens Berufenen ebenfalls Erstgeborene nennt. Welch unschätzbare Ehre ist uns dadurch erwiesen, so dass daneben alle Schätze, Titel und Freuden der Welt wie eine lose Speise erscheinen! Nur die Verblendung durch verkehrte Begierden bringt es zustande, uns das Geringe und Eitle als Dinge von hohem Wert vorzugaukeln. Wollen wir unseren Platz im Heiligtum Gottes behaupten, so müssen wir lernen, solche Kost, die der Satan als Köder für die Verworfenen braucht, zu verachten.

**V. 17. Hernach, da er den Segen ererben wollte.** Anfangs kam ihm der Handel um die Erstgeburt wie kurzweiliges Spiel vor; er hatte Hunger und keinen anderen Gedanken, als den Bauch zu füllen, und als er sich gesättigt, lachte er über die Torheit des Bruders, der sich um ein gutes Gericht hatte bringen lassen. Zu spät erst ward er der Größe des eigenen Verlustes gewahr, da der väterliche Segen an Jakob erteilt und ihm entzogen wurde. So meinen die Gottlosen, die um weltlicher Lüste willen ihre Seligkeit verscherzen, durchaus nichts zu verlieren, sondern im Gegenteil eben jetzt das wahre Glück zu genießen; hinterher, nachdem der Rausch verflogen, kommt ihnen zum Bewusstsein, wie viel sie leichtsinnig eingebüßt haben.

Er ward **verworfen**, d. h. er erfuhr eine entschiedene Abweisung.

**Er fand keinen Raum zur Buße.** Die nachträgliche Reue half ihm nichts, wiewohl er mit Tränen den Segen begehrte, den er durch eigene Schuld verloren hatte (1. Mose 27, 38). Ähnliche Beispiele göttlicher Strenge ereignen sich jeden Tag. Mancher, der sich stets der Zukunft vertröstete, wird durch einen unvermuteten Tod plötzlich dahingerafft; oder schwere Erfahrungen

und furchtbare Gewissensqualen zwingen dazu, Gott als den Richter anzuerkennen, an den man nie glauben wollte. Wenn auch nicht bei allen, welche Gottes Gnade verachtet und die Welt über sein Reich gestellt haben, die Hoffnung auf künftige Vergebung ausgeschlossen ist, so spricht doch der Apostel im Blick auf die mögliche Gefahr eine ernste Warnung für jedermann aus. Es könnte indessen auffallen, dass er an dieser Stelle der Buße die rettende Wirkung abspricht. Wir müssen aber bedenken, dass nicht von wahrer Bekehrung zu Gott hier die Rede ist, sondern lediglich von jener schrecklichen Angst, die die Gottlosen befällt, nachdem sie sich lang genug in ihrer Schlechtigkeit umgetrieben haben. Da sie gleichwohl ihre Sünden nicht hassen und nicht anders werden, sondern nur mit quälenden Gefühlen ihrer Strafe sich verzehren, bleibt ihre Angst ohne Frucht. Mögen sie klagen, weinen und heulen über ihr Los, soviel sie wollen, es ist nicht das richtige Anklopfen an Gottes Tür, dem aufgetan wird (Mt. 7, 8), darum weil es am Glauben fehlt. Sie möchten jetzt wohl Zutritt zu Gott bekommen; aber weil sie nur seinen Zorn sehen, fliehen sie in Wahrheit vor seiner Gegenwart und murren und grollen je länger je mehr wider ihn. Noch auf dem Totenbett brechen vielleicht die ohnmächtigen Seufzer hervor: O, wenn doch alles nicht wäre, bis die Verzweiflung ihnen den Mund schließt und alle ihre Wünsche begräbt.

V. 18. **Ihr seid nicht gekommen** usw. Nochmals wird die im Evangelium geoffenbarte Gnade dem Gesetz gegenübergestellt, und zwar in doppelter Hinsicht. Einmal tritt im Evangelium die Majestät Gottes ungleich herrlicher an den Tag. Der Berg Sinai, der sich mit Händen berühren lässt, und alle jene gewaltigen Zeichen, welche Gott dort zur Bekräftigung des Gesetzes kundgab, Feuer, Dunkel, Ungewitter usw., sind doch nur irdische Dinge und Kräfte, und wenn auch ein geistlicher Sinn ihnen zukam, so verschwinden sie doch vor dem geistlichen Berge Zion und vor den unsichtbaren Gütern, die uns im Reiche Christi dargeboten werden.

V. 19. **Welcher sich weigerten, die sie hörten.** Der zweite Unterschied zwischen Gesetz und Evangelium besteht darin, dass, während wir hier aufs freundlichste geladen werden, dort die Verkündigung unter mannigfachen Schrecknissen vor sich ging. Das Volk sollte wissen, dass Gott als gestrenger Richter seinen Thron besteige. Wenn jedes unschuldige Tier, das zufällig zu nahe an den Berg herangekommen war, getötet werden sollte, eine

wie viel härtere Strafe drohte dann den Sündern, die ein böses Gewissen hatten: das Gesetz erklärte sie des ewigen Todes schuldig. Im Evangelium dagegen kommt uns, wenn anders wir glauben, nichts als Liebe und Güte entgegen. Für manches Weitere sei der Leser auf 2. Kor. 3 verwiesen. Die Weigerung des Volks darf nicht auf das Hören der Worte Gottes bezogen werden; aber sie baten sich aus, nicht Gott selber zu ihnen reden hören zu müssen. Das Dazwischentreten Moses milderte denn auch einigermaßen den Schauer.

Die Worte freilich (V. 21): **Ich bin erschrocken und zittere**, die hier Mose in den Mund gelegt werden, stehen nirgends zu lesen. Es war aber die Stimmung des Volkes, und wir können und wohl vorstellen, dass Mose im Namen der Gesamtheit, deren Anliegen er vor Gott zum Ausdruck brachte, also gesprochen hat.

V. 22. **Sondern ihr seid gekommen zu dem Berge Zion.** Von dort sollte nach der Weissagung, wie wir sie in Jes. 2, 2 ff. und ähnlichen Stellen finden, des Herrn Wort ausgehen. So tritt der Berg Zion dem Sinai gegenüber.

Gleicherweise das **himmlische Jerusalem** dem irdischen, welches einst seine hohe Bedeutung hatte, aber zum Sinai geworden ist, weil es mit starrem Sinn unter dem knechtischen Joch des Gesetzes zu bleiben vorzog (Gal. 4, 24 ff.). Unter dem himmlischen Jerusalem versteht der Apostel die Gottesstadt, die über der ganzen Erde aufgebaut werden sollte; der Mann mit der Messschnur, von dem der Prophet Sacharja (2, 5 ff.) spricht, wandert von einer Himmelsgegend bis zur anderen, sie zu messen.

**Und zu der Menge vieler tausend Engel.** Wenn Christus uns durch das Evangelium zu sich ruft, so widerfährt uns die unschätzbare Ehre, dass wir den Engeln beigestellt, mit den Patriarchen auf eine Stufe gestellt und allen seligen Geistern im Himmel verbündet werden. Der Ausdruck „viele tausend Engel“ stammt aus Daniel (7, 10).

V. 23. **Erstgeborene** heißen wir nicht, wie wohl etwa sonst in der Schrift, alle Kinder Gottes ohne Unterschied, sondern der Name wird als besonderer Ehrentitel den Patriarchen und übrigen Häuption der alten Gemeinde gegeben. Sie sind **im Himmel angeschrieben**, wie es anderwärts von Gott heißt,

dass er alle seine Auserwählten in seinem Buche aufgezeichnet habe (Hes. 13, 9).

**Und zu Gott, dem Richter über alle.** Dies wird zu heilsamer Warnung beigefügt, damit wir bei aller Anbietung der Gnade an die ernste Rechenschaft denken, die von uns gefordert wird, falls wir mit unheiligem Sinn in das Heiligtum einzudringen wagen würden.

**Und zu den Geistern der vollendeten Gerechten.** Vollendet sind sie, weil sie nach Ablegung des Leibes allen Schmutz der Welt hinter sich gelassen haben und die Schwachheit des Fleisches sie nicht weiter anficht. Wir dürfen gewiss sein, dass die frommen Seelen, nachdem sie sich vom Leibe getrennt, weiterleben bei Gott; nur dadurch ist unsere Gemeinschaft mit ihnen möglich.

V. 24. **Und zu dem Mittler des neuen Testaments.** Jesus wird in dieser Aufzählung an den Schluss gestellt, weil er allein es ist, der uns mit dem Vater versöhnt, also dass wir ohne Furcht vor sein gnadenreiches Angesicht treten dürfen. Auch das Mittel, wodurch Christus unser Mittler wird, ist genannt, nämlich sein Blut, das **Blut der Besprengung**: wie es einmal zu unserer Erlösung vergossen worden ist, so müssen sich unsere Seelen jetzt noch im Glauben damit besprengen lassen. Die Anspielung auf den alten Gesetzesbrauch, von welchem früher die Rede war, ist nicht zu verkennen.

**Das da besser redet.** Christi Blut redet eine wirksame Sprache und wird besser erhört als das Blut Abels. Die Tat des Brudermörders schrie zu Gott um Rache; Christi Blut aber ruft für uns nach Vergebung und Erlösung, und sein Begehren findet täglich Erfüllung.

V. 25. **Dass ihr euch des nicht weigert, der da redet.** Der Ausdruck ist derselbe wie oben (V. 19) bei der Weigerung des Volkes, der Sinn aber, wie ich glaube, ein anderer, nämlich dass wir das an uns gerichtete Wort selbst nicht verwerfen sollen. Sonst erwartet uns – darauf läuft jetzt die ganze vorangegangene Vergleichung hinaus – die strengste Verurteilung, da ja schon die Verachtung des Gesetzes bei den Alten unfehlbar Strafe nach sich zog. Damals hat Gott oder Mose auf Erden geredet, nun aber redet Gott oder Christus vom Himmel her. Eher noch wird beide Mal an Gott selber zu denken sein. Was er dort verkündigen ließ, hatte in gewissem Sinn irdische Art

an sich, ging weniger in die Tiefe und besaß als vorbereitende Stufe noch nicht die Macht, in die Fülle und Vollkommenheit himmlischer Weisheit einzuführen.

V. 26. **Welches Stimme** usw. Viel majestätischer erschallt jetzt Gottes Wort; denn nicht nur die Erde wird davon erschüttert, wie bei der Gesetzesverkündigung, sondern Erde und Himmel miteinander. Der Prophet Haggai hat davon zum Voraus geweissagt. Dass die betreffende Stelle wirklich auf die Zeit zu beziehen ist, da Christus herrscht und sein Evangelium Himmel und Erde durchdringt, wird aus dem unmittelbar folgenden Worten deutlich: „Ja, alle Heiden will ich bewegen. Da soll dann kommen aller Heiden Bestes; und ich will dies Haus voll Herrlichkeit machen.“ Alles das wird doch erst durch Christus zur Wahrheit. Wenn nun also beim Anbruch des Reiches Christi nicht nur die niederen Gebiete der Welt sich bewegen, sondern von seiner Kraft auch der Himmel erbebt, so schließt der Apostel daraus mit Recht, dass das Wort des Evangeliums alles Frühere übertreffe und von aller Kreatur umso ernstlicher gehört werden müsse.

V. 27. **Solches „Noch einmal“** usw. Wörtlich sagt der Prophet: Es ist noch ein Kleines dahin, dass Ich usw. Er meint, das Volk in seiner gedrückten Lage werde nicht mehr lange auf die Hilfe des Herrn warten müssen. Der Apostel legt den Nachdruck auch nicht auf das „Noch einmal“, sondern auf die Umwandlung, welche durch Christi Erscheinung der ganzen Welt in Aussicht steht. Alles Geschaffene unterliegt der Vergänglichkeit; Christi Reich aber ist ein ewiges Reich. Daher muss alle Kreatur neugestaltet und verklärt werden.

V. 28. **Dieweil wir empfangen ein unbeweglich Reich.** Darin findet jene allgemeine Erschütterung ihr Ziel und Ende. Gott versetzt uns in Bewegung, um uns zur wahren und beständigen Ruhe bei ihm zu bringen.

**Haben wir Gnade.** Treten wir gläubig in das Reich Christi ein, so werden wir begnadet mit dem gewissen Geiste, der uns zum wirklichen Dienst Gottes geschickt macht und uns darin festhält; denn wie jenes Reich, so ist auch die Gabe der Wiedergeburt stärker als die Welt.

**Gott dienen mit Zucht und Furcht.** Verlangt Gott einen muntern und freudigen Gehorsam, so kann ihm doch kein Dienst gefallen, der nicht auch mit

Demut und Bescheidenheit gepaart ist. Verwerflich ist daher ebenso sehr das kecke Selbstvertrauen wie jeglicher Schlendrian. Dieser hat gewöhnlich in jenem seine Wurzel.

V. 29. **Denn unser Gott ist ein verzehrend Feuer.** Nach dem gewinnenden Vorhalten der Gnade Gottes folgt dieser wohl aus 5. Mose 4, 24 entlehnte, ernste Hinweis auf seine Strenge. Gleichermassen pflegt Gott selber uns bald freundlich zu locken, bald wieder zu schrecken, um kein Mittel an uns unversucht zu lassen. Wir haben es nötig, überall neben seinen Verheißungen den Drohungen zu begegnen; denn geneigt, wie wir sind, uns selber zu schonen, würde ohne diesen Stachel der gütige Zuspruch uns völlig kalt lassen. Jawohl, Gott, der Herr, barmherzig und gnädig gegen die, so ihn fürchten, auf Tausende hinaus, ist auch ein eifriger Gott, der nach Gerechtigkeit heimsucht die losen Verächter die ins dritte und vierte Glied.

## Kapitel 13.

V. 1. **Bleibet fest in der brüderlichen Liebe.** Diese Mahnung hat vielleicht darin ihren besonderen Grund, dass der Druck der geheimen Verachtung vonseiten der übrigen Juden einen Keil in die Christengemeinden treiben konnte. Doch ist sie überhaupt bitter notwendig, weil nichts sich leichter verflüchtigt als die Liebe, wenn jeder mehr als billig auf das Seine sieht und gegen die anderen zu wenig Rücksichten nimmt. Auch fehlt es keinen Tag an Verdrießlichkeiten und Kränkungen, die leicht eine trennende Wirkung haben. „Brüderlich“ nennt der Apostel die Liebe nicht nur zur Beziehung ihrer Herzlichkeit, sondern auch um uns zu erinnern, dass wir einzig als Brüder wahre Christen sein können. Denn von der Liebe ist die Rede, welche Glaubensgenossen untereinander haben sollen, also Leute, die der Herr durch das gemeinsame Band der Kindschaft eng verbunden hat. In der ersten Christenheit war es üblich, sich mit dem Brudernamen anzureden; heutzutage ist mit dem Namen auch die Sache größtenteils verschwunden.

V. 2. **Gastfrei.** Auch diese Form dienender Wohltat besteht heute nicht mehr wie ehemals; jene alte, vielgerühmte Gastfreundschaft ist uns unbekannt, und Herbergen sind an die Stelle getreten. Der Brief hat übrigens nicht allein das Gastrecht im Auge, wie es die Vermögenden unter sich pflegten; er redet wohl in erster Linie der Aufnahme Bedrängter und Dürftiger das Wort, da es damals viele gab, die um des Namens Christi willen von Hause vertrieben waren. Und um seiner Mahnung Nachdruck zu geben, fügt er bei, dass etliche schon ohne ihr Wissen unter ihren Gästen Engel beherbergt hätten. Offenbar haben wir an Abraham und Lot zu denken (1. Mose 18, 3; 19, 3), denen bei ihrer täglichen Übung schlichter Gastfreundschaft ganz unvermutet ein großer Segen ins Haus kam, zum Zeichen, dass vor Gott diese Tugend besonders wertgeachtet ist. Wollte aber jemand einwenden, dass jenes Erlebnis etwas ganz vereinzelt gewesen sei, so ist zu erwidern, dass nicht Engel bloß, sondern Christus selbst bei uns einkehrt, so oft wir in seinem Namen Armen Aufnahme gewähren.

V. 3. **Als die Mitgebundenen.** Nichts erregt unser mitleidiges Gefühl stärker, als wenn wir uns in die Lage der Heimgesuchten hineinversetzen, als ob wir an ihrer Stelle wären. Das bringt uns als die Mitgebundenen den Ge-



bundenen nahe. Die entsprechenden Worte im folgenden Satzglied werden verschieden aufgefasst. Die einen übersetzen: „als die ihr auch noch im Leibe seid,“ d. h. den nämlichen Übeln wie jene ausgesetzt, solange ihr lebt. Ich möchte vorziehen, an den Leib der christlichen Gemeinde zu denken und also zu erklären: Da ihr eines Leibes Glieder seid, müsst ihr auch gemeinsam tragen, was euch drückt, und nichts darf euch voneinander scheiden.

V. 4. **Die Ehe.** Die Ehe ist eine eheliche Ordnung und soll auch ehrlich geführt werden, also dass Mann und Weib in Keuschheit und Zucht beieinander wohnen und ihren Verkehr nicht mit unwürdiger Zügellosigkeit beflecken. Sie sollen die rechten Schranken zu wahren wissen und alles fernhalten, was die Reinheit ihres Verhältnisses zerstören müsste. Unter dieser Voraussetzung ist die Ehe der unmittelbar daneben genannten Unreinigkeit entgegengesetzt und ein Heilmittel dawider. So gewiss Gott der rechtmäßigen Verbindung von Mann und Weib seinen Segen verliehen hat, ergeht auch sein strafendes Urteil über jede Verkehrung derselben. Nicht nur dem Ehebruch, sondern aller geschlechtlichen Ausschweifung folgt der Fluch, weil dadurch die heilige Ordnung verletzt und umgestoßen wird. Die ehrlich gehaltene Ehe aber, die den gemeinen, unsteten Lüsten einen Damm entgegenzusetzen vermag, empfiehlt uns eben darum der Apostel.

Den Zusatz **bei allen** verstehe ich in dem Sinn, dass kein Stand von der Ehe auszuschließen sei. Denn was Gott dem menschlichen Geschlechte überhaupt zgedacht hat, ziemt ohne Ausnahme allen, sofern sie wenigstens zur Ehe fähig sind und ihrer bedürfen. Ausdrücklich musste dieses gesagt werden, um dem wohl damals schon verborgen keimenden Irrwahne zu begegnen, dass das eheliche Leben etwas Unheiliges oder doch mit christlicher Vollkommenheit unvereinbar sei. Denn schon früh erhoben sich jene verführerischen Geister, von denen Paulus geweissagt hatte (1. Tim. 4, 3). Damit also niemand glaube, die Ehe sei nur für den großen Haufen, während sich die vorzüglichen Christen ihrer zu enthalten hätten, spricht der Apostel ohne jeden Vorbehalt; sie ist nach ihm kein bloßes Zugeständnis der Nachsicht, sondern aller Ehre wert.

V. 5. **Der Wandel sei ohne Geiz.** Der Warnung vor dem Geiz geht in zutreffender und wohlüberlegter Weise die Mahnung zur Seite, sich an dem Vorhandenen genügen zu lassen. Der Geizige kommt dahin, dass er selbst

im üppigsten Überfluss nie genug sieht. Und umgekehrt, wenn wir unserer Begierde Grenzen setzen, so dass wir uns zufrieden geben mit dem, was Gott uns gibt, es sei viel oder wenig (Phil. 4, 11 f.), so treiben wir die Habsucht aus unserem Herzen aus und lernen den richtigen und mäßigen Gebrauch der irdischen Güter.

**Denn er hat gesagt.** Hier und in Vers 6 werden Schriftzeugnisse angeführt. Doch glaube ich, was das erste derselben betrifft, nicht, dass eine bestimmte Stelle, etwa Joh. 1, 5 angezogen ist; vielmehr gehört es zur durchgängigen Lehre der heiligen Schrift, dass Gott der Herr uns niemals verlassen will. Aus dieser Verheißung wird nun gefolgert, was Ps. 118, 6 ausgesprochen ist, dass wir der Ängstlichkeit wohl Meister zu werden vermögen, da wir der Hilfe Gottes gewiss sind. Die Krankheit der Habsucht und Geldsorge möchte also der Apostel von ihrer Wurzel, dem Misstrauen, aus überwinden. Denn wer sich dies gegenwärtig hält, dass er nie von Gott im Stiche gelassen sein wird, kann sich nicht unnötige Sorgen machen, da er stets von der Vorsehung abhängig bleibt, und der wird sich dann auch vor der schlimmsten Begierde bewahren. Der Glaube allein bringt das menschliche Herz aus der jedem nur zu gut bekannten Unruhe heraus zum Frieden.

**V. 7. Gedenket an eure Lehrer.** Der Verfasser hält den jüdischen Christen das Beispiel derer vor, von denen sie unterrichtet worden waren, und zwar könnte der Hinweis auf ihr Ende es wahrscheinlich machen, dass im Besonderen von solchen die Rede ist, die die Lehre mit ihrem Blut besiegelten. Doch hindert nichts daran, überhaupt an alle zu denken, die bis zuletzt im Glauben beharrt und sowohl im ganzen Leben als im Sterben von der gesunden Lehre treulich Zeugnis gegeben hatten. Dass es aber ihre Lehrer sind, denen sie nacheifern sollen, gibt der Mahnung nicht geringes Gewicht: müssen uns doch Männer, die uns zum christlichen Leben verholfen haben, als Väter gelten. Wenn nun jene, sei es in grausamen Verfolgungen oder in sonstigen Kämpfen, standhaft und ungebeugt geblieben waren, so hatte ihr Vorbild umso stärkere Kraft.

**V. 8. Jesus Christus** usw. Der einzige Weg, im rechten Glauben zu beharren und wahrhaft weise zu werden, ist das unerschütterliche Festhalten am Glaubensgrund; das lehrt unsere berühmte Stelle. In Christus allein müssen wir mit all unseren Sinnen wurzeln. Wer Christus nicht festhält, dessen Weisheit ist leerer Dunst, ob er auch im Himmel und auf Erden Bescheid

wüsste; denn in Christus liegen verborgen alle Schätze der Weisheit und der Erkenntnis (Kol. 2, 3).

Da aber der Verfasser jüdische Leser vor sich hat, legt er Nachdruck darauf, dass Christus die Herrschaft, die ihm heute zukommt, stets innegehabt habe und dass er bis ans Ende der Welt kein anderer sein werde: **Gestern und heute und derselbe auch in Ewigkeit**. Ist man einmal zu Christus gelangt, so hat man kein Recht, über ihn hinauszuschreiten. Das Gestern umfasst die ganze Zeit des alten Bundes. Die Kundmachung des Evangeliums ging in die jüngste Zeit zurück; konnte sie nicht unversehens wieder von etwas anderem abgelöst werden? Nein, die Offenbarung Christi gilt, wie sie ist, ein für alle mal. Es ist deutlich, dass hier der Apostel nicht von Christi ewigem Sein und Wesen spricht, sondern von seiner Bezeugung unter den Menschen, die sich zu allen Zeiten bei den Frommen bewährte und der beständige Grund der Gemeinde Gottes gewesen ist, wobei sich allerdings von selbst versteht, dass Christus vor aller Erweisung seiner Kraft gewesen sein muss. Der äußeren Art und Beschaffenheit nach war freilich seine Offenbarung unter dem Gesetz verschieden von derjenigen, die wir heute haben; nichtsdestoweniger kann der Apostel der Wahrheit gemäß sagen, es sei stets derselbe Christus, auf den die Gläubigen schauen.

V. 9. **Lasst euch nicht umtreiben**. Ist die Wahrheit fest und gegeben, so ziemt kein Schwanken. Das Wirrsal der Meinungen, jeder Aberglaube, ungeheuerliche Irrtümer und alle Verderbnisse der Religion stammen nirgend anderswoher als daher, dass es am Gegründetsein in Christus fehlt. Er ist uns von Gott gemacht zur Weisheit (1. Kor. 1, 30). Ruhet unsere Gedanken in ihm, so haben wir gewisse, göttliche Wahrheit, wogegen alle, welche über ihn hinwegsehen, satanischen Täuschungen und beständiger Ungewissheit ausgeliefert sind. Möge denn die Mahnung des heiligen Geistes nicht aus unserem Herzen weichen, dass uns nur das Hangen an Christus der Gefahr entreißt.

Die von Christus wegführenden Lehren heißen **mancherlei**, weil es außer dem Zeugnis von Christus keine einige und reine Wahrheit gibt, **fremde**, weil Gott nichts als sein eigen erkennt, was nicht Christi Stempel trägt. Auch im Verständnis der Schrift bleibt auf einem toten Punkt und ein Fremdling, wer nicht genau auf Christus zielt.

**Denn es ist ein köstlich Ding.** Christus der alleinige Grund unseres Glaubens – dies findet im Folgenden noch seine besondere Anwendung mit Bezug auf jenes bei den Juden so hoch im Schwange gehende, abergläubische Unterscheiden von zulässigen Speisen, was auch zu den „fremden“ Lehren gehörte und viel Streit und Trennung anrichtete: eine Bedeutung für unser Heil und für wahre Heiligkeit kommt ihm nicht zu.

Wenn den Speisen die **Gnade** gegenübergestellt wird, so zweifle ich nicht, dass dabei an die Wiedergeburt und die wahre Gottesverehrung gedacht ist. Gottes Gnade schafft ein festes, den Schwankungen entrissenes Herz, nicht das Achten auf reine und unreine Speisen.

**Davon keinen Nutzen haben, die damit umgehen.** Man mag dabei zunächst an die schwachen Gewissen denken, welche auch noch unter dem Evangelium an den alten Zeremonien kleben blieben. Von den Vätern dagegen, die unter dem Gesetze lebten, muss man sagen, dass die Zucht des ganzen auferlegten Joches, unter das sie sich gehorsam beugten, erzieherische Bedeutung und insofern Nutzen für sie hatte. Doch auch für sie gilt, dass die Enthaltung von Speisen, an sich betrachtet, wertlos war. Eine andere Wichtigkeit kommt ihr in der Tat nicht zu als die eines pädagogischen Hilfsmittels aus der Anfangszeit der göttlichen Menschheitserziehung. Übrigens wird man das auch auf die übrigen gesetzlichen Gebräuche anwenden dürfen.

V. 10. **Wir haben einen Altar** usw. In geistreicher, bildlicher Rede verknüpft der Apostel das alte Ritualwesen mit dem gegenwärtigen Heilsgut der Gemeinde. Es gab ein jährliches Opfer, in 3. Mose 16, 27 erwähnt, wovon nichts für die Priester und Leviten bestimmt war. Dessen Erfüllung weist er mit treffender Vergleichung in Christus nach: auch sein Opfer hat nach der Ordnung stattgefunden, dass die, **die der Hütte pflegen**, vom Genuss ausgeschlossen sind. Unter den Dienern der Stiftshütte sind aber jetzt alle Verehrer der alten Zeremonien zu verstehen; wollen wir also an Christus teilhaben, so ist diesen Dingen der Abschied zu geben. Denn wie der Altar die Opferung und das Opfer mitumfasst, so will die Hütte als Bezeichnung aller jener äußerlichen Schattenbilder verstanden sein. Der Sinn der Stelle ist daher: Jenes Opfer, das die Leviten hinaus vor das Lager tragen sollten, um es dort zu verbrennen, deutete selbst schon das einstige Aufhören des Gesetzeswesens an; denn gleichwie die Diener der Hütte davon

nichts zu genießen bekamen, so verzichten wir auf unsere Person auf das Opfer, das Christus einmal gebracht, und auf die Versöhnung, die er mit seinem Blute einmal gestiftet hat, wenn wir fortfahren, der Hütte zu pflegen, d. h. die Gesetzesbräuche zu beobachten.

V. 13. **So lasset uns zu ihm hinausgehen.** Der eben gezogene, bildliche Vergleich bekommt noch mehr Wärme und Kraft durch den weiteren Hinweis auf die ernste Aufgabe, die aller Christen wartet. Ähnlich wie Paulus jedes Mal, wenn er die Gläubigen von wertlosen Übungen, worin sie sich umsonst abmühen, zu lösen versucht, gleichzeitig vollen Nachdruck legt auf den Dienst, den Gott wirklich von ihnen fordere, so verfährt hier auch unser Verfasser. Er zeigt, dass es sich bei der Einladung zum Verlassen der Hütte, um Christus zu folgen, um ganz andere Dinge handle als um behagliche Gottesverehrung im Schatten prunkvoller Tempel: unser Weg geht durch Bann und Verfolgung, Schmach und Schande und Trübsal aller Art. Den müßigen Betrachtungen, welche den Befürwortern der Zeremonien einzig am Herzen lagen, stellt er solchen Kriegsdienst mit seinen Mühen und Kämpfen bis aufs Blut gegenüber.

V. 14. **Denn wir haben hier keine bleibende Stadt.** Das Hinausgehen, wovon er gesprochen, versteht er noch in einem strengeren Sinn. Wir sind in dieser Welt überhaupt nur Fremdlinge, ohne festen Wohnsitz, daran sollen wir im rauen Wechsel des Lebens denken. Der Himmel ist unser Erbe, und in der Schule der Leiden haben wir uns auf den letzten Auszug vorzubereiten. Die ein allzu geruhiges Leben haben, pflegen sich sozusagen hier auf Erden einzunisten; es ist uns darum gut, zum Schutz gegen solche Lauheit viel hin und her geworfen zu werden, damit wir die niederwärts gerichteten Augen zum Himmel erheben lernen.

V. 15. **So lasset uns nun opfern** usw. Sollen denn aber für die Christen mit dem Wegfall der alten Religionsübungen alle Opfer aufgehört haben? Nein, erwidert der Apostel, ein Opfer ist uns geblieben, das Gott weit angenehmer ist als alle äußeren, wie das Gesetz sie erforderte, und in diesem Sinne schon im 50. Psalme jenen gegenübergestellt wird: der Dank, womit wir Gott um seine Güte preisen, wenn wir ihm nach dem Ausdruck des Propheten Hosea (14, 3) die Farren unserer Lippen darbringen. Dies Opfer will Gott von uns, und wir sind jederzeit imstande, ihm diese rechtmäßige und vollkommene Verehrung zu bezeigen. An jede Anrufung seines Namens ist

dabei mitgedacht; denn Dank und Lob setzen Erhörung voraus und diese die Bitte.

Indem der Apostel so auf den wahren Gottesdienst des neuen Bundes hinweist, erinnert er nebenbei mit dem **durch ihn** daran, dass die echte Anrufung und Lobpreisung Gottes an das Mittleramt Christi gebunden ist. Er ist es, der unsere befleckten Lippen heiligt und unsere Bitten priesterlich vor Gottes Thron gelangen lässt.

V. 16. **Wohlzutun.** Hier nennt er noch eine weitere Art des gültigen und Gott wohlgefälligen Opfers: alle Dienste der Liebe sind ebenso viele Opfergaben. Wie töricht und verkehrt ist somit das Trachten der Leser, welche meinen, es gehe ihnen etwas ab, wenn sie keine Tiere mehr nach dem Gesetz darzubringen haben! Gibt uns doch Gott so reichlich Gelegenheit zum Opfern, wenn wir nur wollen. Ihn anrufen und unter Danksagung seine Güte verkündigen, ferner unseren Brüdern Gutes tun, das sind die wahren Opfer für wahre Christen; die anderen gehören einer vergangenen Zeit an. In solchen Gedanken liegt ein mächtiger Antrieb zur Wohltätigkeit gegen den Nächsten; denn es ist keine geringe Ehre, dass Gott, was wir Menschen erweisen, als ein ihm dargebrachtes Opfer ansieht und unseren geringen Dienstleistungen solchen Wert und Würde gibt, dass sie ihm heilig gelten. Wo deshalb unter uns die Liebe erkaltet ist, betrügen wir nicht nur Menschen um ihr Recht, sondern Gott selber, der alles Gute, das er gegen Menschen zu erzeigen gebietet, feierlich als seine Sache erklärt hat. Der Ausdruck **mitteilen** ist noch umfassender als wohltun. Er begreift alles, womit überhaupt Menschen einander zur gegenseitigen Förderung sind; und in dieser durch Gottes Geist gewirkten, lebendigen Gemeinschaft offenbart sich erst, was echte Liebe heißt.

V. 17. **Gehorchet euren Lehrern.** Offenbar ist hier von den Gemeindeführern und anderen Leitern der Kirche die Rede. Ihnen muss vertrauensvoller Gehorsam und Ehrerbietung entgegengebracht werden. Doch ist zu merken, dass der Apostel nur die im Auge hat, die ihr Amt treu verwalten. Die bloß den Namen haben oder den Amtstitel gar zum Verderben der Kirche missbrauchen, verdienen nicht große Ehrfurcht und noch viel weniger Vertrauen. Der Apostel spricht ja von einem Wachen für die Seelen, was nur von solchen gilt, die ihre Pflicht tun und sind, was sie heißen.

**Denn sie wachen.** Je größer die Last, Schwierigkeit und Gefahr ist, die einer um unsertwillen auf sich nimmt, desto mehr sind wir ihm verpflichtet. Nun fasst die Aufgabe der Seelenhirten so außerordentliche Beschwerden in sich, dass, wenn wir erkenntlich sein wollen, es kaum möglich sein wird, alle Schuldigkeit zu erstatten. Besonders aber, da sie über unsere Seelen zu wachen und Gott dafür Rechenschaft zu geben haben, wäre es sehr unangebracht, über sie hinwegzusehen. Bereitwilligkeit, zu lernen und zu gehorchen, wird von uns gefordert, damit sie, was das Amt sie tun heißt, gern und freudig tun. Traurigkeit und Verdruss müsste auch die Rechtschaffenen und Treuen unter ihnen lässiger machen, weil mit dem frohen Sinn zugleich die Tatkraft schwindet. Durch kränkenden Undank schadet also, wie der Apostel hervorhebt, die Gemeinde sich selbst; ihre Unempfänglichkeit fällt in der Nachlässigkeit der Hirten als Strafe auf sie zurück. Dass aber von zehn Christen kaum einer daran denkt, zeigt nur, wie gleichgültig man in den Dingen des Seelenwohls geworden ist. Und unter den Hirten sind leider auch nur wenige dem Paulus ähnlich, dass sie den Mund auf tun, mag das Volk die Ohren verstopfen oder nicht, und ihr Herz weit machen, ob es in den Herzen der anderen noch so eng ist (2. Kor. 6, 11 – 13).

V. 18. **Denn wir sind sicher** usw. Nachdem er sich ihrer Fürbitte empfohlen, sagt er, dass er ein gutes Gewissen habe. Denn wiewohl unsere Bitten ebenso wie die Liebe, aus der sie fließen, die ganze Welt umspannen sollen, ist es doch natürlich, dass wir uns in besonderer Weise um die Menschen kümmern, deren Rechtschaffenheit oder andere gute Eigenschaften wir erprobt haben. Die Unverletztheit seines Gewissens erwähnt er also in der Meinung, ihre Sorge um ihn dadurch desto mehr zu entfachen. Die Rede-weise: ich bin überzeugt oder sicher, bringt beides, Bescheidenheit und Zuversicht, zum Ausdruck.

**Bei allen** kann sowohl auf Verhältnisse wie auf Personen bezogen werden, weshalb es in der Übersetzung unbestimmt gelassen ist.

V. 19. **Ich ermahne aber desto mehr** usw. Zur Fürbitte darf er sie umso eher ermahnen, als es ihm dabei nicht sowohl um sich selbst, als vielmehr um der Leser eigenes Wohl zu tun ist. In ihrem Interesse wünscht er nämlich, dass er ihnen recht bald wiedergegeben werden möchte. Man könnte aus dieser Stelle nebenbei die Vermutung schöpfen, der Verfasser des Briefes sei damals durch andere Verpflichtungen oder Verfolgungsgefahr ver-

hindert gewesen, seine Leser in nächster Zukunft von Angesicht zu sehen; bei Vergleichung mit Vers 23 erscheint aber wahrscheinlicher, dass er sich so ausdrückt, einfach weil er bedenkt, dass des Menschen Schritte in Gottes Hand ruhen.

V. 20. **Der Gott des Friedens.** Die Fürbitte, um die er für sich ersucht, übt er selbst, indem er den Brief mit einer solchen schließt. Er bittet Gott, dass er sie zu allem guten Werk ausrüste oder fertig mache. Zum Guten sind wir ja in keiner Weise geschickt, bis Gott uns neugeschaffen hat, noch sind wir fähig, darin zu bleiben, wenn er uns nicht kräftigt. Denn das Beharren im Heilsstand ist allein seine Gabe.

Was aber gute Werke sind, beschreibt er, indem er auf die Regel des göttlichen Willens verweist. Nur was diesem gemäß geschieht, ist für gut anzusehen, wie auch Paulus Römer 12, 2 und an mehreren anderen Stellen lehrt. Vergessen wir darum nicht, dass die richtige Vervollkommnung des Lebens darin besteht, dass es auf den Gehorsam gegen Gott eingestellt wird.

Das unmittelbar folgende Satzglied dient zur näheren Erklärung: **Er schaffe in euch, was vor ihm gefällig ist.** Vom Willen, wie er im Gesetz offenbart ist, war soeben die Rede. Jetzt wird angedeutet, dass man Gott nichts aufdrängen könne, was er nicht verlangt hat, weil ihm an seinem Willen mehr gelegen ist als an allen willkürlichen Erfindungen der Welt.

Die Beifügung **durch Jesus Christ** kann auf zwiefache Weise verstanden werden, entweder: Er schaffe es durch Jesus Christus, oder: was ihm gefällig ist durch Jesus Christus. Beide Mal ergibt sich ein treffender Sinn. Denn wir wissen, dass die Wiedergeburt aus dem Geiste und alle Gnadenwirkungen für uns durch Christus vermittelt sind; und weil anderseits nichts ganz Vollkommenes aus uns hervorgeht, ist es wiederum gewiss, dass Gott an nichts Gefallen haben kann ohne die durch Christus erlangte Vergebung. Wenn Christi Gnade unsere Werke durchdringt, erlangen sie vor Gott einen Wohlgeruch, den sie sonst nimmer haben. Ich möchte daher beide Beziehungen festhalten.

Den Schluss dieses Segenswunsches: **Welchem sei Ehre** usw. beziehe ich am liebsten auf Christus. Wird aber ihm hier zugeschrieben, was allein Gott gehört, so haben wir an dieser Stelle eine klare Bezeugung seiner Gottheit.



Ich habe nichts dawider, wenn man die Deutung auf den Vater vorzieht, aber das andere liegt näher.

**Der von den Toten ausgeführt hat.** Darin liegt eine Verstärkung des Gedankens: es soll betont werden, dass wir Gott erst dann recht anflehen, uns zur Vollendung zu führen, wenn wir seine Macht in der Auferweckung Christi anschauen und Christus selbst als den Hirten erkennen. Auf Christus haben wir immer wieder zu sehen, um uns der Hilfe Gottes zu getrösten. Denn dazu wurde wer vom Tode erweckt, dass wir in derselben Kraft Gottes zum ewigen Leben erneuert würden, und der große Hirte ist er, damit er die Schafe, die der Vater ihm befohlen, schützt.

**Im Blut.** Andere übersetzen: durch das Blut. Besser aber gefällt mir: in und mit dem Blut. Denn der Apostel scheint sagen zu wollen: Indem Christus von den Toten erstand, ist doch sein im Tode vergossenes Blut nicht wirkungslos geworden, sondern behält seine Kraft zur Beglaubigung des ewigen Bundes auch nach der Auferstehung und bringt seine Frucht, wie wenn es ewig flösse.

V. 22. **Ich ermahne euch aber.** Irgendeine neue Lehre vorgetragen zu hören, geht den Menschen, neugierig wie sie von Natur sind, viel leichter ein, als in bekannter und oft verhandelter Sache eine Ermahnung zu beherzigen. Und eine Rüge oder Strafe hinzunehmen, kommt sie schon darum schwer an, weil sie so gewohnt sind, sich gehen zu lassen.

V. 23. **Wisset.** Besser ist es, so zu übersetzen als, was ebenfalls möglich wäre: ihr wisset. Es soll offenbar den weit entfernt wohnenden Lesern etwas mitgeteilt werden, was sie noch nicht wissen. Wenn übrigens hier Timotheus, der bekannte Begleiter des Paulus, gemeint ist (was ich gern annehme), so gewinnt es an Wahrscheinlichkeit, dass Lukas oder Klemens Verfasser dieses Briefes ist. Paulus pflegt ja doch den Timotheus nicht Bruder, sondern seinen Sohn zu nennen; auch würden die folgenden Worte nicht auf Paulus passen. Allem Anschein nach ist nämlich der Briefschreiber nicht gefangen, sondern in voller Freiheit, hält sich auch kaum in Rom auf, sondern zieht hin und her durch die Städte und rüstet sich eben jetzt, die Reise über das Meer anzutreten. Bei Lukas oder Klemens konnten alle diese Umstände nach des Paulus Tod leicht zutreffen.

V. 24. **Grüßet.** Da er den Brief allen jüdischen Christen insgesamt schreibt, ist es auffällig, dass besondere Grüße an einzelne aufgetragen werden, wie wenn sie nicht zu den übrigen gehörten. Ich denke indessen, der Gruß an die Vorsteher ist in gewinnender Absicht beigesetzt, um sie zu ehren und der Mahnung zur Einigkeit in der Lehre einen freundlichen Nachdruck zu geben. Wenn er noch beifügt: und alle Heiligen, so sind darunter entweder die Gläubigen aus der Heidenwelt zu verstehen, und die Meinung ist, dass Juden- und Heidenchristen sich möchten verstehen lernen, oder es bezieht sich darauf, dass die, in deren Hände der Brief zuerst gelangt, ihn den anderen zu lesen geben sollen.

## Quellen:

Sämtliche Texte sind der [Glaubensstimme](#) entnommen. Hier sind zumeist auch die Quellangaben zu finden.

-----  
Die Bücher der Glaubensstimme werden kostenlos herausgegeben und dürfen kostenlos weitergegeben werden.

Diese Bücher sind nicht für den Verkauf, sondern für die kostenlose Weitergabe gedacht. Es kommt jedoch immer wieder zu Fragen, ob und wie man die Arbeit der Glaubensstimme finanziell unterstützen kann. Glücklicherweise bin ich in der Situation, dass ich durch meine Arbeit finanziell unabhängig bin. Daher bitte ich darum, Spenden an die **Deutsche Missionsgesellschaft** zu senden. Wenn Ihr mir noch einen persönlichen Gefallen tun wollt, schreibt als Verwendungszweck „Arbeit Gerald Haupt“ dabei – Gerald ist ein Schulkamerad von mir gewesen und arbeitet als Missionar in Spanien.

Spendenkonto: **IBAN:** DE02 6729 2200 0000 2692 04,  
**BIC:** GENODE61WIE

Alternativ bitte ich darum, **die Arbeit der Landeskirchlichen Gemeinschaft Schlossplatz 9 in Schwetzingen zu unterstützen.** Die Landeskirchliche Gemeinschaft „Schlossplatz 9 in Schwetzingen ist eine evangelische Gemeinde und gehört zum Südwestdeutschen Gemeinschaftsverband e. V. (SGV) mit Sitz in Neustadt/Weinstraße. Der SGV ist ein freies Werk innerhalb der Evangelischen Landeskirche. Ich gehöre dieser Gemeinschaft nicht selber an, und es gibt auch keinen Zusammenhang zwischen der Gemeinde und der Glaubensstimme, doch weiß ich mich ihr im selben Glauben verbunden.

LANDESKIRCHLICHE GEMEINSCHAFT „SCHLOSSPLATZ 9“ 68723  
SCHWETZINGEN

Gemeinschaftspastor: M. Störmer, Mannheimer Str. 76,  
68723 Schwetzingen,

IBAN: DE62 5206 0410 0007 0022 89  
Evangelische Bank eG, Kassel

Andreas Janssen  
Im Kreuzgewann 4  
69181 Leimen

Natürlich suche ich immer noch Leute, die Zeit und Lust haben, mitzuarbeiten - wer also Interesse hat, melde sich bitte. Meine Email-Adresse ist: [webmaster@glaubensstimme.de](mailto:webmaster@glaubensstimme.de). Insbesondere suche ich Leute, die Texte abschreiben möchten, bestehende Texte korrigieren oder sprachlich überarbeiten möchten oder die Programmierkenntnisse haben und das Design der Glaubensstimme verschönern können.

# Endnoten

# Anmerkungen

[←1]

Ein römischer Presbyter, von dem wir einen Brief an die Korinther etwa aus dem Jahre 95 besitzen.

[←2]

Vergil in Vergils Aeneis I, 630.

[←3]

Diese calvinistische Übersetzung der Verse 15 und 16 beruht auf einer entschieden unrichtigen Lesart. Vers 16 hängt mit Vers 15 zusammen und enthält eine Frage: „Wenn gesagt wird: Heute, so ihr seine Stimme hört usw. – welche denn von den Hörern richteten eine Verbitterung an?“ Dann folgt als Antwort: „Waren es nicht alle, die von Ägypten ausgegangen waren durch Mose?“ Demgemäß ist auch die nachfolgende Erklärung zu berichtigen. Die Tatsache, dass alle, welche die Errettung aus Ägypten erfahren und Gottes Stimme vernommen hatten, hernach durch Gottes Zorn in der Wüste umkamen, ist für die Leser des Briefes eine ernste Warnung, wie in Kapitel 4 ausgeführt wird. Dass sie sich auf den Weg gemacht und Christi Wort gehört haben, schützt sie allesamt nicht vor der traurigen Möglichkeit, alles Empfangene wieder zu verlieren und des verheißenen Ziels zu verfehlen. Nur der festgehaltene Glaube und Glaubensgehorsam wird sie retten.



[←4]

Die römische Firmelung.

[←5]

Calvin denkt an eine mit Glaubensbekenntnis verbundene Feier beim Abschluss des Unterrichts, den die getauften Christenkinder empfangen. Er hält dafür, dass schon zur urchristlichen Zeit die Handauflegung in dieser Weise in Anwendung gekommen sei.

[←6]

Anhänger eines römischen Presbyters Novatian (i. J. 251), welcher für Rückfällige (Lapsi) das Recht der Wiederaufnahme in die Kirche bestritt.

[←7]  
vgl. zu 6, 4.

# Inhaltsverzeichnis

Vorwort	1
Calvin, Jean - Hebräerbrief - Einleitung.	2
Kapitel 1.	6
Kapitel 2.	17
Kapitel 3.	33
Kapitel 4.	43
Kapitel 5.	55
Kapitel 6.	65
Kapitel 7.	80
Kapitel 8.	94
Kapitel 9.	105
Kapitel 10.	120
Kapitel 11.	144
Kapitel 12.	169
Kapitel 13.	183
Quellen:	194
Endnoten	196
Anmerkungen	197